

HEYNE
BÜCHER

Tom Clancy / Steve Pieczenik

TOM CLANCY'S *NET FORCE I*

Intermafia

Surfen im Internet des Jahres 2010

Die technischen Möglichkeiten der Zukunft ziehen zwielichtige Gestalten verschiedenster Couleur wie magisch an. Auf diese besondere Form von Verbrechen spezialisiert sich die Net Force – eine Unterabteilung des FBI. Sie ist dem New Yorker Ray Genaloni, Kopf eines Syndikats kurz vor dem Durchbruch in die Legalität, ebenso ein Dorn im Auge wie dem Russen Wladimir Plechanow, der gerade seinen großen Plan verwirklichen will. Als Steve Day, Kommandant der Net Force und zuständig für das organisierte Verbrechen, ermordet wird, bringt das nicht nur Genaloni in größte Bedrängnis.

Ein Blick in die Zukunft
vom Meister des Techno-Thrillers!

Allgemeine Reihe
Deutsche Erstausgabe
Best.-Nr. 01/10819

ISBN 3-453-14746-4
DM 14,90/ÖS 109,-

DM 14,90



9 783453 147461



Das Buch

Man schreibt das Jahr 2010: In der dreidimensionalen Welt des Internet bewegen sich zwielichtige Gestalten unterschiedlichster Couleur, die das World Wide Web nutzen wollen, um ihre dunklen Machenschaften durchzuziehen. Auf diese besondere Form des organisierten Verbrechens ist die Net Force spezialisiert, eine Untereinheit des FBI. Sie ist dem New Yorker Ray Genaloni, Kopf eines Verbrechersyndikats, das kurz vor dem Durchbruch in die Legalität steht, ebenso ein Dorn im Auge wie dem Russen Wladimir Plechanow, der die Zeit gekommen sieht für die Verwirklichung seines großen Plans. Um die Net Force von seinen Manipulationen im World Wide Web abzulenken, läßt Plechanow Steve Day, den Kommandanten der Net Force, ermorden. Die Vorgehensweise der Killer, die der von Tschetschenien aus operierende Russe dafür angeheuert hat, trägt scheinbar die Handschrift Genalonis. Alex Michaels, der als engster Mitarbeiter Days zum kommissarischen Kommandanten der Net Force ernannt wird, läßt sich zunächst täuschen und wird zur Zielscheibe von Genalonis Killer - >The Selkie< alias Mora Sullivan.

Die Autoren

Tom Clancy, geboren 1947 in Baltimore, begann noch während seiner Tätigkeit als Versicherungskaufmann zu schreiben und legte schon mit seinem Roman *Jagd auf Roter Oktober* einen Bestseller vor. Mit seinen realitätsnahen und detailgenau recherchierten Spionagethrillern hat er Weltruhm erlangt. Tom Clancy lebt mit seiner Familie in Maryland.

Von Tom Clancy ist im Heyne-Verlag erschienen: *Gnadenlos* (01/9863), *Ehrenschild* (01/10337).

Steve Pieczenik ist von Beruf Psychiater. Er arbeitete während der Amtszeiten von Henry Kissinger, Cyrus Vance; und James Baker als Vermittler bei Geiselnahmen und Krisenmanager. Steve Pieczenik ist Bestsellerautor von psychologisch angelegten Polit-Thrillern.

Von Tom Clancy und Steve Pieczenik liegen im Heyne-Verlag vor: *Tom Clancy's Op-Center* (01/9718), *Tom Clancy's Op-Center: Spiegelbild* (01/10003), *Tom Clancys Op-Center: Chaostage* (01/10543).

TOM CLANCY und STEVE PIECZENIK

TOM CLANCY'S NET FORCE 1 INTERMAFIA

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Heiner Friedlich

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE
Nr. 01/10819

Titel der Originalausgabe
TOM CLANCY'S NET FORCE

Umwelthinweis:
Das Buch wurde auf
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Redaktion: Verlagsbüro Dr. A. Gößling und O. Neumann GbR, München

4. Auflage
Copyright ©1998 by Netco Partners
Copyright ©1999 der deutschen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 1999
Umschlagillustration: John Harris/Arena/Agentur Schlück
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: Presse-Druck Augsburg

ISBN 3-453-14746-4
<http://www.heyne.de>

1

*Dienstag, 7. September 2010, 23 Uhr 24
Washington, D.C.*

»Alles in Ordnung, Commander«, erklärte Boyle. »Wir sind soweit.«

Steve Day trat aus dem kühlen, klimatisierten Restaurant, aus dem die köstlichen Düfte der ausgezeichneten italienischen Küche drangen, in die schwüle Herbstnacht hinaus. Auf dem Bürgersteig erwartete ihn Boyle, sein Leibwächter, der jetzt in ein Funkgerät sprach. Die Limousine stand bereit, aber Boyle war ein besonders umsichtiger junger Mann und zählte zu den besten Leuten des FBI. Erst auf seine Anweisung hin öffnete sich die elektrisch verriegelte Fondtüre mit einem Klicken. Nicht ein einziges Mal richtete er währenddessen den Blick auf Day.

Day nickte dem Fahrer zu. Der Mann war neu. Wie lautete noch sein Name? Larry? Lou? So ähnlich jedenfalls. Er stieg ein und ließ sich auf den lederbezogenen Sitz gleiten. Seine Laune war hervorragend. Ein Menü mit sieben Gängen und drei verschiedenen Spitzenweinen hob seine Stimmung immer. Umbertos Restaurant war neu und verdiente mindestens vier Sterne. Aber gegenwärtig war es noch in keinem Führer verzeichnet, und Day hoffte, daß das noch lange so blieb. Bis jetzt war so gut wie jedes unbekannte Restaurant mit anständigem Essen, das er aufgespürt hatte, kurz darauf >entdeckt< worden - was bedeutete, daß man kaum noch einen Tisch bekam.

Zwar war Day der Leiter der Net Force, deren Gründung in den geheimen Machtzirkeln noch immer Tagesgespräch war, aber wenn reiche Senatoren aus der Provinz oder noch wohlhabendere ausländische Diplomaten vor einem auf der Liste standen, zählte das nicht viel. In dieser Stadt wußten selbst die Restaurantbesitzer, mit wem sie sich gut stellen mußten. Mit Sicherheit genoß ein Offizier von so niedrigem Rang wie Day dabei nicht die oberste Priorität, zumindest nicht im Augenblick.

Trotzdem war das Essen köstlich gewesen. *Pasta al dente*, Soße, die einem die Arterien verklebte, Shrimps, Salat und ein erfrischendes Eis. Day fühlte sich angenehm gesättigt und leicht beschwipst. Ein Glück, daß er nicht fahren mußte.

In diesem Moment piepste sein Pager.

Boyle ließ sich neben Day auf den Sitz gleiten, schloß die Tür und klopfte mit dem Knöchel gegen die kugelsichere Lexan-Trennscheibe.

Der Fahrer ließ den Motor an, während Day den Pieper vom Gürtel löste.

In der oberen rechten Ecke der kleinen LCD-Anzeige des Virgil - die Abkürzung stand für *Virtual Global Interface Link* - blinkte ein Telefonzeichen. Als er das Symbol berührte, erschien eine Nummer auf dem Schirm. Marilyn rief von zu Hause aus an. Er warf einen Blick auf die Zeitanzeige. Kurz nach elf. Offenbar war sie früher als erwartet von dem DAR-Treffen zurückgekommen. Diese Quasselsitzungen dauerten normalerweise bis nach Mitternacht. Er grinste, während er zweimal auf die Nummer tippte und auf die Verbindung wartete.

Das Virgil war ein faszinierendes Spielzeug. Kaum größer als eine Schachtel Zigaretten - auch wenn er das Rauchen vor über zwanzig Jahren aufgegeben hatte, wußte Day noch, wie groß eine Schachtel war -, kombinierte es Computer, GPS-Einheit, Telefon, Uhr, Radio, Fernseher, Modem, Kreditkarte, Kamera, Scanner und sogar ein kleines, drahtloses Fax in einem Gerät. Mit Hilfe des GPS (des *Global Positioning System*) konnte man überall auf der Welt seine Position bestimmen. Als ranghoher FBI-Beamter besaß Day ein Virgil, das im Gegensatz zu den im Handel erhältlichen Modellen für den zivilen Gebrauch nicht mit einem künstlichen Ungenauigkeitsfaktor versehen war und daher bis auf fünf Meter genau arbeitete. Über einen hochdigitalisierten, abhörsicheren Kanal, der so eng war, daß er als >Rohr< bezeichnet wurde, ließ sich mit jedem beliebigen Telefon oder Computer Verbindung aufnehmen. Selbst ein Experte im Dechiffrieren von Codes hätte eine Ewigkeit gebraucht, um in das Rohr einzudringen. Mit der richtigen Kennung ermöglichte das Gerät Day Zugang zu den gewaltigen Datenbanken der Großrechner von FBI und Net Force. Wenn ihm danach gewesen wäre, hätte er mit einer Prise des

Puderzuckers auf dem Käsekuchen, den er zum Dessert verspeist hatte, den Fingerabdruck des Kellners auf seinem Teller bestäuben und überprüfen lassen können. Noch bevor er sein Mahl beendet hätte, wären ihm dessen Identität und Lebensgeschichte bekannt gewesen.

Es war ein Vergnügen, in der Zukunft zu leben, kaum ein Jahrzehnt nach der Jahrtausendwende. Wenn 2010 solche Wunder bereithielt, was war dann erst in zwanzig oder dreißig Jahren zu erwarten? Darauf freute er sich schon. Angesichts des medizinischen Fortschritts bestand auch eine reelle Chance, daß er diese Zeit tatsächlich erleben würde.

»Hallo, Steve«, drang es aus dem Lautsprecher des Virgil.

»Hallo, Marilyn. Was gibt's?«

»Nichts Besonderes. Wir sind früher fertig geworden, und da wollte ich wissen, ob du Lust auf ein spätes Abendessen hast.«

Er grinste. Da die Kamera nicht eingeschaltet war, konnte sie sein Lächeln nicht sehen. »Ich komme gerade von Umberto und habe so viel gegessen, daß es für die nächsten zwei Wochen reichen sollte.«

Sie lachte. »Verstehe. Kommst du nach Hause?«

»Bin schon unterwegs.«

Day besaß eine Eigentumswohnung in der Stadt, aber meistens verbrachte er die Nacht in seinem Haus auf der anderen Seite des Flusses. Die Kinder waren zwar erwachsen, doch Marilyn und der Hund freuten sich, wenn sie ihn regelmäßig zu Gesicht bekamen.

Er schaltete das Virgil aus und klipste es wieder an den Gürtel, was nicht ganz einfach war. Zunächst mußte er die Schnalle um ein paar Löcher weiter stellen, dann verschob er das paddelförmige Galco-Holster mit der SIG .40 ein wenig nach vorn, damit es sich nicht in die rechte Hüfte bohrte. Natürlich hätte er auch einen der neuen drahtlosen Kicktaser verwenden können, die den Feuerwaffen angeblich überlegen waren, doch er traute ihnen nicht recht. Auch wenn er seine Ernennung politischen Gründen verdankte - sein gegenwärtiges Amt hatte er durch die vielen Jahre im Einsatz verdient. Nichts, fand er, ging über seine altmodische Pistole.

Die Waffe zu verschieben half. Weil er schon dabei war, löste er die Klettverschlüsse an den Seitenteilen der Kevlarweste und stellte sie ebenfalls etwas lockerer ein.

Boyle neben ihm konnte das Grinsen kaum unterdrücken.

Day schüttelte den Kopf. »Sie haben gut lachen. Wie alt sind Sie - dreißig? Drei- bis viermal pro Woche im Fitneßraum, stimmt's? Wir alten Schreibtischhengste haben keine Zeit, uns in Form zu halten.«

So schlecht war seine Verfassung auch wieder nicht. Fünfundachtzig Kilo bei knapp einem Meter fünfundsiebzig, das waren zwar ein paar Pfunde zuviel, aber immerhin war er im letzten Juni zweiundfünfzig geworden, und da hatte man ein Anrecht auf ein paar wohlverdiente Pölsterchen.

Die schmale Straße, die sie entlangfuhren, war eine Abkürzung zur Schnellstraße und verlief hinter den neuen Vierteln mit Sozialwohnungen. Dieser Teil der Stadt wirkte düster und trostlos. Die Straßenlaternen waren zerbrochen, ausgeschlachtete Autowracks säumten die Straße. Wieder einmal hatte sich ein ganzes Viertel im Handumdrehen in einen Slum verwandelt. Noch bevor der erste Anstrich trocken war, hatte der Niedergang schon eingesetzt. Seiner Meinung nach bedurfte das gegenwärtige Sozialsystem dringend einer Reform, aber das war nichts Neues. Auch wenn vieles besser geworden war - es gab immer noch Menschen, die an der Zukunft nicht teilhatten. In Washington existierten Straßen, auf denen er sich nach Einbruch der Dunkelheit auch mit Waffe, kugelsicherer Weste und Virgil nicht hätte aufhalten wollen. In seiner gepanzerten Limousine fühlte er sich etwas sicherer ...

Ein fürchterlicher Knall riß ihn aus seinen Gedanken. Schlagartig wurde das Innere der Limousine in grelles, orangefarbenes Licht getaucht. Der Wagen verlor auf der Fahrerseite die Bodenhaftung, schien eine Ewigkeit lang auf zwei Rädern zu fahren, bis er schließlich zurückkippte und hart auf der Straße aufschlug.

»Was zum Teufel ...?«

Boyle hielt die Pistole bereits in der Hand, als das Heck der Limousine ausbrach. Der Wagen schleuderte und rammte einen Laternenpfahl aus Glasfaser, der abknickte und auf das Auto

stürzte. Ein klirrender Regen von Glassplittern ergoß sich über den Kofferraum.

Day sah einen massigen, schwarz gekleideten Mann aus der schwülen Nacht auf den Wagen zurennen. Trotz der tief in die Stirn gezogenen Mütze war unter dem blonden Haar eine Narbe zu erkennen, die quer über die rechte Augenbraue verlief. Auf seinem Gesicht lag ein Lächeln.

Hinter der Limousine schien sich etwas zu bewegen, doch als Day sich umwandte, konnte er nichts entdecken.

»Weg hier!« brüllte Boyle. »Schnell weg!«

Der Fahrer gab Gas. Der Motor heulte auf, die Reifen quietschten, doch der Wagen rührte sich nicht von der Stelle. Der Gestank verbrannten Gummis erfüllte die Luft.

Day drückte an seinem Virgil den Knopf für das codierte Notsignal und griff nach der Waffe, als der Mann in Schwarz die Limousine erreichte und mit einem metallischen Geräusch etwas an die Tür drückte. Dann wandte er sich ab und rannte in die Dunkelheit zurück.

»Raus!« schrie Boyle. »Er hat eine Haftmine an der Tür angebracht! Um Gottes willen, raus hier ...!«

Day packte den Türgriff auf der Fahrerseite, stieß die Tür auf und hechtete hinaus. Nach einer improvisierten Schulterrolle landete er unsanft auf dem Boden.

Eine Maschinenpistole bellte mehrmals auf. Mit metallischem Geräusch gruben sich die Kugeln in die Limousine.

Day rollte sich herum und hielt nach Deckung Ausschau. Nichts. Keine Möglichkeit, sich zu verstecken!

Als er zum Wagen zurücksah, schienen sich die Sekunden quälend zu verlangsamen. Boyle sprang feuernd aus dem Auto, orangefarbene Zungen färbten die Dunkelheit, doch es wirkte wie eine Filmszene in Zeitlupe.

Boyle zuckte zusammen, als die Kugeln gegen seinen Körper schlugen und von seiner Brust abprallten.

In einem Winkel seines Gehirns war Day bewußt, daß die meisten Maschinenpistolen mit Pistolenmunition funktionierten. Solche Geschosse konnten die Westen, die er und Boyle trugen, nicht durchschlagen. Doch wenn der Gegner auf den Kopf zielte ...

Blut und Gehirnmasse spritzten aus Boyles Schläfe, als die Kugel austrat.

Verdammt! Was um Gottes willen ging hier vor? Wer waren diese Leute?

Der Motor der Limousine heulte unaufhörlich, weil der Fahrer noch immer vergeblich versuchte zu fliehen. Abgase stiegen Day in die Nase. Der Gestank nach verbrannten Reifen mischte sich mit dem stechenden, säuerlichen Geruch seiner Angst, die ihn zu überwältigen drohte.

Da zündete die Mine an der rückwärtigen Tür der Limousine.

Die Druckwelle trieb das Glas der Scheiben in alle Richtungen. Auch Day wurde von ein paar Scherben getroffen, bemerkte es jedoch kaum.

Der hintere Teil des Wagendaches wurde ein Stück weit aufgerissen, ein faustgroßes Loch öffnete sich. Beißender; bitterer Rauch ergoß sich in einer heißen Welle über ihn.

Wie eine Puppe hing der Fahrer mit dem Oberkörper aus dem Fenster.

Tot. Der Fahrer und Boyle waren tot. Natürlich würde Hilfe kommen, aber er konnte nicht länger warten, sonst wäre er ebenfalls ein toter Mann.

Day kam auf die Beine, lief zwei, drei Schritte, schlug einen Haken nach rechts, dann wieder nach links. Vor fünfunddreißig Jahren, in seiner High-School-Zeit, war er so über das Fußballfeld gerannt.

Um ihn herum ging ein Kugelhagel nieder, der ihn jedoch größtenteils verfehlte. Eine Kugel zerrte an seinem Jackett und durchschlug den Stoff unter dem linken Arm. Wut stieg in ihm auf. Das Jackett war aus Hongkongseide und hatte sechshundert Dollar gekostet.

In diesem Moment traf ihn ein Projektil direkt über dem Herzen gegen die Brust. Wie die meisten Agenten legte er die Traumaplatte aus Titan nie an, sondern begnügte sich mit einer dreifachen Lage Kevlar, die er in die Traumatasche über dem Herzen stopfte. Deshalb war der Aufprall unglaublich schmerzhaft. Er hatte das Gefühl, als hätte man mit einem Hammer direkt gegen sein Brustbein geschlagen.

Aber das war jetzt gleichgültig. Es zählte nur, daß er auf den Beinen war, sich bewegte ...

Vor ihm tauchte eine schwarze Gestalt auf, die aus einer Uzi feuerte. Trotz der Dunkelheit und benebelt von Angst, entging Day nicht die unförmige Kampfweste unter der schwarzen Jacke. Man hatte ihn gelehrt, zuerst auf die größte Masse zu zielen, aber das war in diesem Fall sinnlos. Die SIG .40 würde seinem Gegner nicht mehr Schaden zufügen als die 9-mm-Kugeln der Uzi bei ihm.

Im Laufen hob er die SIG und richtete sie so, daß der leuchtende Tritiumpunkt des Zielgeräts auf die Nase des Mannes zeigte. Sein Blickfeld verengte sich, bis er nur noch das Gesicht vor sich sah. Der grüne Nachtsichtpunkt tanzte auf und ab, doch er feuerte, so schnell er den Abzug betätigen konnte, drei Schüsse hintereinander ab.

Der Angreifer ging zu Boden, als wären seine Beine plötzlich weggeklappt.

Sehr gut! Er hatte einen von ihnen erledigt, eine Lücke geschaffen. Es war wie beim Football, wo er vor einer Ewigkeit Quarterback gewesen war.

Jetzt durch die Lücke, schnell, bis zur Grundlinie!

Aus dem Augenwinkel bemerkte er eine Bewegung, und als er nach links sah, entdeckte er einen weiteren, ebenfalls schwarz gekleideten Mann, der mit beiden Händen eine Pistole hielt und bewegungslos wie eine Statue dastand. Er wirkte so gelassen, als absolvierte er eine Übung auf dem Schießstand.

Day fühlte, wie sich seine Eingeweide verkrampften. Ihn überkam der Drang, gleichzeitig wegzulaufen, zu schießen und seinen Darm zu entleeren. Die Kerle waren Profis. Das war keine Bande, die eine Brieftasche stehlen wollte, hier ging es um einen gezielten Mordanschlag. Und die Männer verstanden ihr Handwerk ...

Es war sein letzter Gedanke.

Die Kugel traf ihn zwischen die Augen und löschte alles andere aus.

Vom Rücksitz des Volvo-Kombi aus blickte Michail Rushjo auf die Leiche von Nicholas Papirossa, der im Laderaum hinter ihm auf der Seite lag. Die Decke, die man über ihn gelegt hatte,

konnte nicht verhindern, daß der Geruch des Todes die Luft erfüllte. Rushjo schüttelte seufzend den Kopf. Armer Nicholas. Sie hatten gehofft, daß es keine Verluste gäbe, aber das hoffte man immer. Der dicke Amerikaner war nicht so alt und langsam gewesen wie erwartet. Sie hatten ihn unterschätzt, und das war ein Fehler gewesen. Allerdings hatte Nicholas selbst die Informationen über den FBI-Commander beschafft, deshalb war es, vielleicht gerecht, daß er das einzige Opfer war. Dennoch würde Rushjo ihn vermissen. Sie hatten sich lange gekannt, genauer gesagt, seit ihrer Zeit beim Auslandsgeheimdienst, dem SRV. Das war fünfzehn Jahre her. In diesem Geschäft eine Ewigkeit.

Morgen hätte Nicholas seinen zweiundvierzigsten Geburtstag gefeiert.

Winters, der Amerikaner, fuhr den Wagen, während Gregori Smeja auf dem Beifahrersitz auf russisch etwas vor sich hin murmelte.

Mit diesen Namen waren sie nicht geboren worden, vielmehr hatten sie sich einen Spaß damit erlaubt. *Rushjo* hieß >Gewehr<, Nicholas hatte sich >Zigarette< genannt und Gregori das russische Wort für >Schlange< gewählt. Nicht einmal der Amerikaner verwendete seinen echten Namen.

Rushjo seufzte erneut. Vorbei war vorbei. Nicholas war tot, aber die Zielperson ebenfalls. Daher war der Verlust zu verwinden.

»Alles okay da hinten?« fragte der Amerikaner.

»Mir geht's gut.«

»War nur'ne Frage.«

Der Amerikaner behauptete, er stamme aus Texas. Entweder sagte er die Wahrheit, oder er ahmte den texanischen Akzent hervorragend nach.

Rushjo blickte auf die Pistole, die neben ihm auf dem Sitz lag. Mit dieser Waffe hatte er den Mann erledigt, der Nicholas getötet hatte. Es handelte sich um eine 9mm-Beretta, eine italienische Waffe. Ein schönes, gut gearbeitetes Stück, aber für Rushjos Geschmack zu groß, zu schwer, zu laut. Der Rückstoß war zu stark. Zuviel Kugel. In seiner Zeit als *Speznas* war er für *mokrij Dela* - >schmutzige Arbeiten< - zuständig gewesen. Dabei hatte er eine kleine PSM, eine 5,45-mm-Pistole, verwendet. Deren

Patronen waren vielleicht halb so groß wie die der italienischen Waffe, und auch die Pistole selbst war viel kleiner. Natürlich hatte er sie vom Waffenschmied etwas frisieren lassen, aber für seine Zwecke war sie stets ausreichend gewesen. Nie hatte sie ihn im Stich gelassen. Auch diesmal hätte er sie vorgezogen, aber das war nicht in Frage gekommen. Es mußte so aussehen, als wäre ein Einheimischer für den Mord verantwortlich. Wenn man die Waffe eines russischen Killers gefunden hätte, so hätte das einen Aufruhr ausgelöst, von dem Tote erwacht wären. Schließlich waren die Amerikaner nicht dumm.

Stirnrunzelnd sah er auf die Beretta. Die Amerikaner waren von Größe fasziniert - je größer, desto besser. Manchmal feuerten ihre Polizisten das gesamte Magazin einer Faustfeuerwaffe mit achtzehn oder zwanzig großkalibrigen Patronen von hoher Durchschlagskraft auf Kriminelle ab, ohne auch nur ein einziges Mal zu treffen. Offenbar begriffen sie nicht, daß ein Schuß aus einer kleinkalibrigen Waffe in der Hand eines Experten wesentlich effektiver war als ein Magazin voller Elefantentöter in der Hand eines ungeübten Idioten.

Viele amerikanische Polizeibeamte waren offenbar nur Trottel. Die Israelis dagegen kannten den feinen Unterschied. Der Mossad rüstete seine Agenten immer noch standardmäßig mit 22er-Waffen aus, die mit den kleinsten im Handel erhältlichen Patronen geladen wurden. Trotzdem war, wie jeder wußte, mit dem Mossad nicht zu spaßen.

Zumindest war der FBI-Mann einen ehrenvollen Tod gestorben. Er hatte einen von ihnen mit sich genommen, womit nicht zu rechnen gewesen war. Dreimal hatte er Nicholas in den Kopf getroffen. Einmal hätte als Zufall durchgehen können, aber drei Treffer - das war wohldurchdacht gewesen. Der Mann hatte erkannt, daß der Körper seines Angreifers geschützt war, und deshalb auf den Kopf geschossen. Wäre er ein wenig schneller gewesen, hätte er diesem ersten Anschlag auf sein Leben entgegen können.

Auf dem Vordersitz murmelte >die Schlange< vor sich hin, laut genug, daß Rushjo es hören konnte. Er knirschte mit den Zähnen. Für Gregori, die Schlange, empfand Rushjo keinerlei Sympathie. 1995 war er mit den Armee-Einheiten in Rushjos

Heimat Tschetschenien einmarschiert, um dort zu morden und zu vergewaltigen. Natürlich war er Soldat gewesen und hatte nur Befehle befolgt, und langfristig gesehen war ihre jetzige Mission wichtiger als die Wut Rushjos auf die Schlange. Also würde er sie ertragen. Aber irgendwann würde die Schlange einmal zu oft die schöne Tapferkeitsmedaille erwähnen, die ihr für den Einsatz in Tschetschenien verliehen worden war. Sollte das kurz vor dem Ende ihrer Mission geschehen, wenn Gregori Smeja nicht mehr unentbehrlich wäre, dann würde er sich bei seinen Vorfahren efinden. Mit einem Lächeln auf den Lippen würde Rushjo den Trottel erwürgen. Aber nicht heute. Vor ihnen lag noch viel Arbeit, es war ein weiter Weg bis zum Ziel. Er brauchte die Schlange; das war Gregoris Glück.

Alexander Michaels schief nur halb, als der kleine Monitor auf dem Nachttisch neben seinem Bett aufleuchtete. Er fühlte das Licht durch die geschlossenen Lider dringen, drehte sich um und öffnete die Augen.

Der blaue Bildschirmhintergrund der Net Force erschien.

»Alex? Wir haben eine Meldung mit Priorität eins.«

Michaels blinzelte, während er stirnrunzelnd auf die Zeitanzeige in der rechten oberen Ecke des Monitors blickte. Kurz nach Mitternacht. Er träumte wohl. Was, verdammt noch mal ...

»Alex? Wir haben eine Meldung mit Priorität eins.«

Die Stimme des Computers war weiblich, heiser und sehr sexy. Egal, was sie sagte, es klang immer, als wollte sie einen auffordern, mit ihr ins Bett zu steigen. Das Persönlichkeitsmodul, einschließlich der Stimme, war von Jay Gridley programmiert worden, der sich damit einen Scherz hatte erlauben wollen. Jay war ein hervorragender Techniker, aber seine Kochkünste waren seinen Witzen bei weitem vorzuziehen. Obwohl ihn die Stimme sehr irritierte, verknipte Michaels es sich, den Jungen um eine Änderung zu bitten. Diese Genugtuung gönnte er ihm bestimmt nicht.

Der stellvertretende Kommandeur der Net Force rieb sich über das Gesicht, fuhr sich mit den Fingern durch das kurzgeschnittene Haar und setzte sich auf. Die kleine, bewegungsempfindliche

Kamera auf dem Monitor folgte ihm. Solange er keine anderslautenden Anweisungen gab, würde sie Bilder senden.

»Okay, ich bin jetzt wach. Bitte Verbindung herstellen.«

Das durch seine Stimme aktivierte Voxax-System gehorchte dem Befehl, und das angespannte Gesicht von Assistant Deputy Commander Antönella Fiorella erschien. Sie wirkte wacher, als er sich fühlte, aber da sie diese Woche Nachtdienst hatte, war das kein Wunder.

»Tut mir leid, daß ich Sie wecken muß, Alex.«

»Kein Problem, Toni. Was gibt's?«

Einen Anruf mit Priorität eins tätigte sie nur im äußersten Notfall.

»Commander Day wurde ermordet.«

»Was?!«

»Sein Virgil hat ein Alarmsignal abgegeben, auf das die Washingtoner Polizei reagierte. Doch als sie am Ort des Geschehens eintraf, waren alle schon tot - Day, sein Leibwächter Boyle und der Fahrer der Limousine, Louis Harvey. Sieht nach Bomben und Maschinenpistolen aus. Etwa vor zwanzig Minuten.«

Michaels sagte ein Wort, das er in Anwesenheit von Damen ansonsten tunlichst vermied.

»Ganz recht«, gab Toni zurück. »Ich kann Ihnen nur beipflichten.«

»Ich bin unterwegs.«

»Den Ort teilt Ihnen Ihr Virgil mit.« Eine kurze Pause trat ein.

»Alex? Beachten Sie die Verhaltensregeln für Anschläge.«

Die Ermahnung war überflüssig, aber er nickte. Wurde ein hoher Bundesbeamter angegriffen, hatten die Angehörigen seiner Einheit davon auszugehen, daß möglicherweise weitere Anschläge geplant waren. »Verstanden. Ende.«

Das Bild seiner Assistentin verschwand. Zurück blieb der blaue Net-Force-Schirm. Er schlüpfte aus dem Bett, ging zur Kommode und begann, Kleidungsstücke herauszuzerren.

Verdammt, Steve Day war tot ...

2

*Mittwoch, 8. September, 0 Uhr 47
Washington, D.C.*

Die roten und blauen Lichter der Streifenwagen tauchten die Straße in grellbunte Farben wie im Karneval. Angesichts der zirkusähnlichen Geschäftigkeit, die sich hier entwickelte, erschien die Beleuchtung durchaus angemessen. Obwohl es gegen ein Uhr morgens ging, standen Dutzende von Menschen auf der Straße und mußten durch Polizeibeamte und ein reflektierendes Absperrband zurückgehalten werden. Aus den nahegelegenen Gebäuden starteten weitere Schaulustige herüber. Es gab auch einiges zu sehen: eine durch eine gewaltige Explosion zerstörte Limousine, Unmengen von Patronenhülsen und auch drei Leichen.

Wirklich keine schöne Gegend, um zu sterben, dachte Toni Fiorella. Andererseits war kein Ort gut genug, um in einem Kugelhagel aus Maschinenpistolen den Tod zu finden.

»Agentin Fiorella?«

Toni verdrängte ihre Gedanken über die Sterblichkeit des Menschen und sah den Police Captain an. Sein Gesicht wirkte völlig zerknittert. Offenbar hatte man ihn aus dem Bett geholt. Er war gut fünfzig Jahre alt, fast kahl und wirkte äußerst unglücklich. Tote FBI-Beamte sozusagen im eigenen Vorgarten zu finden, während man Dienst hatte, war eine üble Sache. Ganz, ganz übel.

»Ja?«

»Meine Männer sind von der ersten Befragung zu rück.«

Toni nickte. »Lassen Sie mich raten. Niemand hat etwas gesehen.«

»Sie sollten zur Polizei gehen«, gab der Captain säuerlich zurück. »Sie haben einen Blick fürs Detail.«

»Hier gibt es ganz bestimmt jemanden, der mit Haftbefehl gesucht wird.« Toni wies mit einer Geste auf die Menge.

Der Captain nickte. Er kannte das Verfahren. Wenn ein Polizeibeamter getötet wurde, spielte es keine Rolle, für welche

Behörde er arbeitete - man tat alles, um den Täter zu finden. Dabei war es Routine, sich kleine Drogenhändler oder sogar Verkehrssünder mit zu vielen Strafzetteln wegen Falschparkens vorzuknöpfen. Alles wurde versucht, wenn es auch noch so aussichtslos erschien. Polizistenmörder durften nicht ungestraft davonkommen.

Als Toni aufblickte, sah sie, wie eine nagelneue Chrysler-Limousine direkt vor der Polizeiabsperrung zum Stehen kam. Zwei Männer - der Leibwächter und der Fahrer -stiegen aus und überprüften die Menge mit Blicken. Dann nickte der Leibwächter dem Fahrgast im Fond zu.

Alex Michaels erschien. Als er Toni bemerkte, ging er auf sie zu. Er hielt seine Marke hoch und wurde von den Polizisten durchgelassen, die die Straße abriegelten.

Eine Welle von Gefühlen stieg in Toni auf, wie stets, wenn sie Alex an einem Tag zum erstenmal sah. Mitten in diesem Blutbad herrschte Raum für ein wenig Freude, Bewunderung, sogar Liebe.

Alex' Gesicht wirkte nicht grimmig, sondern gelassen wie immer. Nie würde er seine Regungen zeigen, obwohl sie wußte, daß er litt. Day war sein Freund und Mentor gewesen, und sein Tod mußte Alex tief getroffen haben, auch wenn er es niemals zugegeben hätte, nicht einmal ihr gegenüber.

Vielleicht gerade ihr gegenüber nicht ...

»Toni.«

»Alex.«

Während sie den Tatort besichtigten, schwiegen beide.

Alex ging in die Hocke, um Steve Days Leiche zu untersuchen. Für einen Augenblick bemerkte Toni eine leichte Anspannung in seinem Gesicht, ein flüchtiges Zusammenpressen der Kiefer. Das war alles.

Er erhob sich und ging zu dem Wagen, um die anderen getöteten Beamten und das zerstörte Auto zu inspizieren.

Immer noch suchten FBI- und Polizeibeamte mit Scheinwerfern und Videokameras den Straßenbelag ab. Kriminaltechniker zogen Kreidekreise um leere Patronenhülsen auf Straße und Gehweg und hielten die Position jeder einzelnen Hülse fest, bevor sie sie einsammelten. Später würde man die

Beweisstücke einem Dampf mit hoher Haftwirkung aussetzen, einem feinen Nebel aus Zyanoacrylatester, mit dem sich bei richtiger Vorgehensweise sogar Fingerabdrücke auf Toilettenpapier feststellen ließen. Die Methoden, mit denen sie anschließend auf biologische Aktivität untersucht werden würden, waren so effizient, daß sich damit ein Keim in einem Ozean aufspüren ließe. Dennoch bezweifelte Toni, daß man auf verwendbare Spuren oder DNS-Rückstände stoßen würde. So einfach war es selten, vor allem dann nicht, wenn ein Verbrechen so gut geplant worden war wie dieses hier.

Nachdem er sich alles angesehen hatte, wandte sich Alex ihr zu. »Was haben wir bis jetzt?«

»Soweit man es zu diesem Zeitpunkt beurteilen kann, handelt es sich um einen Mordanschlag, dessen Ziel Commander Day war. Durch eine Bombe unter einem Kanaldeckel wurde die Limousine gegen einen Laternenmast geschleudert. Danach wurde die rückwärtige Tür aufgesprengt, vermutlich durch eine Haftmine. Die Fahrgäste wurden von mehreren Angreifern getötet. Aus der Anordnung der Hülsen geht hervor, daß es drei oder mehr Schützengewesen sein müssen. Porter wird sich um die ballistischen Untersuchungen kümmern, aber er ist sich jetzt schon recht sicher, daß 9mm-Kaliber, mehrere Maschinenpistolen und zumindest eine Faustfeuerwaffe zum Einsatz kamen.«

Ihre Stimme klang gleichmütig, als gäbe sie einen Spielstand bekannt. Toni stammte aus einer temperamentvollen italienischen Familie aus der Bronx, wo man das Herz auf der Zunge trug und lachte und weinte, wenn einem danach zumute war. Es fiel ihr schwer, jedes Gefühl aus ihren Worten zu verdrängen - sie hatte Steve Day und seine Frau gemocht. Aber es war ihr Job.

»Boyle und Day haben das Feuer erwidert. Boyle gelang es, zwölf Schüsse abzufeuern, Day hat drei abgegeben. Porter hat einige deformierte Kugeln aus Handfeuerwaffen gefunden, deren Form darauf hindeutet, daß sie von einem Material abgeprallt sind, das härter ist als Kevlar. Er wird die Formen durch den Computer laufen lassen, um sicherzugehen, aber ... «

Alex unterbrach sie. »Die Mörder waren durch eine Panzerung geschützt, vermutlich Keramik- oder Microfaserplatten, wie das Militär sie verwendet. Was noch?«

»Hier drüben.«

Sie führte ihn zu einem Fleck hinter Days Leiche. Die Leute des Coroners waren damit beschäftigt, den Körper in einem Plastiksack zu verstauen, doch Alex widmete weder ihnen noch seinem toten Freund einen Blick. Er war jetzt ganz Profi. »Days Munition wurde hier, dort und da drüben gefunden.« Toni deutete auf kleine Kreidekreise auf der Straße, nur wenige Meter voneinander entfernt, und ging ein paar Schritte weiter. »Hier befindet sich ein kleiner Fleck aus geronnenem Blut, und dort, in schrägem Winkel dahinter, sind Spritzer von Blut und Gehirnmasse.« Sie wartete, während er die Verbindung herstellte.

Er enttäuschte sie nicht. »Jemand hat trotz der Panzerung einem der Mörder einen Treffer verpaßt. Day wußte, daß man auf den Kopf zielen muß. Aber die Täter haben die Leiche mitgenommen.«

»Die Washingtoner Polizei hat Straßensperren errichtet ...«

Er winkte ab. »Hier waren Profis am Werk, die lassen sich nicht mit Straßensperren fangen. Sonst noch etwas?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, das ist zunächst alles, bis wir die Laborwerte bekommen. Noch haben sich keine Zeugen gemeldet. Es tut mir leid, Alex ...«

Er nickte. »Schon gut. Steve - äh, Commander Day hat lange Zeit die Abteilung gegen Organisierte Kriminalität geleitet. Lassen Sie das System arbeiten, Toni. Ich will alles über die Menschen wissen, mit denen Day in dieser Position je gesprochen hat, und über jeden, der auf ihn wütend sein könnte. Außerdem will ich über sämtliche laufenden Untersuchungen informiert werden. Das hier sieht nach einem Anschlag der neuen Mafia aus. Es ist ihr Stil, aber wir dürfen nichts übersehen.«

»Ich habe schon mehrere Teams darauf angesetzt. Jay Gridley geht das System durch.«

»Gut.«

Alex starrte auf die Straße, aber seine Augen schienen etwas zu sehen, das Millionen Meilen entfernt lag. Am liebsten hätte Toni die Hand ausgestreckt und seinen Arm berührt, um ihm zu helfen, den Schmerz zu ertragen, der ihn so unerwartet getroffen hatte, doch sie hielt sich zurück. Zeit und Ort waren denkbar ungeeignet für eine solche Geste, das war ihr klar. Sie wollte nicht, daß sich

eine Tür vor ihr schloß oder er sich von ihr abwandte, wenn sie versuchte, ihn zu trösten. Er war ein guter Mensch, aber verschlossen, ein Mann, der darauf achtete, niemanden zu nahe an sich heranzulassen. Wenn sie jemals diesen eisernen Vorhang durchdringen wollte, dann nur mit größter Vorsicht und unter Aufbietung all ihres Feingefühls. In ihrem tiefsten Inneren war ihr bewußt, daß es unfair gewesen wäre, sich dazu des Todes seines Freundes zu bedienen.

»Ich fahre mit Porter ins Labor.«

Er nickte nur.

Michaels fand sich mitten auf einer heruntergekommenen Straße in einer ebenso schrecklichen Nacht wieder, die von dem Gestank nach verbranntem Schießpulver, heißen Kamerascheinwerfern und dem Hauch des Todes erfüllt war. Verzernte Geräusche drangen aus den Funkgeräten der Polizisten, während Kriminalbeamte den Tatort untersuchten und die murmelnde Zuschauermenge von gelangweilten Streifencops zurückgehalten wurde. In der Ferne zischte eine Magnetschwebebahn vorüber; sie war mit hoher Geschwindigkeit nach Baltimore unterwegs.

Steve Day war tot.

Richtig begriffen hatte er diese Tatsache noch nicht. Zwar hatte er die Leiche gesehen, wußte, daß das Licht hinter Days Augen erloschen und nichts als eine leblose Hülle, eine leere Form zurückgeblieben war - das hatte er mit dem Verstand erfaßt. Aber sein Gefühl reagierte nicht darauf. Es war nicht das erstemal, daß ein Mensch, den er kannte, starb. Manche hatten ihm nahegestanden. Erst Tage, Wochen, Monate später wurde einem die Realität bewußt, wenn man erkannte, daß sie nie wieder anrufen, schreiben, mit einem lachen oder mit einer Flasche Champagner vor der Tür stehen würden.

Jemand hatte einem wertvollen Menschen das Lebenslicht ausgeblasen, als wäre er ein Streichholz gewesen. Alex Michaels fühlte in diesem Augenblick nichts als brennende Wut. Der Mörder würde dafür bezahlen, dafür sorgte er, und wenn es das letzte wäre, das er in seinem Leben tat!

Er seufzte. Hier gab es nichts mehr für ihn zu tun. Die Mörder waren inzwischen weit weg. Die Befragungen in der Nachbarschaft würden nichts unmittelbar Nützliches ergeben. Die Killer versteckten sich nicht in einem dieser heruntergekommenen Gebäude. Selbst eine fotografisch genaue Beschreibung der Täter würde ihnen nicht viel helfen, weil die Kerle mit Sicherheit nicht aus dieser Gegend stammten. Die Öffentlichkeit wußte nicht, daß professionelle Killer nur selten gefaßt wurden. Neun von zehn verhafteten Auftragsmördern wurden von ihren Auftraggebern ans Messer geliefert, aber das schien Michaels bei einer Operation auf dieser Ebene höchst unwahrscheinlich. Die Verantwortlichen mußten wissen, daß sich die Behörden nicht damit zufriedengäben, die Ausführenden einzusperren. Bei einer solchen Aktion lieferten sie niemanden aus. Falls tatsächlich die Mafia dahintersteckte und die Bosse nervös wurden, dann verschwänden die Schützen allenfalls in einem abgelegenen Steinbruch. Und diejenigen, die die Hinrichtung ausführten, würden ihnen höchstwahrscheinlich folgen.

Die Net Force verfügte über das Beste an Technologie, das es auf diesem Planeten gab, besaß das schnellste aller Computernetze und einen unglaublichen Reichtum an Daten. Die Agenten vor den Online-Rechnern wie auch die Männer im Einsatz zählten zur Elite von FBI und NSA, waren Spitzenleute der führenden Universitäten, Amerikas oder stammten aus den oberen Rängen der Polizei- und Militärbehörden. Aber all das würde nichts helfen, wenn die Mörder nicht einen Fehler begangen hatten. Die Net Force benötigte eine Bresche, in die sie schlagen konnte. Michaels war lange genug im Geschäft, um sich darüber im klaren zu sein, auch wenn es ihm nicht gefiel.

Doch selbst Profikiller waren nicht unfehlbar. Von Zeit zu Zeit begingen auch sie Fehler. Und sollte es hier nur den kleinsten Schwachpunkt geben, selbst einen so winzigen, daß er nur mit dem Elektronenmikroskop zu erkennen wäre, dann würde Alex Michaels nötigenfalls das ganze Sonnensystem in Bewegung setzen, um ihn auszunutzen.

Sein Virgil piepste.

»Ja?«

»Alex? Walt Carver.«

Michaels seufzte einmal mehr. Walter S. Carver, der Direktor des FBI. Er hatte diesen Anruf erwartet. »Ja, Sir.«

»Es tut mir leid wegen Steve. Gibt es schon etwas zu berichten?«

Michaels informierte seinen Chef, soweit er selbst im Bilde war.

»In Ordnung«, meinte Carver anschließend. »Um 7 Uhr 30 haben wir eine Besprechung mit dem Präsidenten und der Nationalen Sicherheit im Weißen Haus. Stellen Sie einen Bericht zusammen. Sie übernehmen die Präsentation.«

»Ja, Sir.«

»Übrigens - ab jetzt leiten Sie die Net Force kommissarisch.«

»Sir, ich ...«

Carver schnitt ihm das Wort ab. »Ich weiß, ich weiß, aber ich brauche jemanden auf diesem Posten, und das sind Sie. Es mag den Anschein haben, als bedeutete mir Steves Tod nichts, aber die Net Force trägt für mehr als das Schicksal eines einzelnen Mannes Verantwortung, so wichtig er auch gewesen sein mag. Alle rücken nach, Ihren alten Job übernimmt Toni. Der Präsident muß das noch abzeichnen, aber in wenigen Tagen dürften Sie als Commander bestätigt werden.«

»Sir ...«

»Ich brauche Sie, Alex. Sie werden mich doch nicht im Stich lassen?«

Michaels starrte auf das Virgil. Ihm blieb keine andere Wahl, also schüttelte er den Kopf. »Nein, Sir. Ich werde Sie nicht im Stich lassen.«

»Gut. Ich sehe Sie also heute morgen. Versuchen Sie, noch etwas zu schlafen, damit Sie bei der Präsentation nicht wie ein Zombie aussehen. Es gelten die Verhaltensregeln für den Fall von Mordanschlägen, verstanden?«

»Ja, Sir.«

»Gehen Sie nach Hause, Alex.«

Michaels starrte auf seine Limousine, vor der sein Leibwächter und der Fahrer postiert standen. Beide sahen ihn erwartungsvoll an. Ihm blieben noch etwas mehr als sechs Stunden, um die Präsentation für den Präsidenten der Vereinigten Staaten und dessen knallharte Sicherheitsberater vorzubereiten, von seinem

eigenen Chef ganz zu schweigen. Schlafen? Das kam natürlich nicht in Frage.

Er schüttelte den Kopf. Kaum glaubte man, die Dinge unter Kontrolle zu haben, holte einen das Leben sofort auf den Boden der Tatsachen zurück. *Du denkst, du hast die Sache im Griff, alter Junge? Hier hast du eine Nuß zu knacken: Dein direkter Vorgesetzter ist soeben ermordet worden, vermutlich von der Mafia, und du wurdest gerade befördert. Morgen sollst du vor dem mächtigsten Mann der Welt einen Vortrag halten, der vermutlich über deine weitere Laufbahn entscheiden wird. Wie fühlst du dich dabei?*

»Beschissen«, sagte er laut.

»Wie bitte?« erkundigte sich ein Verkehrspolizist, der in der Nähe stand.

»Nichts.«

Er ging zu seinem Wagen.

»Nach Hause, Commander?« fragte der Fahrer.

Commander.

Der Chauffeur wußte bereits von der Beförderung. Auch gut. Eines war jedenfalls sicher, seine neue Stellung würde er nutzen, um diese Angelegenheit aufzuklären. Steve war sein Freund.

Falsch. Steve war sein Freund gewesen.

Er würde nicht nach Hause fahren, egal, wie müde er war.

»Nein. Ins Büro.«

3

*Mittwoch, 8. September, 11 Uhr 19
Grosny, Tschetschenien*

Wladimir Plechanow rieb ein wenig von dem allgegenwärtigen Staub von der Innenseite des Fensters und blickte auf die Stadt hinab. Trotz Klimaanlage und ungeachtet der Bemühungen seiner Reinigungsfrau, die einmal in der Woche kam, schien auf allem eine Puderschicht zu liegen, die so fein war wie Talkum, aber viel dunkler. Im Moment bestand diese Schicht nur aus Schmutz. Er erinnerte sich an eine Zeit, als alles mit dem Ruß aus den Krematorien bedeckt gewesen war, in denen die Überreste von Soldaten, Zivilisten und russischen Invasoren verbrannt worden waren. Das war lange her, fast zwanzig Jahre, doch jetzt, da er älter wurde, verbrachte er mehr Zeit mit seinen Erinnerungen, als möglicherweise gut für ihn war. Nun ja, auch wenn ihm noch einiges blieb, wofür es sich zu leben lohnte, auch wenn die Aussichten für die Zukunft gut waren - ein gelegentlicher Blick zurück war wohl gestattet.

Von seinem Eckbüro im sechsten Stock der Computerabteilung des Gebäudes der Wissenschaften, in dem sich früher kurzfristig das militärische Hauptquartier befunden hatte, bot sich ihm eine wundervolle Aussicht. Vor ihm lag die neue Brücke über die Sunsha im Zentrum der Stadt. In weiter Ferne erkannte man die massigen Pipelines von Makatschkala, durch die die immer kostbarer werdende schwarze Flüssigkeit zu den wartenden Tankern im Kaspischen Meer floß. Und da drüben waren die Überreste der Kasernen, in denen Tolstoi als junger Soldat Dienst getan hatte. Am Horizont zeichnete sich die Sunsha-Kette des gewaltigen Kaukasus ab.

Die Stadt war nicht übel. Von einem Dorf konnte man längst nicht mehr sprechen, denn schließlich lebte unterdessen fast die Hälfte der gesamten Bevölkerung des Landes hier. Aber mit einer

dreiviertel Million Einwohnern war die Stadt nicht allzu groß, und sie lag in einer wunderschönen Landschaft.

Öl war immer noch der Treibstoff für Grosnys Wirtschaft, doch es ging immer mehr zur Neige. Es verschwand so schnell, daß es sich nicht einmal hätte ersetzen lassen, wenn jeden Tag zehntausend Dinosaurier gestorben und umgehend verrottet wären. Nicht einmal in einem Spielberg-Film mit allen Spezialeffekten war so etwas vorstellbar. Tag und Nacht spien die Fackeln der Raffinerie Rauch und Flammen gen Himmel, aber in nicht allzu ferner Zukunft würden sie erlöschen. Tschetscheniens Wirtschaft benötigte eine neue Grundlage, und für die würde er, Wladimir Plechanow, sorgen. Auch wenn er als Russe geboren war - er war durch und durch Tschetschene ...

Der Klang des Telefonprogramms in seinem Computer hielt Plechanow davon ab, weiter über seinen großen Plan zu sinnieren. Er wandte dem Fenster den Rücken zu und trat zur offenen Tür seines Büros. Mit einem Lächeln, das für seine Sekretärin Sascha bestimmt war, schloß er sie leise, aber bestimmt, bevor er sich der hochmodernen Workstation zuwandte. »Computer, Lautstärkedämpfung ein.«

Summend befolgte das Gerät den Sprachbefehl. »Lautstärkedämpfung aktiv«, erfolgte die Rückmeldung.

Plechanow nickte der Maschine zu, als könnte sie seine Geste sehen und verstehen. Das war nicht der Fall, aber wenn er es gewünscht hätte, hätte man den Computer darauf programmieren können.

»Ja?« fragte er auf englisch. Über diese Leitung war kein Bildempfang möglich, das war ihm sehr recht. Die Verbindung war so sicher wie das beste Verschlüsselungsprogramm des russischen Militärs. Er wußte das, weil er selbst das Programm im Auftrag der russischen Armee geschrieben hatte. Es war höchst unwahrscheinlich, daß jemand, der ihr Gespräch belauschte, auch nur annähernd über die Mittel verfügte, um den Code zu knacken. Einige Mitarbeiter der Net Force mochten dazu in der Lage sein, aber die waren - im Moment jedenfalls - anderweitig beschäftigt. Trotzdem sprach er englisch, weil Sascha keine zwei Worte dieser Sprache verstand. Genauso unwahrscheinlich war, daß jemand, der zufällig vorüberkam, des Englischen mächtig war.

»Der Job ist erledigt«, sagte die Stimme aus einer Entfernung von Tausenden von Kilometern. Michail, der sich aus Spaß Rushjo nannte - Michail, >das Gewehr< also. Ein gewalttätiger Mensch, aber loyal und sehr fähig. Das richtige Werkzeug für diese Mission.

»Gut. Ich hatte nichts anderes erwartet. Irgendwelche Probleme?«

»Nicholas hat uns unerwartet verlassen.«

»Wie bedauerlich«, erwiderte Plechanow. » Er war ein tüchtiger Angestellter.«

»Ja.«

»Na schön. Haben Sie das neue Quartier bezogen?«

»Ja.«

Auch wenn die Verbindung verschlüsselt war, ließen sich alte Gewohnheiten nicht so leicht ablegen. Ihre Spetsnaz-Tage waren lange her, aber die Erinnerung saß tief. Plechanow wußte, daß sich das Versteck in San Francisco befand, also gab es keinen Grund dafür, es laut auszusprechen. Sollte durch ein Wunder eine Aufnahme dieses Gesprächs in den Besitz eines aufstrebenden Mathematik- und Computergenies gelangen, dem durch ein noch größeres Wunder die Entschlüsselung gelang - was hätte er schon bekommen? Ein harmloses Gespräch zwischen zwei nicht identifizierten Männern, das über so viele Satelliten und Relais übertragen wurde, daß es sich unmöglich zurückverfolgen ließ. Die Themen waren so allgemein, so vage, daß sie nahezu bedeutungslos wurden. Ein Job? Jemand namens Nicholas war gegangen? Ein Umzug? Dahinter *konnte* nichts stecken.

»Gut. Gehen Sie weiter vor wie geplant. Ich werde mich mit Ihnen in Verbindung setzen, wenn weitere Arbeit nötig wird.« Er zögerte einen Augenblick, dann wurde ihm klar, daß er noch etwas sagen mußte. Der Kommunismus war tot, und das war gut so, aber die Werktätigen brauchten zu ihrer Zufriedenheit immer noch Anerkennung. Ein guter Manager wußte das. »Sie haben gute Arbeit geleistet. Ich bin zufrieden mit Ihnen.«

»Danke.«

Damit war das Gespräch beendet.

Plechanow lehnte sich im Stuhl zurück. Der große Plan wurde genau wie vorgesehen realisiert. Wie bei einem Schneeball, der

den Abhang hinunterrollte, war der Anfang klein, aber am Ende würde die Lawine so gewaltig sein, daß niemand sie noch aufzuhalten vermochte.

Er drückte den Knopf der Gegensprechanlage auf dem Schreibtisch, wartete ein paar Sekunden und wiederholte den Vorgang. Immer noch keine Antwort. Er seufzte. Schon wieder war die Sprechanlage defekt. Wenn er Tee wollte, mußte er aufstehen, um es Sascha persönlich mitzuteilen. Er war auf dem Weg, der mächtigste Mann der Welt zu werden, und trotzdem gezwungen, in einem, Büro zu arbeiten, in dem nicht einmal die einfachsten Geräte funktionierten. Er schüttelte den Kopf. Das würde sich bald ändern.

Doch dies war die unwichtigste der Veränderungen, die bevorstanden ...

*Mittwoch, 8. September, 7 Uhr 17
Washington, D.C.*

Alexander Michaels hatte sich schon besser gefühlt. Während sein Chauffeur den Wagen auf die Pennsylvania Avenue 1600 zusteuerte, ging er noch einmal die Papierausdrucke durch und versuchte, seine Gedanken zu ordnen, so gut es ging. Die Limousine war vorne und hinten durch die grauen Regierungswagen der Leibwächter abgeschirmt. Deren Fahrer und Passagiere trugen genügend Stahl am Leib, um einen kleinen Krieg zu führen. Das Reglement war sehr strikt bezüglich der Maßnahmen, die im Falle der Ermordung eines hohen Bundesbeamten zu ergreifen waren. Die Entstehungsgeschichte dieser Schutzmaßnahmen reichte bis zu Abraham Lincoln zurück. Den meisten Menschen war nicht bewußt, daß die Ermordung des Präsidenten nicht das einzige Ziel von Booth und seinen Mitverschwörern gewesen war.

Michaels war bereits mehrfach im Weißen Haus gewesen, allerdings stets zusammen mit Steve Day. Bis jetzt hatte er nie

selbst auf dem heißen Stuhl gesessen - doch nun führte er die gesamten Informationen mit sich, über die das FBI verfügte. Das Material war auf eine kleine Disk kopiert worden, die eine Kapazität von mehreren Gigabyte besaß und sicher in einem codierten Plastikbehälter verwahrt wurde. Sie konnte sofort in das mehrfach gesicherte System des Weißen Hauses geladen werden. Und sollte ihm etwas zustoßen, würde jeder, der versuchte, den Behälter der Disk aufzubrechen, eine Überraschung erleben. Zehn Gramm Thermoflex würden genügend Hitze erzeugen, um Behälter und Disk schmelzen zu lassen, ganz zu schweigen von den Fingern jeder Person, die so dumm war, beide anzufassen.

Das Sicherheitssystem des Weißen Hauses bestand aus mehreren Spezialcomputern, die keinerlei Verbindung zur Außenwelt besaßen. Außerdem würden die neuesten Antiviren- und Säuberungsprogramme dafür sorgen, daß seine Informationen dort sicher aufgehoben waren.

Aber er war müde, hatte zuviel Kaffee getrunken und sehnte sich nach einem Bett - weit weg von allem, um ein fach die nächste Woche durchzuschlafen.

Pech gehabt. Dafür wirst du nicht bezahlt.

Das Virgil piepste.

»Ja?«

»Alex? Sind Sie fertig?«

Der Direktor des FBI. »Ja, Sir. Ich werde in etwa fünf Minuten eintreffen.«

»Gibt es etwas Neues, das ich wissen sollte?«

»Nichts von Bedeutung.«

»In Ordnung. Ende.«

Als der Konvoi das westliche Tor erreichte, stieg Alex aus und ließ sich von den Metalldetektoren, den Bombensuchhunden und einem Spezialscanner überprüfen. Bei diesem Gerät handelte es sich um eine Neuentwicklung, mit der sich auch Feuerwaffen und Messer aus Keramik oder Plastik aufspüren ließen. Er gab seinen Taser ab und erhielt eine Empfangsbestätigung und einen Besucherausweis. Schließlich überprüften die Marines am Tor als letzte Sicherheitsmaßnahme seine Identität. Der Lageraum, in dem die Besprechung stattfinden sollte, befand sich im älteren Teil des Gebäudes, im Stockwerk unter dem Oval Office.

Als er aus dem engen Aufzug stieg, wurde sein Ausweis von zwei weiteren Marines kontrolliert. Auf dem Weg zum Lageraum grüßten ihn drei Geheimdienstagenten in Zivil. Zwei von ihnen kannte er, einer der beiden war während Alex' Zeit in Idaho beim FBI gewesen.

»Guten Morgen, Commander Michaels«, sagte der alte Bekannte.

»Hallo, Bruce.« Alex fühlte sich noch immer unbehaglich, wenn er mit dem Titel >Commanden angesprochen wurde. Für den neuen Posten hatte er sich nie besonders interessiert, und ganz bestimmt hatte er ihn nicht um den Preis von Steve Days Tod haben wollen. Das Gute daran war, daß ihm als Commander alle Möglichkeiten offenstanden, um Days Mörder zu ergreifen. Und genau das hatte er vor.

Alex ließ seinen Daumenabdruck von einem letzten Scanner überprüfen. Endlich öffnete sich vor ihm die Tür zum Besprechungsraum.

FBI-Direktor Carver saß bereits an einem langen Tisch, dessen ovale Form an das Büro im Stockwerk über ihnen erinnerte. Er trank Kaffee aus einer Porzellantasse. Links von ihm stand Assistant Director Sheldon Reed vom Büro für Nationale Sicherheit und telefonierte über ein Virgil. Eine Sekretärin mittleren Alters in Tweedrock und weißer Seidenbluse saß etwas abseits an einem kleinen Tisch. Vor ihr lag zwischen einem sprachgesteuerten, nicht vernetzten Aufnahmegerät und einem Computer ein Stenoblock. Ein Marine in Ausgehuniform goß aus einer silbernen Kanne Kaffee in eine Tasse, ohne auch nur einen Tropfen zu verschütten. Dann stellte er das dampfende Getränk rechts von Carver auf den Tisch. Das mußte Alex' Platz sein. Mit Sicherheit wußte der Soldat, daß er den Kaffee schwarz trank. Versiegelte Ordner; die Ausdrucke jenes Berichts enthielten, den Michaels bei sich trug, lagen vor jedem Stuhl auf dem Tisch.

Carver gönnte Alex ein geschäftsmäßiges Lächeln und deutete mit dem Kopf auf den Platz neben sich. Als er sich eben setzen wollte, öffnete sich die Tür, und der Präsident kam mit seinem Stabschef, Jessel Leon, herein.

»Guten Morgen, Gentlemen, Mrs. Upton.« Der Präsident nickte der Sekretärin lächelnd zu. »Mein Terminkalender ist voll, kommen wir daher gleich zur Sache. Walt?«

»Mr. President, gegen Mitternacht wurde Steve Day, der Commander der Net Force des FBI ermordet. Alex Michaels kennen Sie - er hat Days Posten übernommen. Er wird Ihnen den Vorfall schildern, soweit das nach dem aktuellen Stand der Ermittlungen möglich ist.«

»Nette Art, an eine Beförderung zu gelangen«, meinte der Präsident mit einem Nicken in Michaels' Richtung. Seine Stimme klang nervös. Befürchtete er, das nächste Opfer zu werden? »Ich bin bereit, lassen Sie hören.«

Michaels holte tief Atem und versuchte, so ruhig wie möglich zu bleiben. Er ging zu dem Computer, öffnete die codierte Diskhülle, die er mitgebracht hatte, und übergab den Inhalt der Sekretärin. Sie legte die Disk in das Gerät ein und ließ das Virenprüfprogramm ablaufen, was kaum fünf Sekunden dauerte.

»Der Computer erwartet Ihre Sprachbefehle«, teilte Mrs. Upton ihm dann mit.

»Danke«, gab Michaels zurück. »Computer, Bild ein, bitte.«

Ein holografischer Projektor an der Decke schaltete sich ein. Mitten auf dem Tisch erschien ein dreidimensionales Bild des Tatorts, wie er vor kaum acht Stunden von einem Polizeihubschrauber aus fotografiert worden war.

Michaels begann mit seiner Erläuterung, schilderte die Explosion, den Angriff, sprach von den Toten und von dem Attentäter, der vermutlich ums Leben gekommen war. Dabei ging er systematisch vor und ließ sich Zeit. Während er sprach, ließ er den Computer weitere Bilder zeigen. Nach zehn Minuten hielt er inne und blickte die Umsitzenden an. »Gibt es bis hierher Fragen?«

»Wurden letzte nacht ungewöhnliche Aktivitäten im Umfeld von Bundesbeamten beobachtet?« erkundigte sich der Präsident. Eine vernünftige Frage - wer mochte der nächste sein?

»Nein, Sir.«

»Niemand hat die Verantwortung übernommen? Keine terroristische Vereinigung?«

»Nein, Mr. President.«

»Was wissen wir über die Bomben?« fragte Reed.

»Bei der Ladung unter dem Kanaldeckel handelte es sich um eine Panzerabwehrmine der US-Army. Den Sprengstoffmarkern zufolge gehörte sie zu einer Charge, die während des Golfkriegs im Irak gelegt worden war. Vermutlich wurde sie von einem Bauern mit einem Metalldetektor ausgegraben und auf dem Schwarzmarkt verkauft. Vielleicht hat sie aber auch ein Quartiermeister beiseite geschafft, bevor sie überhaupt in den Irak gelangte. Das läßt sich heute nicht mehr in Erfahrung bringen.

Die Haftmine an der Tür war nicht gekennzeichnet«, fuhr Michaels fort, »aber unser Labor ist der Meinung, daß sie aus Restbeständen der israelischen Marine stammte und etwa fünf Jahre alt war.«

»Vermutlich kann man die Dinger auf jeder mittelgroßen Waffenmesse kaufen«, kommentierte Reed. Er lächelte, um klarzustellen, daß es sich um einen Scherz handelte. Auch er klang nervös. Nicht wirklich geängstigt, aber beunruhigt. Auch das war verständlich.

Michaels ging nicht auf die Bemerkung ein. »Keine Fingerabdrücke oder DNS-Rückstände auf den vorgefundenen Patronen, die alle identisch waren. Bei den Kugeln in den Körpern der Opfer und im Wagen handelt es sich offenbar um serienmäßige Federal 147, 9mm-Luger FMJ mit abgeflachter Spitze, geeignet für Pistolen und Maschinenpistolen mit Unterschallgeschwindigkeit. Die Extraktionsmarken auf den Hülsen zeigen, daß beide Arten von Waffen verwendet wurden. Den Markern nach zu urteilen, die bis jetzt im Schießpulver gefunden wurden, sind die entsprechenden Chargen nach Chicago, Detroit, Miami und Fort Worth gegangen.«

»Na dann, viel Glück«, meinte Reed. »Vermutlich liegen die Waffen inzwischen auf dem Meeresgrund.«

»Also schön, soviel zu den nackten Tatsachen«, erklärte der Präsident. »Wie wäre es mit einer Theorie? Wer steckt dahinter, Mr. Michaels? Und wer könnte das nächste Ziel sein?«

»Computer, Bild zwölf«, befahl Michaels.

Von oben erschien eine weitere Holoprojektion, die eine andere, bei Tageslicht aufgenommene Szene zeigte.

»Das ist ein FBI-Archivbild vom Schauplatz der Ermordung von Thomas >Big Red< O'Rourke in New York im September vergangenen Jahres. Die Angriffsmethode weist eine bemerkenswerte Ähnlichkeit auf. Unter der gepanzerten Limousine dieses irischen Gangsters ging eine Bombe hoch, die Türen wurden mit Haftminen gesprengt, O'Rourke und seine Leibwächter durch mehrere Salven aus 9mm-Pistolen und Maschinenpistolen getötet.«

»Es gab doch noch weitere Morde dieser Art, nicht wahr?« erkundigte sich der Präsident.

»Ja, Sir. Im letzten Dezember starb Joseph DiAmmato von der Dixie-Mafia in New Orleans auf ähnliche Weise und im vergangenen Februar Peter Heitzman in Newark. Die Abteilung für Organisierte Kriminalität des FBI nimmt an, daß die Morde auf Anweisung von Ray Genaloni, dem Oberhaupt der fünf Familien New Yorks, erfolgten, aber die Ermittlungen laufen noch.«

»Das heißt, Sie haben noch keine konkreten Ergebnisse«, folgerte Reed.

»Nichts, womit ein Bundesstaatsanwalt vor Gericht gehen könnte, das ist richtig.«

Der Präsident nickte. »Es sieht also so aus, als hätten wir es mit der Mafia zu tun, korrekt? Kein Hinweis auf terroristische Aktivitäten?«.

Michaels wählte die nächsten Worte äußerst vorsichtig. »Auf den ersten Blick liegt diese Möglichkeit nahe, Sir.«

Carver mischte sich ein. »Gestatten Sie, Alex?«

Michaels nickte. Er war froh, seinem Chef das Feld überlassen zu können, und hoffte nur, daß man ihm seine Erleichterung nicht allzu deutlich anmerkte.

»Commander Day leitete mehrere Jahre lang die Abteilung für Organisierte Kriminalität des FBI«, erklärte Carver. »Während dieser Zeit verhaftete man die Mitglieder der Hälfte der großen New Yorker Familien. Davon wiederum wurde die Hälfte verurteilt und hinter Gitter gebracht. Genalonis Vater und sein älterer Bruder gehörten zu denen; die ins Gefängnis kamen. Die Mafia würde wegen Steves Tod in der Tat keine Träne vergießen, und sie hat ein langes Gedächtnis.«

»>Rache schmeckt kalt am besten<«, warf der Präsident ein. »Ist das nicht ein sizilianisches Sprichwort?« Er wirkte etwas entspannter als zuvor. Auf ihn hatte es die Mafia nicht abgesehen.

Mit einem Blick auf seine Armbanduhr erhob er sich. »Ich unterbreche diese Besprechung nur ungern, Gentlemen, aber ich habe noch andere dringende Geschäfte. Es hat den Anschein, daß wir es hier mit der Mafia zu tun haben, und ich kann nicht erkennen, in welcher Form die nationale Sicherheit bedroht ist.« Er blickte Reed an, der den Kopf schüttelte. Hauptsache, eure eigenen Hintern sind nicht in Gefahr, dachte Michaels.

»Okay, Walt, ich lege großen Wert darauf, daß diese Sache aufgeklärt wird. Halten Sie mich auf dem laufenden. Gentlemen ... Mrs. Upton ... «

Damit entschwandten der Präsident und sein Stabschef.

Carver trat zu Michaels, der noch immer neben dem Computer stand. »War doch gar nicht so schlimm, oder?«

»Nein, Sir.«

»Gut so. Wir werden Genaloni die Hölle heiß machen. Der Kerl wird nicht mal mehr pinkeln können, ohne daß ihn jemand aus der Kloschüssel heraus beobachtet. Lassen Sie Ihre Computerleute Nachforschungen anstellen.«

»ja, Sir.«

»Sprechen Sie mit Brent Adams von der Abteilung für Organisierte Kriminalität, er wird die Anweisung erhalten, mit Ihnen zusammenzuarbeiten. Wir machen uns hier nicht untereinander Konkurrenz. Ich erkläre Sie für zuständig. Der Präsident der Vereinigten Staaten hat soeben gesagt, wir sollen die Sache aufklären, und für mich hörte sich das nicht nach einer Bitte an.«

»Nein, Sir.«

»Das ist alles. Ich erwarte einen täglichen Lagebericht. Falls sich etwas Neues ergibt, auch öfter. Fällt Ihnen sonst noch etwas ein?«

»Nein, Sir. Wir werden Sie ständig informieren.«

»Gut so.«

Erst, als er wieder im Auto saß und das Weiße Haus in sicherer Entfernung hinter ihm lag, gönnte sich Michaels ein wenig Entspannung. Auf dieser hohen Ebene barg jede Handlung ein

großes Risiko. Lieber wäre er draußen im Feld geblieben oder hätte neue Agenten ausgebildet. Alles war besser als solche Spielchen mit Politikern und Sicherheitsberatern. Ein falscher Schritt, ein Wort zur unrechten Zeit, und man zählte für den Rest seines Lebens Büroklammern. Jetzt hatte er sein persönliches Ziel als Befehl von oberster Stelle vorliegen: Finde heraus, wer Steve Day ermordet hat!

Finde es heraus, sonst ...

In Ordnung, kein Problem. Genau das hatte er vorgehabt. Die Mittel dafür standen ihm zur Verfügung.

4

Mittwoch, 8. September, 9 Uhr 30
Quantico, Virginia

Toni Fiorella übte im kleinen Fitneßraum *Djurus*, als zwei FBI-Rekruten aus der Anfängerklasse hereinkamen. Etwa ein Dutzend Personen trainierten bereits, hoben Gewichte, schwitzten auf den Fitneßrädern oder droschen auf einen der Sandsäcke ein. Die meisten von ihnen waren Agenten, Übungsleiter oder Beamte vom Ausbildungszentrum. Üblicherweise blieben Trainees in ihrem eigenen *Kraftraum*, was Toni sehr recht war. Denn die Neulinge, die zumeist gerade ihr Jura- oder Wirtschaftsstudium absolviert hatten, hielten sich häufig für allwissend und waren der Meinung, ihre Anwesenheit sei eine Ehre für das FBI.

Mit leicht gebeugten Knien schob sie den rechten Fuß in einen Ausfallschritt vor, wobei der größte Teil ihres Körpergewichts auf dem vorderen Fuß lag. Mit beiden Händen führte sie wischende Bewegungen nach rechts und links aus, um die Körpermitte vor einem imaginären Angreifer zu schützen. Unvermittelt zuckte ihr rechter Ellenbogen in einer kurzen, konzentrierten Bewegung nach oben gegen den Kopf des nicht vorhandenen Gegners. Mit der linken Hand schlug sie sich gegen den eigenen Ellenbogen, um einen Aufprall zu simulieren, dann ließ sie die linke Hand unter den rechten Arm gleiten und wehrte einen Schlag des fiktiven Gegners ab. Fausthiebe mit rechts und links beendeten die erste Hälfte des ersten *Djuru*, bei dem es sich um eine relativ einfache Sequenz handelte.

Einer der Neulinge, ein großer, muskulöser Mann in blauen Radlerhosen aus Spandex und dem passenden TShirt der FBI-Trainees hatte Toni beobachtet. Er kicherte und sagte etwas zu einem Freund.

Der andere, ein kleiner, untersetzter Mann, dessen Gesicht unter den buschigen Augenbrauen leicht schwammig wirkte, lachte ebenfalls.

Ungerührt führte Toni ihren letzten Hieb mit der Linken zu Ende und senkte den Arm zur Hüfte. Dann trat sie mit dem linken Fuß vor, um nun alle Bewegungen spiegelverkehrt auszuführen.

Days Tod hatte sie stärker getroffen als erwartet, und Alex' Gemütsverfassung belastete sie gewaltig. Sie war in den *Kraftraum* gegangen, um Frustration abzubauen, weil sie nicht an Alex herankam. Aber das Training hatte noch keine große Wirkung gezeigt, weshalb sie nicht besonders gut aufgelegt war.

Sie beendete die zweite Sequenz von Schritten und Schlägen und wechselte erneut auf die rechte Seite, um mit dem zweiten *Djuru* zu beginnen. Im *Bukti* gab es acht kurze Muster, die sogenannten *Djurus*. Viele festgelegte Kampfabläufe, die *Sambuts*, und zahllose freie Techniken beruhten auf diesen einfachen Routinebewegungen.

>Spandex< und >Augenbraue< hatten sich voreinander aufgebaut und waren zum Sparring übergegangen. Obwohl Toni wußte, daß sie sich auf ihre eigenen Übungen hätte konzentrieren sollen - ihr Guru hätte sie wegen mangelnder Aufmerksamkeit getadelt -, beobachtete sie aus den Augenwinkeln, wie die beiden hin und her tänzelten. >Spandex< wirbelte die Füße herum, wobei er hauptsächlich auf den Kopf seines Gegners zielte, während >Augenbraue< zurückwich und die Tritte seines Gegenüber abwehrte oder ihnen auswich. Dabei stieß er *Kiai* aus, jene gutturalen Schreie, die beim Karate die Konzentration erhöhen sollen.

Vermutlich bevorzugte >Spandex< einen koreanischen Stil, während Toni bei >Augenbraue< eher auf eine japanische oder Okinawa-Technik tippte. Beide Männer schienen fit zu sein, doch >Spandex< war offenbar der Bessere. Sie sah ihn grinsen. Dann sprang er, um seinen Gegner mit einem Kick zu treffen.

Wie in einem schlechten Actionfilm, dachte Toni. Während sie so tat, als nähme sie die beiden nicht wahr, absolvierte sie ihre Bewegungen weiterhin in gleichmäßigem Rhythmus. Doch ihr Gesichtsausdruck verriet sie: Es gelang ihr nicht, ein Lächeln zu unterdrücken, und das entging >Spandex< nicht.

Und es gefiel ihm ganz und gar nicht.

Mit einer kurzen Verbeugung gab er >Augenbraue< zu verstehen, daß er fertig war, und wandte sich Toni zu. »Gibt's was

zu lachen, Ma'am?« Sein Südstaatenakzent war unverkennbar. Vermutlich stammte er aus Alabama oder Mississippi.

Ma'am. Man konnte ihm nicht unterstellen, daß er unter Verfolgungswahn litt, denn Toni lachte tatsächlich über ihn, auch wenn sie es zu verbergen suchte. Um der Wahrheit die Ehre zu geben - sie bemühte sich nicht sonderlich, diskret zu bleiben. Tatsächlich gelang es ihr kaum, das Überlegenheitsgefühl unter Kontrolle zu halten, das sie jedesmal überkam, wenn sie eine der anderen östlichen Kampftechniken sah. Jeder hielt sein eigenes System für besser, da bildete sie keine Ausnahme.

Toni war ohnehin fast am Ende ihrer aktuellen Sequenz angelangt, deshalb blieb sie stehen. Ihr war klar, daß sie in ihrem alten schwarzen Trainingsanzug, den Ringerschuhen und dem verschwitzten Stirnband nicht sonderlich eindrucksvoll wirkte. Mit einer Größe von einem Meter fünfundsechzig und einem Gewicht von sechzig Kilo war sie fast dreißig Zentimeter kleiner und vermutlich dreißig Kilo leichter als >Spandex<. Aber sein Ton gefiel ihr nicht.

»Nein, es gibt nichts zu lachen.«

»Tatsächlich? Ich dachte, mein Kampfstil hätte Sie vielleicht belustigt.«

»Nein, er ist nicht komisch.« Damit wollte sie sich abwenden.

>Augenbraue< hielt den Moment für gekommen, sich einzumischen. »Mein Freund hat einen schwarzen Gürtel zweiten Grades.« Mit einer Handbewegung schien er ihre Kampftechnik für null und nichtig erklären zu wollen. »Ich wette, er könnte Ihnen einiges beibringen.«

»Da bin ich sicher«, gab Toni zurück. Wie man sich falsch bewegt zum Beispiel, dachte sie. Doch sie hielt den Mund und griff nach ihrem Handtuch. Am besten, sie ging unter die Dusche. Solange die beiden Primitivlinge ihre Muskeln spielen ließen und sich als Machos aufbliesen, würde sie sich sowieso nicht konzentrieren können. Sie hatte mehrere Brüder und wußte, daß sich Testosteron ebenso wenig aufhalten ließ wie eine Springflut bei Vollmond. In Kürze würden die beiden anfangen, auf den Boden zu spucken und sich im Schritt zu kratzen - soweit das hier drinnen möglich war.

Wenn die Männlichkeit solcher Kerle angekratzt war, handelte man sich als Frau nur Ärger ein, das hätte sie inzwischen wissen müssen,

»Was war das für ein kleines Tänzchen, das Sie da hingelegt haben?« erkundigte sich >Spandex<. >Augenbraue< und er grinste einander an.

Kleines Tänzchen. Ein starkes Stück.

Sie wandte sich den beiden zu. »Das war ein *Djuru*. Die Kampftechnik nennt sich *Pukulan Pentjak Silat Bukti Negara-Serak*.«

>Spandex< grinste über das ganze Gesicht. »Hört sich eher wie ein thailändisches Gericht mit Erdnußsoße an. Besitzen Sie einen Rang darin?«

»Bei uns gibt es keine Gürtel. Man ist entweder Schüler oder Lehrer. Ich bin Schülerin.«

»Nun, sieht auf jeden Fall ganz nett aus«, gab >Spandex< großmütig zu. »Obwohl ich nie davon gehört habe.«

Ganz nett.

Toni lächelte. Normalerweise ließ sie sich von überheblichen Männern einiges gefallen. Herablassung stand ganz oben auf der Liste, weil sie damit so reichlich bedacht wurde. Sie war erst siebenundzwanzig, eine Frau und dazu Italienerin. Alle diese Eigenschaften wurden gern kommentiert und boten häufig Anlaß zu Scherzen über die Mafia. Warum sich Männer ihr gegenüber so verhielten, war ihr bis jetzt ein Rätsel geblieben. Nicht alle Männer, nicht immer, aber es kam doch so häufig vor, daß der Umgang mit dem anderen Geschlecht für sie manchmal ein Argernis darstellte. Viel zu oft, wie ihr schien.

Wäre sie besserer Laune gewesen, hätte sie lächelnd den Kopf geschüttelt, sich abgewandt und den Jungs ihren Spaß gegönnt. Aber im Augenblick war sie nicht besonders milde gestimmt. Sie hatte eine lange, schlimme Nacht hinter sich, und der Tag versprach noch schlimmer zu werden. Sie hatte keine Lust auf das Spiel, das die beiden anzettelten, und sah keinen Grund, es sich gefallen zu lassen.

»Tut mir leid, daß Ihre Bildung so beschränkt ist«, erwiderte sie deshalb.

>Spandex< legte die Stirn in Falten. Er begriff, daß sie ihn beleidigt hatte. »Wie bitte?«

Toni lächelte noch aufreizender. »Welchen Teil haben Sie denn nicht verstanden?«

»Hören Sie, Ma'am, es gibt keinen Grund, pampig zu werden.«

»Da bin ich ganz Ihrer Meinung. Sie besitzen also einen schwarzen Gürtel, richtig?«

»Stimmt.«

»Dann hören Sie mir mal gut zu. Warum kommen Sie nicht her und versuchen, mir eins zu verpassen? Dann zeige ich Ihnen, wozu mein kleines Tänzchen gut ist.«

>Spandex< und >Augenbraue< wechselten einen Blick. Ihr war klar, warum >Spandex< zögerte. So oder so zöge er den kürzeren. Wenn er sie verprügelte, stünde er als brutaler Rohling da, der über eine kleine Frau herfiel. Verdrosch sie ihn, würde seine Männlichkeit leiden.

»Lieber nicht, Ma'am. Ich bin ein sehr gut ausgebildeter Kämpfer und will Ihnen nicht weh tun.«

»An Ihrer Stelle würde ich mir deswegen keine Sorgen machen. Es erscheint mir höchst unwahrscheinlich, daß dieser Fall eintritt.« Toni wußte, wie fragwürdig ihr Verhalten war. Ihr Guru wäre zutiefst verärgert gewesen, wenn er gesehen hätte, wie sie diesen Burschen provozierte. Aber sie konnte nicht anders. Der Kerl war in eine Wolke von Arroganz gehüllt wie ein heißes Würstchen an einem Wintertag in der Bronx in Dampf.

Der andere zog eine buschige Augenbraue hoch und blickte >Spandex< an. »Das kriegst du schon hin, du mußt ja nicht fest zuschlagen. Zeig ihr einfach ein paar Kniffe.«

>Spandex< grinste. Offenbar bot sich hm hier eine Gelegenheit zur Selbstdarstellung, da konnte er nicht widerstehen. »Also gut, Ma'am.«

Er kam näher. In einer Entfernung von etwa drei Metern begann er mit kurzen Schritten zu tänzeln wie ein Pferd und schob sich vorsichtig näher heran: Die eine Hand hielt er hoch erhoben, die zweite etwas niedriger. »Sind Sie bereit?«

Fast hätte Toni gelacht. Warum schickte er nicht gleich ein Telegramm? »Aber ja.«

Er war schnell - und cleverer, als er wirkte. Diesmal versuchte er keinen der angeberischen, albernsten Fußstritte hoch in der Luft, sondern sprintete los, hielt plötzlich inne und machte mit dem rechten Fuß einen Ausfallschritt. Dabei zielte er mit einem schnellen, harten Schlag auf ihre Brust. Gut gezielt und völlig im Gleichgewicht - ein Treffer an dieser Stelle würde keinen großen Schaden verursachen, falls es ihr nicht gelänge, ihn abzuwehren. Mit der anderen Hand deckte er sich.

Perfekt.

Vermutlich erwartete er, daß sie zurückwich und parierte, aber das war nicht ihre Art von Silat, zumindest nicht in dieser Situation. Mit geöffneten Händen wehrte sie den Schlag ab und setzte den linken Fuß nach vorne auf ihn zu. Sie duckte sich unter seinen ausgestreckten Arm und schwang ihren rechten Ellenbogen in die Rippen unter seiner Achsel. Der Treffer klang erfreulich hohl und setzte ihn für einen Augenblick außer Gefecht.

Der Gute wirkte einigermaßen verblüfft.

Schon befanden sich ihre Füße in Position. Basis ...

Blitzschnell packte sie von hinten mit der linken Hand seine linke Schulter. *Winkel* ...

Gleichzeitig griff sie mit der Rechten in einer diagonalen Aufwärtsbewegung nach seiner Stirn, hielt den Ellenbogen dann senkrecht. *Hebel* ...

Nun stieß sie seine linke Schulter nach vorne, nur um sie sofort wieder rückwärts nach unten zu reißen, während sie gleichzeitig seinen Kopf nach hinten zog.

Basis, Winkel, Hebel. Wenn man alle drei Elemente richtig kombinierte, funktionierte diese Technik immer. Ausnahmslos.

Sie hatte alle drei richtig zusammen eingesetzt.

>Spandex< ging zu Boden wie ein Baumriese, der von einer Kettensäge gefällt wurde. Er schlug mit dem Rücken flach auf die Matte. Jetzt hätte sie ihn mit Knien und Ellenbogen bearbeiten können. Statt dessen trat sie zwei Schritte zurück. Schließlich wollte sie ihn nicht verletzen, sondern nur in Verlegenheit bringen.

Von seinem Schlag bis zu ihrem Rückzug hatte die ganze Sequenz keine zwei Sekunden in Anspruch genommen.

Er rollte auf die Beine und ging wutschnaubend auf sie los. »Miststück!«

Auch gut, damit war die >Ma'am< wohl begraben.

Wahrscheinlich plante er eine seiner bevorzugten Angriffssequenzen, eine Kombination aus Tritten und Fausthieben, Scheinattacken und Schwüngen, worauf schließlich der vernichtende Treffer folgen sollte. In Punktkämpfen erledigte er seine Gegner vermutlich reihenweise auf diese Art. Wenn sie ihm freie Bahn ließ, konnte es gefährlich werden.

Sie gab ihm keine Chance.

Als er in einem Scheinangriff eine linke Gerade schlug, wehrte sie mit beiden Händen ab, indem sie seinen Arm direkt über dem Ellenbogen in die Zange nahm. Dann drehte sie sich um ihre eigene Achse und warf sich mit dem gesamten Gewicht auf ein Knie. Ihr Gegner schlug ein Rad. In einigen Kampfsportarten lernte man auch ein wenig Ringen und wie man richtig fiel. >Spandex< hatte davon offensichtlich keine Ahnung.

Er vollführte einen halben Salto und krachte mit dem oberen Rücken so hart auf die Matte, daß ihm die Luft wegblieb. Diese einfache Übung gehörte immer noch zum ersten Djuru. Warum kompliziert, wenn es auch anders ging?

Toni kam auf die Füße und wartete, ob er einen dritten Angriffsversuch unternehmen würde.

Doch so dumm war >Spandex< nicht. Als er diesmal auf die Beine kam, bedeutete er ihr mit einer Geste, daß er genug hatte. Die Lektion war beendet, er wußte, wann er seinen Meister gefunden hatte.

Toni fühlte sich ausgezeichnet, obwohl sie wußte, daß sie sich eigentlich hätte schämen sollen. Sie warf einen Blick auf die Tür des Kraftraums.

Alex Michaels lehnte an der Wand und beobachtete sie.

Michaels ging auf sie zu. Er war nicht schlecht in Form, er lief fast jeden Tag fünf bis sechs Kilometer, fuhr etwas Rad, und in seinem Haus stand ein Bowflex-Gerät, mit dem er Krafttraining absolvierte. Aber seine Ausbildung beim Militär und in der ersten Zeit bei der Net Force, als er Mann gegen Mann gekämpft hatte, lag lange zurück. Computerfreaks wurden in der realen Welt nur selten mit Gefahrensituationen konfrontiert. In den meisten Kämpfen würde er sich vermutlich wacker schlagen, solange er es

mit nur einem Gegner zu tun hatte. Trotzdem hätte er sich ungern mit dem Riesen angelegt, der sich soeben von der Matte aufrappelte. Nachdem Alex beobachtet hatte, wie Toni den armen Burschen einem Frisbee gleich herumgewirbelt hatte, verspürte er nicht die geringste Lust, es mit ihr aufzunehmen. Aus ihrer Akte wußte er, daß sie eine Kampfsporttechnik beherrschte, auch wenn seine Informationen ansonsten eher mangelhaft waren. Die Effektivität der Technik war tatsächlich erstaunlich.

»Sehr interessant, das nennt man also *Silat*? Wo haben Sie das gelernt?«

Toni fuhr sich mit einem Handtuch über das Gesicht. »Als ich etwa dreizehn war, lebte eine kleine alte Frau aus Holländisch-Indonesien bei uns in der Nähe. Sie hieß Susan DeBeers. Sie war in den Sechzigern, pensioniert und vor kurzem Witwe geworden. Am liebsten saß sie auf der Stufe vor dem Gebäude auf der anderen Seite der Straße, rauchte eine kleine geschnitzte Meerschampfeife und genoß die Frühlingssonne. An einem Samstag fanden vier Jungs von einer Gang, sie müßten ihren Platz haben. Sie stand auf, um zu gehen, war ihnen aber nicht schnell genug. Deshalb wollte einer von ihnen die Sache mit einem Tritt beschleunigen.«

Sie warf sich das Handtuch über die Schulter. »Diese Kerle waren zwischen achtzehn und zwanzig, trugen Messer und angefeilte Schraubenzieher in den Taschen. Ich wartete gerade auf den Bus und beobachtete die Szene. Innerhalb von vielleicht fünfzehn Sekunden war alles vorüber. Bis heute kann ich nicht genau sagen, was eigentlich geschah. Diese kleine, alte, spitzbäuchige Frau, die rauchte wie ein Schlot, drosch auf die vier Gangster ein, daß sie durch die Luft flogen wie Tennisbälle. Dabei nahm sie nicht einmal die Pfeife aus dem Mund, geschweige denn, daß sie ins Schwitzen geraten wäre. Alle vier landeten im Krankenhaus. Daher beschloß ich, bei ihr Unterricht zu nehmen.«

»Hatte sie denn eine Schule?«

»Nein. Ein paar Tage später, als ich genügend Mut gefaßt hatte, ging ich über die Straße zu ihr und fragte, ob sie mich unterrichten würde. Sie nickte nur und meinte: >Natürlich<. Bis zum Ende meiner Collegezeit, als ich nach Washington zog,

trainierte ich bei ihr. Immer, wenn ich meine Familie besuche, arbeite ich mit ihr.«

»Die Jüngste kann sie nicht mehr sein«, warf Michaels ein.

»Inzwischen ist sie zweiundachtzig, aber ich würde mich noch immer nicht mir ihr anlegen wollen.«

»Sehr beeindruckend.«

»Es handelt sich um einen höchst wissenschaftlichen Kampfstil, der auf Hebelwirkung und Winkeln beruht. Man geht davon aus, daß man es mit mehreren Gegnern zu tun hat, die alle größer und stärker sind als man selbst. Daher steht die Technik im Vordergrund und nicht die Muskelkraft, was mir sehr entgegenkommt. Normalerweise kommen Frauen darin nicht allzu weit, aber der Ehemann von Guru DeBeers war häufig auf Reisen. Deshalb war es wichtig, daß sie sich schützen konnte.« Sie unterbrach sich. »Aber ich will Sie nicht mit meinem esoterischen Gerede von Kampftechniken langweilen.«

»Nein, das interessiert mich sehr. Worin besteht der Unterschied zu Boxen oder Judo?«

»Nun, die meisten dieser Kampftechniken stammen aus Ländern mit einer alten Zivilisation. Das chinesische Kung-Fu, das koreanische Taekwondo, das japanische Jiu Jitsu. Sie haben gemeinsam, daß die Techniken schon seit Hunderten, ja seit Tausenden von Jahren verfeinert werden. Dabei sind einige besonders häßliche Dinge spiritualisiert worden. In der Zivilisation wird der Kampf auf Leben und Tod nicht gern gesehen. Das soll nicht heißen, daß ein Meister in diesen Künsten nicht gefährlich ist. Ein guter Kung-Fu- oder Karatekämpfer kann einem den Kopf des Gegners auf dem Tablett präsentieren, wenn dieser ihm nicht gewachsen ist.«

»Mir scheint, da höre ich ein >Aber< heraus.«

Toni lächelte. »Silat kam zum großen Teil erst vor zwei oder drei Generationen aus dem Urwald. Es gibt Hunderte von Stilrichtungen, obwohl die meisten von ihnen erst in der Öffentlichkeit praktiziert werden, seit Indonesien 1949 unabhängig wurde. Hier geht es um das ursprüngliche Ziel, den Angreifer zu verkrüppeln oder zu töten. Zivilisation hat dabei keinen Platz. Alles ist auf eine möglichst tödliche Wirkung ausgerichtet. Wenn eine Technik versagte, bedeutete dies den Tod des Kämpfers,

zumindest aber blieb er verkrüppelt, so daß dieser Stil nicht weitergegeben wurde.«

»Interessant.«

Erneutes Lächeln. »Was Sie hier gesehen haben, war *Bukti*, eine einfache Sache. *Serak*, die übergeordnete Kunst, ist eine ganz andere Spielklasse. Da wird es wirklich haarig. Jede Menge Waffen kommen zum Einsatz - Stöcke, Messer, Schwerter, Dreizacke, sogar Feuerwaffen.«

»Ich dachte, Sie wären ein nettes italienisches Mädchen aus der Bronx. Erinnern Sie mich daran, falls ich mich einmal mit Ihnen anlegen möchte.«

»Alex?«

»Ja?«

»Legen Sie sich nicht mit mir an.« Sie lachte. »Also, was ist los? Sie sind doch nicht gekommen, um zuzusehen, wie ich Rekruten verprügele, oder?«

»Nein, es geht ums Geschäft. Wir haben ein neues Problem. Jemand hat soeben den Hauptserver der Net Force in Frankfurt in die Luft gejagt.«

»Sie meinen den Server der CIA?«

»Richtig. Nachdem die Net Force nur innerhalb der USA operiert - es sei denn, es handelt sich um Notfälle auf internationaler Ebene und der Präsident gibt seine Einwilligung -, meinte ich selbstverständlich den Horchposten der CIA.«

Das brachte ihm ein Schmunzeln ein. »Sie haben wohl die Gründungsurkunde auswendig gelernt.«

»Was wollen Sie damit sagen, stellvertretender Commander Fiorella? Die Net Force würde niemals etwas Illegales tun.«

Das Schmunzeln wurde zu einem breiten Lächeln. Irgendwie gefiel es Alex, sie zum Lachen zu bringen. Der Gedanke, daß eine FBI-Einheit, die Computernetze überwachen sollte, ihre Tätigkeit auf die Vereinigten Staaten beschränkte, war völlig absurd. Das Netz kannte keine Grenzen, es reichte um die ganze Welt. Zum größten Teil davon hatte man von jedem beliebigen Ort aus Zugang, aber gewisse Systeme waren aus geringer Distanz leichter zu erreichen. Von Zeit zu Zeit war die CIA bereit, der Net Force ihren Namen zu leihen, im Gegenzug für bestimmte Leistungen, die der Geheimdienst selbst nicht erbringen konnte. Schließlich

war der CIA jede Tätigkeit innerhalb der Vereinigten Staaten untersagt - obwohl jeder wußte, daß sie sich nicht daran hielt.

»Geben Sie mir Zeit, mich kurz frisch zu machen, dann komme ich mit«, sagte Toni.

5

*Mittwoch, 8. September, 16 Uhr
Sarajewo*

Eine Panzerabwehrgranate traf das Gebäude hinter Colonel John Howards Net-Force-Einsatztruppe, kaum sechs Meter über ihren Köpfen. Beim Aufprall explodierte das Geschloß und riß einen schwarzen Krater in das achtzig Jahre alte Bauwerk. Ein Hagel von Ziegeltrümmern und Glassplittern ging auf das halbe Dutzend Soldaten nieder, das hinter einem aufgerissenen Metallcontainer in Deckung gegangen war. Ein nicht ungefährlicher Niederschlag, aber das war im Augenblick Howards geringste Sorge. Sie mußten den Miskerl mit dem Granatwerfer erledigen, und zwar so schnell wie möglich.

»Reeves und Johnson, links herum!« befahl Howard leise. Es gab keinen Grund zu schreien: Alle Männer trugen Helme mit integrierten LOSIR-Funksystemen. Selbst wenn er geflüstert hätte, hätten sie ihn laut und deutlich gehört. Die auf Sicht arbeitenden taktischen Kommunikationseinheiten besaßen eine relativ geringe Reichweite und funktionierten im Grunde nur, wenn man die Person, mit der man sprach, tatsächlich sehen konnte. Andererseits war es für den Gegner unmöglich, den Funk mit Hilfe von Richtantennen abzuhören, es sei denn, er befand sich ebenfalls in Sichtweite. Genau deswegen kam dieses System zum Einsatz. »Odom und Vasquez, Feuerschutz geben! Chan und Brown nach rechts! Auf meinen Befehl ... drei ... zwei ... eins ... jetzt!«

Odom und Vasquez eröffneten aus ihren Heckler & Koch-Sturm Waffen das Feuer. Mit ungeheurer Zerstörungskraft jagten die vollautomatischen Schnellfeuergarben von 9mm-Patronen aus den Magazinen der Maschinenpistolen, von denen jedes hundert Schuß faßte ...

Reeves und Johnson wandten sich nach links und rannten geduckt über die Straße, wo sie hinter einem großen Sattelschlepper in Deckung gingen. Das Fahrzeug war schon lange

nicht mehr funktionsfähig. Die Reifen waren im Feuer geschmolzen, das Metall von Fahrerhaus und Anhänger von alten Kugellöchern gezeichnet und durch Ruß und Grafitti verunstaltet.

Chan und Brown liefen nach rechts, ebenfalls Schüsse abgebend, während sie im Zickzack die Todeszone durchquerten.

Die Kampfanzüge des Teams boten Schutz vor den meistfeinsten Waffen, über die die Einheimischen verfügten. Westen und Hosen aus hochfester Microfaser enthielten Taschen mit überlappenden Keramikplatten, von denen Pistolen- und Gewehrkugeln abprallten, sofern es sich nicht um Heißgeschosse handelte. Helme und Stiefel waren aus Kevlar mit Titaneinlagen. Eine doppelte Keramikbeschichtung schützte die stoßgesicherten Recheneinheiten auf ihrem Rücken. Diese taktischen Computer verschlüsselten Funk- und Satellitennachrichten, erstellten mit Hilfe von Infrarot- und Ultraviolett-Teleskop-Scannern und Bewegungssensoren Geisterdisplays mit Geländekarten in ihren Spezialbrillen und sorgten sogar für eine sofortige Polarisierung in den Visieren der Helme. Die Net-Force-Anzüge waren nicht so schwer wie die übliche Armeeausrüstung, da man auf Filter und Bioprojektile verzichtet hatte. Für diese Art von Sturmangriff, die in einem Tag vorüber war, benötigte man nicht die gesamte Infanterieausstattung. Dennoch hatte selbst jetzt jeder Kämpfer etwa zehn Kilo zu schleppen.

Howard sprang auf, schob seine Thompson-Maschinenpistole über den Rand des Containers und gab mehrere Feuerstöße auf das Schlupfloch ab, in dem sich der Bursche mit dem Granatwerfer versteckt hielt. Seine Tommy entsprach in keinsten Weise dem Stand der Technik. Es handelte sich um ein antikes Stück aus dem Jahre 1928, das während der Prohibition einem Sheriff in Indiana gehört hatte. Howards Urgroßvater war als Schwarzer damals offiziell die Polizeilaufbahn verwehrt geblieben, aber der weiße Sheriff, für den er arbeitete, besaß einen Blick für gute Leute gleich welcher Hautfarbe. Daher verdiente dieser Schwarze inoffiziell zwanzig Jahre lang als Vertreter des Gesetzes gutes Geld, auch wenn er nie einen Vertrag in die Hand bekommen hatte. Als der Sheriff starb, vererbte er dem alten Howard seine Tommy. In jenen Tagen nannte man sie >Chicagoe Schreimaschine< ...

Jetzt ist keine Zeit für Nostalgie, John! Duck dich!

Der Mann mit dem Granatwerfer war in Deckung geblieben, aber jemand, der sich mit ihm im Treppenhaus aufhielt, erwiderte aus einer kleinkalibrigen Waffe das Feuer. Patronen schlugen scheppernd gegen das schwere Metall des Containers, dessen zerschundene Wände immer noch dick genug waren, die Kugeln abzuhalten. Trotz seiner Panzerung war Howard dankbar dafür.

»Feuer im Loch!« meldete Reeves Stimme durch den Lärm der Schüsse über Funk.

Die Granate, die Reeves in das Treppenhaus geworfen hatte, zündete. Schrapnells schlugen gegen den Container. Rauch und Staub und der Gestank verbrannten Sprengstoffs hüllten Howard ein.

Zwei Sekunden vergingen, ohne daß ein Schuß gefallen wäre.

»Sauber!« brüllte Johnson.

Colonel Howard erhob sich und erwiderte Johnsons Grinsen, indem er den Daumen nach oben reckte und lächelte. Seine Männer - beziehungsweise: fünf Männer und eine Frau - suchten mit schußbereiten Waffen die Straße und die Gebäude nach weiteren Zielen ab, die ihnen gefährlich werden konnten. Nur ein völlig vertrottelter Einheimischer hätte diesen Moment gewählt, um den netten Amerikanern zuzuwinken.

Howard tippte auf das flache Pad an seinem Helm, so daß sich das Display aufbaute. Eine digitale Zeitanzeige blinkte auf. Normalerweise ließ er das Display ausgeschaltet, wenn die Sache brenzlich wurde. Er hatte keine Lust, auf Phantome zu schießen, die sein Computer erzeugte. Bei ausreichender Erfahrung ignorierte man die Anzeigen angeblich, aber es war erstaunlich, wie viele gut ausgebildete Soldaten auf Hitzesignale oder blinkende Zeitanzeigen auf dem Display vor ihren Augen schossen, wenn ihnen echte Kugeln um die Ohren pfften.

»Gute Arbeit, Leute, aber jetzt laßt uns hier verschwinden. In sechs Minuten müssen wir am Treffpunkt sein.«

Das Team setzte sich in Bewegung.

Plötzlich verblaßten die Männer, die Straße, die Gebäude, wurden geisterhaft durchsichtig und verschwanden dann ganz.

»Meldung mit höchster Priorität, John«, erklärte eine militärisch knappe Stimme.

Howard blinzelte und schob das virtuelle Band seufzend von seinen Augen.

Er befand sich in seinem Büro im Hauptquartier der Net Force. Bei dem Feuergefecht in Sarajewo hatte es sich um eine Computersimulation, nicht um ein echtes Scharmützel gehandelt. Wenn ein dringender Anruf wartete, konnte er es sich nicht leisten weiterzuspielen. »Durchstellen«, wies er den Computer an.

Kopf und Schultern von Alexander Michaels, dem zivilen Commander der Net Force, erschienen über Howards Schreibtisch.

Howard nickte dem Hologramm zu. »Commander Michaels.«

»Colonel. Ich möchte Sie bitten, sich um eine gewisse Situation zu kümmern.«

»Sie sprechen von der Explosion in Deutschland?«

»Ja.«

»Meine Leute sind auf dem laufenden. Geht es um eine Infiltrierung?« Howards Stimme verriet Interesse.

»Nein, nicht in Frankfurt, dafür ist es zu spät. Aber ich habe alle Horchposten und lokalen Netze in Alarmbereitschaft versetzt, das gilt insbesondere für Europa. Ich empfehle Ihnen, dafür zu sorgen, daß ihre Spezialeinheiten einsatzbereit sind.«

»Meine Einheiten sind immer einsatzbereit, Commander.« Howard spürte selbst, wie steif das klang, aber daran ließ sich nichts ändern. Es fiel ihm schwer, Befehle von einem Zivilisten entgegenzunehmen, einem Mann, dessen Vater zwar Berufssoldat gewesen war und es beim Heer bis zum Unteroffizier gebracht hatte, der selbst jedoch nie gedient hatte. Natürlich, der Präsident der Vereinigten Staaten war auch Oberbefehlshaber der Streitkräfte, obgleich der gegenwärtige Amtsinhaber niemals Soldat gewesen war, aber er war klug genug, seinen Generälen freie Hand zu lassen. Steve Day war von der Marine gekommen, und das war schlimm genug gewesen, aber wie er Alexander Michaels einschätzen sollte, war Howard noch völlig unklar.

»Das habe ich nie bezweifelt, Colonel.«

»Tut mir leid, Commander. Bei uns herrscht Alarmstufe zwei, das heißt, innerhalb einer Stunde könnte ich meine zehn Spitzenteams in der Luft haben. Sollten wir auf Alarmstufe eins gehen, würde es nur halb so lange dauern.«

»Ich hoffe nicht, daß es soweit kommt.«

»Jawohl, Sir«, gab Howard zurück, obwohl er sich genau das Gegenteil wünschte. Je eher seine Teams die Gelegenheit erhielten, ihr Können bei einem realen Einsatz unter Beweis zu stellen, desto besser. Als Kämpfer brauchte man ab und zu einen Krieg oder zumindest einen Polizeieinsatz.

»Ich halte Sie auf dem laufenden«, erklärte Michaels. »Ende.«

»Sir.«

Howard war nicht weiter beunruhigt. Seine Computerspezialisten waren in den Netzen unterwegs. Falls Michaels Leute überhaupt einen Vorsprung hatten, konnte er nicht allzu groß sein.

Am besten schickte er sie gleich an die Arbeit, um sicherzugehen, daß sie nichts übersahen. Er griff erneut nach dem Sprechgerät.

Wenn er online ging, benutzte Plechanow immer noch seine altmodische Ausrüstung - Helm und Handschuhe -, obwohl diese für die neueren Systeme nicht erforderlich waren. Moderne Holoprojektoren deckten das gesamte Gesichtsfeld mit einem einfachen Augenband ab, das nicht breiter als ein Bleistift war. Inzwischen las die Software hinter der Holokamera des Computers mit den Fingern gegebene Befehle ebenso einwandfrei wie die mit den besten Handschuhen. Aber er mochte die Handschuhe, weil er daran gewöhnt war. Mit der neuen Tastaturanordnung *Dvorak*, die *Qwerty* zum Großteil ersetzt hatte, hatte er sich auch noch nicht angefreundet.

Ganz gleich, was man sagen mochte: Was die Muskeln in fünfundvierzig Jahren gelernt hatten, ließ sich nicht einfach löschen und ersetzen, nur weil eine neue Methode effizienter war.

Mit einem Wink rief er das Web auf und befahl: >Olympic Pensinsula Trail.<

Sein Gerät produzierte das virtuelle Bild eines Regenwaldes einer gemäßigten Klimazone. Ein schmaler Pfad führte durch hohe Douglasfichten und dichten Farn, unter denen Teppiche verschiedener Pilze wucherten. Die Sonne des frühen Julinachmittags fiel schräg durch das dichte Dach der Nadelbäume und Erlen und tauchte den Wald in helle und dunkle Abschnitte. Das Summen der Insekten und das Gezwitscher der Vögel erfüllte

die warme Luft, die hier im Schatten der Bäume noch nicht unangenehm heiß war.

Plechanow trug praktische Wanderkleidung: Khakihemd und -Shorts, Kniestrümpfe aus Polypropylen, Wanderstiefel mit Waffelsohle sowie einen Südwester. Der massive Wanderstab war so groß wie er selbst. Ein kleiner Rucksack enthielt Regenumhang, Wasserflasche, eine Plastiktüte mit Trekkingmischung, Kompaß, Taschenlampe, Streichhölzer, Erste-Hilfe-Ausrüstung, Schweizer Armeemesser und ein Mobiltelefon mit Navigationseinheit für Notfälle. Zwar hatte er nicht vor, sich von dem Pfad zu entfernen, aber es war bestimmt nie verkehrt, Vorsorge zu treffen.

In seinem Rucksack befand sich auch das kleine Paket, das er überbringen sollte.

Dem Lauf eines Baches folgend, lauschte er dem Geräusch des kalten, klaren Wassers, das über die glatten Steine plätscherte. In Vertiefungen, in denen die Strömung weniger stark war, entdeckte er kleine Fische. Er genoß den Duft der Fichten, die humusdurchsetzte Erde unter seinen Wanderstiefeln, den menschenleeren Pfad, den er ganz für sich hatte.

Nachdem er eine Weile zügig marschiert war, hielt er an, um Wasser zu trinken. Während er sich ausruhte, warf er einen Blick auf die Uhr. Es handelte sich um ein Stück, das sich seit über fünfzehn Jahren in seinem Besitz befand, eine analoge Taschenuhr russischer Herkunft mit mechanischem Uhrwerk. Seine *Molnija* war groß und schwer, bestand zum Großteil aus Stahl und besaß eine Unruh mit achtzehn Steinen. Auf der Rückseite waren Hammer, Sichel und Stern eingraviert, während auf dem aufklappbaren Deckel ein Bild des Kremls prangte. Das Modell war zur Erinnerung an die russischen Siege im Zweiten Weltkrieg herausgebracht worden. Nach dem Zerfall der Sowjetunion hatte Rußland, das unter einem chronischen Mangel an Bargeld litt, alles, was nicht niet- und nagelfest war, an jeden verkauft, der dafür bezahlte. Solche Uhren waren regelrecht verschleudert worden. Ein analoger Chronometer von dieser Qualität, der noch dazu so unempfindlich war, hätte im Westen mit Leichtigkeit das Zehnfache gekostet, wenn es solche Stücke dort überhaupt gegeben hätte, was nicht der Fall war.

Er drückte einen Knopf, so daß der Deckel aufsprang, und warf einen Blick auf die römischen Ziffern. Fast war es Zeit für das Treffen, das an dem großen Felsen an der Küste stattfinden sollte. Er ließ den Deckel zuklappen.

Eile war geboten. Am Felsen - einem massiven Block verwitterten Gesteins nordwestlich von Seattle, wo der Pazifik und die Straße von Juan de Fuca an Cape Foulweather aufeinandertrafen - würde Plechanow sein Päckchen einem Kurier übergeben. Dieser würde es - zumindest bei diesem Szenario - mit einem Fischkutter zu einem dicken Mann transportieren, der Zugang zu bestimmten Systemen besaß. Als Gegenleistung für das Päckchen mit Wertgegenständen - in diesem Fall handelte es sich um >binäre< Edelsteine, die sich verkaufen ließen - würde der Dicke eine kleine Anzahl elektronischer >Schneebälle< in Bewegung setzen. Einige davon würden ihren Bestimmungsort aber wie harte Eisklumpen erreichen, ohne ihre Größe zu verändern, andere jedoch zu wahren Lawinen werden. Das hing ganz von dem Zweck ab, den man damit erreichen wollte.

Ein kleines Tier kreuzte den Pfad direkt vor Plechanow. Der Farn bebte, als das Wesen darin verschwand. War es ein Kaninchen gewesen oder ein Waschbär? Plechanow lächelte. Diese Reise war einer seiner liebsten Ausflüge, weil sie sich so grundlegend von der Realität unterschied. Eine Wanderung auf einem Waldweg war von Computernetzen so weit entfernt wie der Mond von der Erde. Welche Ironie!

Dabei kam ihm in den Sinn, welche große Bedeutung diese Technologie in letzter Zeit für ihn gewonnen hatte. Ein Großteil seiner Tätigkeit spielte sich in der virtuellen Realität oder in Computersystemen ab, aber natürlich nicht alles. Manchmal erforderte die reale Welt reale Aktionen.

Die physische Zerstörung des CIA-/Net-Force-Postens in Deutschland war ein Beispiel dafür. Primitiv, aber notwendig. Ließ man sich zu sehr auf elektronische Manipulationen ein, bestand das Risiko, den Gegner zu warnen, wenn man es mit solch hervorragenden Programmierern wie den besten Hackern von Net Force zu tun hatte. Dagegen konnte jeder durchgedrehte Radikale eine Bombe werfen. Von Zeit zu Zeit mußte man die Methode wechseln.

Die Software- und Virenangriffe, die er auf Systeme in den unabhängigen Staaten des Commonwealth, in den baltischen Staaten und in geringerem Umfang in Japan und Korea plante, um die Leute ein bißchen zu verwirren, würden von ganz anderer Qualität sein.

Bald schon würden Hunderte von Programmierern und Systemtechnikern schwitzend und fluchend darum kämpfen, das Chaos zu beseitigen. Wenn es soweit war, würden seine Fähigkeiten heiß begehrt sein. Niemand konnte eine Angelegenheit besser in Ordnung bringen als ein Mann, der wußte, wo der Fehler lag, weil er ihn selbst verursacht hatte.

Der Pfad wand sich nach links, dann wieder nach rechts und führte schließlich aus dem Wald heraus auf eine sandige Ebene, die hie und da durch Flecken von Riedgras und anderem, verkümmertem Gewächs unterbrochen wurde. Die Brandung schlug gegen die felsige Küste, die nur etwa einen Kilometer von hier entfernt war. Draußen auf dem Meer entdeckte er den Fischkutter, der in sicherer Entfernung vom Ufer vor Anker gegangen war. Ein schnittiges Motorboot mit hohem Bug löste sich von dem größeren Schiff und hielt auf die Küste zu. Unterwegs zu ihm, um die Fracht, die er bei sich trug, abzuholen und seinen Auftrag auszuführen. Der Himmel wurde grau, als Nebel aufkam, und ein eisiger Hauch lag in der Luft. Genau passend für dieses Szenario.

Hier wurde seine virtuelle Macht sehr deutlich, die Fähigkeit, solche Visionen heraufzubeschwören, doch diese Begabung war nur wirklich eines seiner zahlreichen Talente.

Er lachte laut. Es war ein gutes Gefühl, Herr der Lage zu sein. Sehr bald aber würde er sich noch viel, viel besser fühlen.

6

Dienstag, 14. September, 11 Uhr 15
New York City

Ray Genaloni legte den Hörer vorsichtig auf die Gabel zurück. »Nur eine Frage: Ist diese Leitung nicht angeblich abhörsicher?« erkundigte er sich, ohne die Stimme zu heben. Genausogut hätte er über das Wetter sprechen können, als er mit der Hand auf die blinkende rote Diode des kleinen elektronischen Abhördetektors wies, der an die Basisstation des Telefons angeschlossen war. »Das da sieht mir *nicht* besonders sicher aus.«

Luigi Sampson, seine rechte Hand und als Vizepräsident von Genaloni Industries - dem mehr oder weniger legalen Teil seines Tätigkeitsfeldes - für die Sicherheit zu ständig, zuckte die Achseln.

»FBI. Die Burschen besitzen Geräte, die im Handel nicht erhältlich sind.«

Genaloni biß die Zähne zusammen und begann, in stillen langsam bis zehn zu zählen.

Eins ...zwei ... drei ...

Einen Großteil seiner vierzig Jahre hatte er schwer darum gekämpft, sein Temperament in den Griff zu bekommen. Zumindest gelang es ihm inzwischen etwas besser als früher .

... vier ... fünf ... sechs ...

Vor zwanzig Jahren hatte auch Little Frankie Dobbs mit den Achseln gezuckt, als Ray sich über einen Vorfall ärgerte. Dafür hatte er ihm mit einem Louisville Slugger den Schädel eingeschlagen und den Trottel getötet. Nicht nur, daß die Blutspritzer seinen Neunhundert-Dollar-Anzug ruiniert hatten, er hatte auch noch seinen Vater um Verzeihung bitten müssen, weil Little Frankie eine wichtige Position innegehabt hatte und zudem noch der Sohn eines alten Freundes gewesen war .

... sieben ... acht ... neun ... zehn.

»Also gut.« Ray wurde etwas ruhiger, obwohl die Wut in seinem Bauch noch immer heiß brannte, Solange er sich nichts

anmerken ließ, war alles in Ordnung. Die Sache mit Little Frankie lag lange zurück. Er hatte nicht die Absicht, auszurasen und sich zu Dummheiten hinreißen zu lassen. Schließlich hatte er ein Studium in Harvard abgeschlossen und stand an der Spitze eines großen Unternehmens, ganz zu schweigen davon, daß er Oberhaupt der Familie war und deren Geschäfte wahrnahm. Er würde ganz ruhig bleiben und versuchen herauszufinden, wo das Problem lag.

»Also, Lou, wer steckt hinter dieser Sache?« fragte er Sampson, der auf der Couch auf der anderen Seite des Schreibtisches saß, und deutete mit der Hand auf das Telefon.

»Die Net Force des FBI«, gab dieser zurück.

Genaloni rückte den Windsorknoten seiner zweihundert Dollar teuren Seidenkrawatte zurecht. Ruhig und gelassen, so gehörte es sich. Ganz ruhig. »Die Net Force? Die befassen sich mit Computern, damit haben wir nicht viel zu tun.«

Sampson schüttelte den Kopf. »Jemand hat letzte Woche in Washington ihren Boß umgelegt, deshalb haben sie sich an uns gehängt.«

»Sollte ihn jemand von uns erledigt und vergessen haben, mich davon zu unterrichten?«

»Wir haben nichts damit zu tun, Boß.«

»Würdest du mir dann bitte erklären, warum sie uns verdächtigen?«

»Weil jemand den Verdacht auf uns lenken will. Wer auch immer den Kerl vom FBI eliminiert hat, er hat sich dabei unserer Vorgehensweise bedient«, erklärte im Luigi Sampson.

»Warum sollte jemand wollen, daß das FBI denkt, wir hätten einen von ihnen umgebracht? Schon gut, ich kenne die Antwort. Bleibt die Frage, wer ein Interesse daran hat, uns diese Sache anzuhängen.«

Genaloni lehnte sich in seinem Massagestuhl zurück. Viertausend Dollar hatte ihn das Stück gekostet, unter dessen bewußt abgetragen aussehendem braunen Leder sich zahlreiche Motoren verbargen, die von modernster Elektronik gesteuert wurden. Der Sessel sumnte, als Sensoren seinen Körper vermaßen und wogen. Federn und Polster stellten sich so ein, daß die Lendenwirbelsäule optimal gestützt wurde. Als Vierzehnjähriger

hatte er sich bei einer Mutprobe den Rücken verletzt, als er aus zwanzig Metern Höhe von einem Kai in den East River gesprungen war. Das war in zweifacher Hinsicht dumm von ihm gewesen: einmal wegen der Höhe, und dann wegen des verschmutzten Wassers. Er hatte Glück gehabt, daß er sich keine Hepatitis geholt hatte, während er in dem verseuchten Wasser, wild um sich schlagend, gegen das Ertrinken kämpfte. Seither bereitete ihm sein Rücken immer wieder Probleme.

»Ich weiß es nicht, Ray. Wir haben unsere Leute darauf angesetzt, aber bis jetzt gibt es keine Hinweise.«

»Verstehe. Bleibt an der Sache dran. Findet heraus, wer uns da Kummer bereiten will. Sobald du etwas weißt, gibst du mir Bescheid. Nachdem ich meinen eigenen Telefonen nicht trauen kann, mußt du Selkie eine Nachricht übermitteln. Sag ihm, er soll sich bereithalten.«

»Wir können die Angelegenheit intern regeln, Ray. Ich habe Leute dafür.«

»Tu mir den Gefallen, Lou. Ich bin der Boß, weißt du noch?«

Sampson nickte. »In Ordnung.«

Nachdem er gegangen war, drückte Ray eine Taste an seinem Sessel. Motoren liefen an, um den schmerzenden Rücken zu massieren. Dieses Problem kam ihm äußerst ungelegen. Seine legalen Geschäfte brachten inzwischen mehr ein als die illegalen. Einige Übernahmen und Untemehmenszusammenschlüsse standen an, und er wollte nicht das FBI im Nacken haben, während er daran arbeitete. Derjenige, der hinter dieser Sache stand, hatte einen Fehler gemacht, einen schweren Fehler. Noch eine Generation, und seine Familie war nicht weniger respektabel als jede andere, die ihr Vermögen Vorfahren verdankte, welche ihre Karriere vor langer Zeit als Gangster begonnen hatten. Seine Enkel würden mit den Kennedys, den Rockefellers und den Mitsubishis verkehren, ohne daß ein Schatten von Skandal und Illegalität auf sie fiel. Der Zweck heiligte die Mittel. Die Ehrbarkeit war es wert, ein paar Leute zu töten, die einem den Weg dorthin versperren wollten.

Dienstag, 14. September, 8 Uhr 15
San Francisco

Michail Rushjo stand an einer Straßenecke in Chinatown und betrachtete ein Schaufenster mit lebenden weißen Enten. Die Tiere schienen ihm nicht weniger interessant zu sein als die anderen Sehenswürdigkeiten der Stadt. Er war mit den berühmten Trolleys gefahren, die seiner Ansicht nach maßlos überschätzt wurden, hatte den Coit Tower in der Ferne gesehen und an der Fisherman's Wharf fritierte Krabben gegessen. In einer berühmten Bar hatten Frauen mit silikongefüllten Brüsten nackt getanzt, und zahlreiche homosexuelle Pärchen gingen händchenhaltend durch die Straßen und taten Dinge, wofür sie bei ihm zu Hause im Gefängnis gelandet wären.

Und jetzt beobachtete er die Enten, die ihr Leben als Abendessen beschließen sollten und im Schaufenster eines chinesischen Lebensmittelgeschäftes hin und her watschelten. Ein aufregendes Leben.

Er lächelte vor sich hin. Er war kein dummer Bauer, der zum erstenmal in die Großstadt kam, sondern ein Mann von Welt. In Moskau, Paris, Rom, Tel Aviv, New York und Washington D.C. hatte er einige Zeit gelebt, doch keiner dieser Orte war ihm zur Heimat geworden. Er wünschte sich nichts sehnlicher, als auf seinem kleinen Bauernhof außerhalb Grosnys zu sein. Rushjo träumte davon, im Morgengrauen aufzustehen und an einem eisigen Wintertag, wenn der Boden noch dick von Rauhreif bedeckt war, hinauszugehen und Holz für den Ofen zu hacken. Das war die richtige Arbeit für einen Mann. Er würde die Ziegen, Hühner und Gänse füttern, die Kuh melken und sich dann die Hände über dem Feuer wärmen, während Anna in duftendem Gänsefett die Eier für sein Frühstück briet ...

Er wandte sich von den friedlichen Tieren ab, die nicht ahnten, welches Schicksal sie erwartete. Fünf Jahre war es her, daß Anna ihn verlassen hatte, ein Opfer des Krebses, der ihr Leben so schnell vernichtet hatte. Zumindest war sie nicht unter Schmerzen gestorben, denn er verfügte über gute Verbindungen und hatte Mittel dagegen besorgt. Doch geheilt werden konnte sie nicht,

obwohl die besten Ärzte des Landes darum bemüht waren; dafür hatte Plechanow gesorgt. Für den Rest seines Lebens stand Rushjo in dessen Schuld für das, was er in Annas letzten Lebenstagen für ihn getan hatte.

Sein Traum war unerfüllbar. Den Bauernhof gab es noch, sein Bruder bearbeitete das Land, aber Anna war von ihm gegangen, und so bedeutete er ihm nichts mehr. Nicht das geringste.

Er setzte sich in Bewegung, ohne allzusehr auf mögliche Gefahren zu achten. Chinesen und Touristen passierten ihn, während er die Auslagen der Geschäfte studierte. Hier gab es importiertes Messing, dort hatte sich ein Laden auf Stereoanlagen und Kleincomputer spezialisiert, daneben verkaufte man Schuhe.

Mit Annas Tod hatte er alles verloren. Nach einer düsteren Zeit der Trostlosigkeit, an die er sich kaum noch erinnerte, hatte Plechanow ihm seinen alten Wunsch ins Gedächtnis gerufen, dem Land zu Wohlstand zu verhelfen. Plechanow hatte ihm einen Weg aufgezeigt, wie er dies erreichte, nämlich indem er das tat, was er am besten beherrschte: *mokrij dela*, schmutzige Arbeit. Bevor Anna krank geworden war, hatte er nichts mehr davon wissen wollen, sich aus dem Geschäft zurückgezogen. Aber danach? Was bedeutete es schon? Ein Ort war für ihn so gut wie der andere. Plechanow zufriedenzustellen war Grund genug für ihn, einen Auftrag auszuführen. Nein, zu dem Leben, das er früher geführt hatte, konnte er nicht mehr zurück. Nie wieder.

Das Kommunikationsgerät, das Plechanow ihm besorgt hatte, summt an seinem Gürtel. Rushjo blickte sich wachsam um, seine gesamte Aufmerksamkeit auf einen möglichen Beobachter konzentrierend. Falls ihm jemand gefolgt war, konnte er ihn zumindest nicht entdecken. Einerseits hatte in dieser Stadt niemand Grund, ihn zu beschatten, ja auch nur zu ahnen, daß er existierte. Andererseits überlebte man in seinem Beruf nicht lange, wenn man unvorsichtig war. Plechanow wollte, daß er überlebte, also tat er alles, was dazu notwendig war.

Er löste das Kommunikationsgerät vom Gürtel. Nur drei Menschen kannten seine Nummer: Plechanow, Winters, der Amerikaner, und Gregori die Schlange.

»Ja?«

»Ich habe einen neuen Auftrag für Sie«, sagte Plechanow.

Obwohl keine Sichtverbindung bestand, nickte Rushjo dem Sprecher zu. »Ich verstehe.« .

»Ich setze mich später mit Ihnen in Verbindung, um Sie über die Details zu informieren.«

»Ich bin bereit.«

Plechanow unterbrach die Verbindung, und Rushjo klipste das Kommunikationsgerät wieder an seinen Gürtel und schob es zurecht. Er war an das Gewicht einer Waffe an der Hüfte gewöhnt. Selbst eine leichte Waffe war schwerer als dieses kleine Gerät. Aber im Augenblick trug er keine. Schließlich befand er sich nicht in Tschetschenien oder Rußland, wo er Beamter war. Und in diesem Land trugen normalerweise nur Polizisten oder Regierungsbeamte Waffen. Das galt besonders hier, in dieser Stadt. Waffen waren hier verboten. In irgendeinem Park stand sogar eine Statue aus eingeschmolzenen Gewehren. Nun, auch ohne eine Pistole am Gürtel fühlte er sich nicht schutzlos. Er kannte ein Dutzend Arten, jemanden mit den bloßen Händen oder einem Stock und ähnlichen Mitteln, die gerade zur Verfügung standen, zu töten. Darin war er Experte. Wenn er sie brauchte, würde er sich eine Waffe besorgen, aber solange er nicht arbeitete, war dies nicht erforderlich.

In einem Land voller Schafe ist auch ein zahnloser Wolf König.

Ein Auftrag. Gut so. Er war bereit, er war immer bereit.

Die Sicherheitsleitung piepste. Mora Sullivan lächelte, als sie mit der Hand über das Telefon fuhr, um sie zu aktivieren. Die abgeschirmte Einheit funktionierte drahtlos, Sendungen und eingehende Nachrichten wurden automatisch codiert. Das Signal wurde ein Dutzend mal hin und hergeschickt. jeder neue Anruf durchlief nach einem Zufallsmuster verschiedene Wege im Netz und über die Kommunikationssatelliten, so daß es unmöglich war, den Standort -der Einheit zu identifizieren. Die Übertragung der Worte wurde verschlüsselt, ohne einen codierten Empfänger konnte der binäre Code nicht übersetzt werden.

Geschwindigkeit, Höhe, Timbre und Rhythmus der Stimme wurden vom Computer elektronisch verändert, so daß sie am anderen Ende der Verbindung wie ein Fernsehsprecher aus dem

Mittelwesten mit einem tiefen Baß klang. Der Hörer stellte sich einen kräftigen Mann mittleren Alters vor, der mit Zigaretten und Alkohol nicht immer vorsichtig umgegangen war. Das Codiergerät war so gut, daß der Eindruck ganz natürlich wirkte. Selbst das beste Lesegerät hätte Schwierigkeiten gehabt, sie anhand dieses Stimmusters zu identifizieren. Aber so weit würde es niemals kommen.

»ja?«

»Wissen Sie, wer hier spricht?«

Luigi Sampson, die rechte Hand von Genaloni. »Ich weiß, wer Sie sind.«

»Wäre es Ihnen möglich, in nächster Zukunft eine Dienstleistung für uns zu erbringen?«

»Ich kann mir die Zeit dafür nehmen.«

»Gut. Wenn Sie sich, sagen wir, die nächste Woche über bereithalten würden, erhalten Sie den üblichen Vorschuß unter Anrechnung auf Ihr Honorar.«

Selkie lächelte. Die Gebühr dafür, daß sie sich in Bereitschaft hielt, betrug fünfundzwanzigtausend Dollar pro Tag, unabhängig davon, ob sie einen Auftrag erledigte oder nicht. Einhundertfünfundsiebzigtausend Dollar nur dafür, daß sie zur Verfügung stand, falls jemand ein Ziel auswählte - das war kein schlechtes Geschäft. Das Honorar für den Job selbst hing von dessen Umfang und Gefährlichkeit ab und fing bei einer Viertelmillion an. Wenn der Kunde ein Ziel bestimmte, zog sie den Vorschuß von der Gesamtsumme ab. Gierig war sie nicht. Zudem war Genaloni einer ihrer besten Klienten. Allein im vergangenen Jahr hatte er ihr zwei Millionen eingebracht. Noch sechs bis acht Monate, und sie wäre in der Lage, sich aus dem Spiel zurückzuziehen. Die zehn Millionen, die sie sich als Ziel gesetzt hatte, waren schon fast erreicht. Damit konnte sie eine Million Dollar Zinsen pro Jahr ausgeben, ohne das Kapital anzutasten. Mit noch nicht einmal dreißig Jahren würde sie so reich sein, daß sie gehen konnte, wohin sie wollte, tun konnte, was immer ihr beliebte. Niemand würde ahnen, wie ihr früheres Leben ausgesehen hatte, niemand würde in der zierlichen rothaarigen Irin, der Tochter eines IRA-Mannes, der ohne einen Pfennig in der Tasche gestorben war, Selkie vermuten, den höchstbezahlten

unabhängigen Killer dieser Welt. Unabhängig von ihrer gegenwärtigen Identität hatte sie bereits für die nötigen Dokumente und EDV-Nachweise gesorgt, die sie für ihr neues Leben brauchte. Sollten ihre Herkunft und ihr Reichtum jemals hinterfragt werden, würde sie mit Leichtigkeit jeder Überprüfung standhalten.

Daß ihr Vater sie bereits als Kind den Umgang mit Messern, Feuerwaffen und Bomben gelehrt hatte, hatte sich als sehr nützlich erwiesen. Vermutlich wäre er von einigen ihrer Auftraggeber nicht begeistert gewesen, aber sein Kampf war nicht der ihre. Nachdem die Briten beschlossen hatten, Irland sich selbst zu überlassen, hatte das alte Chaos seine Bedeutung verloren, auch wenn sich die Beteiligten weigerten, das einzusehen. Eine so tief verwurzelte Tradition ließ sich nicht einfach auslöschen, nur weil die Ursache beseitigt war.

Gott sei Dank war ihre Mutter eine nüchterne Schottin gewesen, die ihre sieben Kinder gelehrt hatte, den Pfennig zu ehren.

Sullivan lächelte erneut. Von ihrer Mutter hatte sie auch ihren *nom de morte*. Spät in der Nacht, wenn der Fernseher nur noch Schneetreiben zeigte und aus dem Radio nichts als ein Knistern drang, hatte sie ihren Kindern die alten Geschichten von Magie, Flüchen und Zauberern erzählt. Die Selkies waren das Robbenvolk, das die *Were* genannte Fähigkeit besaß, die Gestalt von Menschen anzunehmen. Das Bild hatte ihr immer gefallen, der Gedanke, anders zu erscheinen, als man in Wirklichkeit war.

Niemand kannte ihre wahre Identität. Nur ein einziges Mal hatte ein Klient sie von Angesicht zu Angesicht gesehen, und dieser Mensch weilte nicht mehr unter den Lebenden. Sie war ein Mörder ohne Gesicht, den die meisten für einen Mann hielten, und der beste Killer, den es gab.

Darauf wäre ihr Vater stolz gewesen, dessen war sie sich sicher.

Wie es schien, sollte sie bald wieder auf die Jagd gehen.

*Donnerstag, 16. September, 6 Uhr 15
Washington, D.C.*

Einer der Gründe, warum Alex Michaels mit seinem Häuschen so zufrieden war, lag in der Größe der dazugehörigen Garage. Sie bot genug Raum für zwei Fahrzeuge, so daß er ausreichend Platz für sein Hobby fand. Seit einem Monat bestand es aus einem dreizehn Jahre alten Plymouth Prowler. Dessen Vorgänger war ein 77er MG Midget gewesen, den er anderthalb Jahre lang restauriert hatte. Er hatte die Arbeit genossen und einen netten Gewinn herausgeholt, aber was das Design betraf, so konnte der kleine englische Wagen dem Prowler nicht das Wasser reichen. Das vom legendären Tom Gale in den frühen neunziger Jahren des vergangenen 20. Jahrhunderts für Chrysler entworfene Modell war vier Jahre später in Produktion gegangen.

Der zweisitzige Roadster, im Grunde ein aufgerüsteter Straßenkreuzer, zeichnete sich vor allem durch seine glänzende, intensive Farbe aus, die als Prowler-Lila bekannt war. Da das Modell für einen Klassiker zu neu war, besaß es alle Vorteile einer Limousine wie Airbags, Servoscheibenbremsen, Servolenkung, ja sogar eine elektrisch versenkbare Heckscheibe. Im Grunde aber handelte es sich um ein Spielzeug für große Kinder mit manueller Gangschaltung und Vorderreifen, die kleiner als die Hinterreifen waren. Die Vorderräder traten deutlich unter den kaum angedeuteten Kotflügeln hervor, und der Tachometer war direkt auf die Lenksäule montiert.

Für die Blütezeit der Straßenkreuzer in den späten vierziger und den frühen fünfziger Jahren war er zu spät geboren, und die Rebellenfilme, in denen sie eine wichtige Rolle spielten, galten schon als Oldies, als er 1970 zur Welt kam. Dafür hatte ihm sein Großvater Geschichten erzählt, hatte von den Eisenhower-Jahren gesprochen, als er einen grau grundierten und getunten 32er-Ford besessen hatte. Im Sommer nahm er damit jeden Sonntag morgen

an den Rennen über eine Viertelmeile teil, die auf den rissigen Betonbahnen eines aufgegebenen Flughafens stattfanden. Vor Michaels geistigem Auge beschwor er überladene Chevys, Mercurys und Dodges herauf, die manchmal zwanzig von Hand aufgetragene Schichten bonbonroter Metallicfarbe trugen und deren Radkappen man >Monde< oder >Spinner< nannte. Er zeigte dem Jungen Stapel alter Magazine mit Straßenkreuzern, deren Papier mit der Zeit brüchig geworden und vergilbt war. Doch auf den verblichenen Bildern waren immer noch die Autos zu erkennen, von denen er sprach. Glücklicherweise lächelnd, erzählte er seinem Enkel von improvisierten Rennen, die Freitag nachts mitten in der Stadt an jeder Ampel stattfanden, von Drive-in-Kneipen und Rock-and-Roll-Musik, die über Mittelwelle aus den Radios dröhnte. Damals kostete der Liter Benzin fünf Cent, und niemand, der etwas auf sich hielt, ging zu Fuß, wenn er fahren konnte.

Manche Kinder träumten davon, Cowboys im Wilden Westen zu sein und in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zu leben, aber Michaels hatte immer James Dean und die fünfziger Jahre vorgezogen ...

Er lächelte vor sich hin, während er den cremigen grauen Entfetter auf seinen Handflächen verrieb und dann über die gesamten Hände verteilte. Das Zeug besaß einen durchdringenden, parfümierten Geruch und erinnerte ihn an Großvater Michaels, der ihn gelehrt hatte, Autos zu reparieren, seit er vierzehn gewesen war.

In der Werkstatt des alten Mannes hätte man vom Fußboden essen können, so sauber war sie, und das Werkzeug lag stets griffbereit in einer großen roten Rollkommode. Der alte Mann baute einen Motor aus, zerlegte ein Getriebe oder montierte das Heck eines Fahrzeugs ab, ohne daß sich eine Spur von Öl oder Schmiere auf dem Betonboden der Werkstatt fand, wenn er damit fertig war. Er war ein Künstler gewesen.

Den Prowler hatte er nicht mehr erlebt. Mit Siebzig war er einem Herzanfall erlegen. Doch Michaels war sicher, daß sein Großvater, abgesehen von einigen Einschränkungen, mit seiner neuesten Erwerbung zufrieden gewesen wäre. Der Wagen besaß zu viele Kinkerlitzchen für den Geschmack des alten Mannes - von

Airbags und Servoeinrichtungen hatte er nie viel gehalten -, aber im Grunde war er ein analoges Gerät in einer digitalen Welt. Außerdem sah der Wagen wie die alten Straßenkreuzer aus und fuhr sich gut, auch wenn Michaels bis jetzt nicht viel Gelegenheit gehabt hatte, das auszuprobieren.

Auf der Werkbank lagen einige Motorteile. Die Einspritzanlage war dringend reparaturbedürftig, vielleicht mußte er sie sogar ersetzen. Der letzte Besitzer hatte offenbar versucht, sie selbst wieder instand zu setzen. Leider konnte der Mann das eine Ende eines Schraubenziehers nicht vom anderen unterscheiden.

Mit einem roten Lumpen rieb Alex sich die Schmiere von der Hand. Als er damit fertig war, warf er den Lappen in einen stählernen Abfalleimer. Wenn es um Selbstentzündung ging, hatte sein Großvater keinen Spaß verstanden, auch wenn Michaels der Gedanke weit hergeholt schien, daß ein Tuch, mit dem er sich die Hände gesäubert hatte, in Flammen aufgehen sollte. Die restliche Schmiere dürfte er unter der Dusche loswerden ...

Es klingelte. Merkwürdig. Das mußte bereits der Fahrer sein. Er war früh dran, vor einer halben Stunde hatte er ihn nicht erwartet. Nachdem die Vorschriften für den Fall eines Mordanschlages einige Tage lang galten, mußte es sich um jemanden handeln, der befugt war, sich seinem Haus zu nähern, andernfalls hätten ihn die Wachposten aufgehalten.

Er trat zur Sprechanlage. »Larry?«

»Nicht, daß ich wüßte«, antwortete eine weibliche Stimme.

»Toni?«

»Ja.«

»Kommen Sie zur Garage, ich lasse Sie herein.« Er drückte den Knopf, der das elektrische Gartentor öffnete. Als Toni um die Ecke bog, betätigte er den Türöffner der Garage.

»Hm. Das ist also das neue Auto?«

Er grinste. »Wie es leibt und lebt.«

Sie kam in die Garage und legte eine Hand auf den rechten hinteren Kotflügel. »Sieht großartig aus.«

»Ich würde Sie gerne zu einer Spritztour einladen, aber der Kleine ist gerade nicht online.« Er wies auf die Teile auf seiner Werkbank.

»Einspritzdüsen verstopft?« erkundigte Toni sich.

Offenbar war ihm die Überraschung am Gesicht abzulesen.

Bevor er noch etwas sagen konnte, zuckte sie die Achseln. »Ich bin in einem Haus voller Jungen aufgewachsen. In unserem Viertel waren Autos ein wichtiges Statussymbol. Meine Brüder bastelten ständig an irgendeinem Schrottwagen herum, um ihn zum Laufen zu bringen. Dabei habe ich ein bißchen was gelernt. Ist das ein V8?«

»Ein V6. Ein 3,5-Liter 24-Ventiler mit einfacher obenliegender Nockenwelle. Bringt trotzdem bei fünftausendneunhundert Umdrehungen gute zweihundert PS auf die Straße. Das hier ist kein Kraftpaket, das einer Corvette die Türen abreißen würde wie der Dodge Viper, flitzt aber trotzdem ganz nett.« Sie war hart im Nehmen, schön und verstand etwas von Autos. Das war eine Mischung, die viele Männer bei Frauen schätzten, ihn selbst nicht ausgenommen.

Gefährliches Terrain, Alex. Halte dich fern.

»Lassen Sie es mich wissen, wenn er wieder fährt.«

»Das werde ich tun. Was führt Sie so früh zu mir?«

»Es zeichnen sich einige Entwicklungen ab ...«, begann sie.

Das Telefon klingelte. »Einen Augenblick«, meinte Alex mit einem Nicken zu Toni, während er zu dem Apparat an der Wand ging. Den Anrufer würde er so schnell wie möglich abwimmeln. »Hallo?«

»Rat mal, wer dran ist.«

»Susie! Wie geht's dir?«

»Prima, Papa. Mama hat gesagt, ich soll dich anrufen und mich bei dir für die Skates bedanken.«

Einen Augenblick lang hatte Alex keine Ahnung, wovon seine Tochter sprach, dann überkam ihn Panik. Gestern war ihr Geburtstag gewesen. Mein Gott, wie hatte er das vergessen können? Und von welchen Skates sprach sie? Hatte Megan sie für ihn gekauft? Das wäre ganz neu.

»Wie war die Feier, Schätzchen? Tut mir leid, daß ich nicht da sein konnte.«

»Super. Alle meine Freunde waren da, außer Lori, aber die hatte Grippe, deshalb war das okay. Sogar dieser blöde Volltrottel Tommy war hier.«

Michaels grinste. Susie war sieben, nein acht, und in der Wahl ihrer Worte nie zimperlich gewesen. Tommy mußte ihr neuester Schwarm sein, denn je abfälliger sie von einem Jungen redete, desto mehr mochte sie ihn. Er fühlte einen Stich im Magen, und Traurigkeit überkam ihn. Boise war weit weg von Washington D.C. Er verpaßte die wichtigste Zeit in Susies Leben.

»Wie geht es deiner Mutter?«

»Gut. Sie bereitet gerade das Frühstück vor. Wir konnten länger schlafen, weil heute Lehrerkonferenz ist. Willst du mit ihr sprechen?«

Plötzlich fiel Michaels ein, daß Toni noch in der Garage stand. Er warf einen Blick in ihre Richtung, aber sie war vor dem Auto in die Hocke gegangen und untersuchte die vorderen Federbeine. Dabei spannte sich die Hose über ihrem festen Po. Er senkte den Blick. Über den Hintern seiner Assistentin nachzudenken, während er mit seiner Tochter sprach, ging wirklich zu weit.

»Nein, ich rede später mit ihr, Schätzchen. Richte ihr viele Grüße von mir aus.«

»Tue ich. Wann kommst du mich wieder besuchen, Daddy?«

»Bald, mein Kleines, sobald ich mich hier freimachen kann.«

»Es gibt wohl eine Krise, was?«

Einen Augenblick lang fragte er sich, wie sie darauf kam, doch das Rätsel löste sich schnell. »Mami hat gesagt, du hast eine Krise, deswegen kannst du nicht zu meiner Party kommen. Sie meint, es gibt immer eine Krise.«

»Das stimmt wohl, Kleine. Über Langeweile kann ich mich nicht beklagen.«

»Ich muß weg. Die Mikrowelle hat gepiepst, das heißt, die Waffeln sind fertig. Ich liebe dich, Daddy.«

»Ich dich auch, meine Susie. Grüß bitte deine Mama von mir.«

»Bis dann.«

Er hängte auf. Wie er sie vermißte! Sogar Megan vermißte er, obwohl die Scheidung seit über drei Jahren amtlich war. Die Trennung war nicht seine Idee gewesen. Und selbst nach der Scheidung hatte er noch gehofft, daß sie irgendwie wieder zusammenkämen, ihre Probleme lösen würden ...

Er wandte seine Aufmerksamkeit erneut Toni zu, die sich erhoben hatte und gerade über den Motorraum beugte. »Meine Tochter war am Apparat«, erklärte er und trat neben sie.

»Haben ihr die Skates gefallen?«

Verwirrt blinzelte er sie an, während sie sich aufrichtete und ihn ansah. »Sie haben die geschickt?«

»Ich ... ja. Sie steckten bis über beide Ohren in Arbeit, daher - ja, ich war's. Ich hoffe, Sie nehmen mir das nicht übel.«

Er schüttelte den Kopf. »Nicht im geringsten. Sie haben mir das Leben gerettet. Ich weiß gar nicht, wie ich das vergessen konnte. Ihre Mutter hätte mir die Hölle heiß gemacht. Danke, Toni.«

»Ich bin Ihre Assistentin. Es ist mein Job, dafür zu sorgen, daß Sie einen guten Eindruck hinterlassen.«

Nuü, er hatte sie wegen ihrer Qualifikation eingestellt, und sie leistete hervorragende Arbeit. Aber in letzter Zeit war sie immer wichtiger für ihn geworden.

Schlagartig wurde ihm bewußt, daß kaum ein halber Meter zwischen ihnen lag. Sie war eine attraktive Frau und roch frisch und anziehend. Am liebsten hätte er sie in die Arme genommen. Aber er war ihr Vorgesetzter, und eine solche Umarmung konnte leicht mißverstanden werden. Vor allem, weil seine Gefühle im Augenblick nicht gerade platonisch zu nennen waren.

Tatsächlich? fragte eine innere Stimme. *Vielleicht hast du ja gar keine Angst davor, daß deine Umarmung mißverstanden wird? Vielleicht gefällt es ihr ja?*

Plötzlich verspürte er das dringende Bedürfnis, sich erneut die Hände abzuwischen. Er wandte sich ab, ging ein paar Schritte und griff nach einem sauberen Putzlumpen. »Also, was gibt es?«

Toni durchfuhr die Enttäuschung wie ein Stich. Sie hatte seine Erregung gespürt. Einen Augenblick lang hatte sie erwartet, er würde die Hand nach ihr ausstrecken. Sie hatte den Atem angehalten. Ja ... Ja, tu's!

Doch dann ... Statt dessen hatte Alex sich abgewandt, um die sauberen Hände mit einem Lumpen zu reinigen. Sein Verhalten war wieder streng geschäftsmäßig geworden.

Verdammt noch mal. Wilde Fantasien schossen ihr durch den Kopf, sie sah, wie sie beide sich in seinem verrückten lila Auto leidenschaftlich liebten ...

Du träumst zuviel, Toni.

Auf jeden Fall war es eine gute Idee gewesen, seiner Tochter ein Geburtstagsgeschenk zu schicken. Seine Dankbarkeit war ehrlich gewesen, das hatte sie deutlich gespürt.

»Welche möchten Sie zuerst hören - die schlechte Nachricht oder die katastrophale?«

»Mein Gott.«

Donnerstag, 16. September, 7 Uhr 35
Quantico

»Colonel? Ich glaube, es ist Zeit, die Pferde zu satteln«, sagte Michaels.

»Sir?« John Howards Muskeln spannten sich schlagartig, während er sich in seinem Bürosessel aufrichtete und vorbeugte.

»Der CIA-Horchposten in der amerikanischen Botschaft in der Ukraine hat eine codierte Nachricht aufgefangen. Offenbar ist ein physischer Angriff auf die dortige Station geplant, der vermutlich in den nächsten Tagen stattfinden soll. Wir möchten Sie um zwei Dinge bitten. Einmal benötigen wir einen Trupp Ihrer besten Leute, um die Marines in der Botschaft zu unterstützen und einen eventuellen Angriff abzuwehren. Zweitens, und das ist der wichtigere Punkt, käme es uns sehr gelegen, wenn Sie herausfänden, wer hinter der Sache steckt, während Sie darauf warten, daß es knallt.«

Howard grinste in den leeren Bildschirm. *Aber sicher doch!* »Wird man es in der Ukraine nicht, äh, *mißbilligen*, wenn wir dort alle herumspazieren und Terroristen ja gen?«

»Offiziell ja. Offiziell werden Sie und Ihre Truppe die Botschaft, die zum Territorium der Vereinigten Staaten gehört,

nicht verlassen. Inoffiziell wird Ihnen die dortige Regierung nicht ins Gehege kommen. Für diese Operation gilt *Dad Tee*.«

Howard grinste erneut. *DADT* war ein Akronym für *Don't Ask, Don't Tell*, eine Strategie des bewußten Wegsehens, die schon lange existiert hatte, bevor der Begriff unter der Clinton-Regierung populär geworden war. Das bedeutete, daß das Gastland vorgab, von nichts zu wissen, solange er und seine Männer sich nicht bei einem eklatanten Fehler erwischen ließen. Wenn er nicht vor laufender CNN-Kamera das Capitol niederbrannte oder den Präsidenten ermordete, war alles in Butter.

»Meine Teams sind in dreißig Minuten in der Luft, Commander Michaels.«

»Überstürzen Sie nichts, Colonel, lassen Sie sich ruhig ein bis zwei Stunden Zeit. Während wir miteinander sprechen, wird die notwendige Information auf Ihren S & TComputer hinuntergeladen. Ihr Kontaktmann an der Botschaft ist Morgan Hunter, der Chief des CIA-Postens, aber die Leitung der Operation liegt bei Ihnen.«

»Sir.«

Als er aufgehängt hatte, konnte Howard das Grinsen nicht mehr unterdrücken. Endlich ging es ins Feld, war Schluß mit den virtuellen Aktionen. Das hier war die Realität.

Sein Atem beschleunigte sich, und er verspürte einen plötzlichen Drang, zur Toilette zu gehen. Er war wieder in seinem Element.

»Es geht los«, verkündete er in den leeren Raum hinein.

»*Es geht los!*«

8

*Donnerstag, 16. September, 8 Uhr 15
Washington, D.C.*

Jay Gridley bereitete sich in seinem Büro auf einen Ausflug ins Netz vor.

Der Cyberspace entsprach nicht der Vorstellung, die man in alten Filmen fand, soviel war Gridley klar, aber zur Darstellung der virtuellen Realität bediente man sich sehr wohl der Welt der Bilder. Den Wünschen des Anwenders waren so gut wie keine Grenzen gesetzt. Auf dem Markt fanden sich Hunderte kommerzieller Standardmasken, von Metropolen mit ihren Verkehrswegen über alte Westernstädte bis zu Raumflügen. Das Netz selbst bot Zehntausende von Shareware-Szenarios. Häufig war die beste Software umsonst zu haben. Man lud sie herunter oder arbeitete mit Timeshare und programmierte sich im Netz, was das Herz begehrte. Wenn man nicht fand, was man suchte, erstellte man sich sein eigenes Transportmittel. Dazu mußte man kein Programmierer sein, jeder Trottel konnte das bewerkstelligen. Sich im Netz seine Software zu stricken war heutzutage einfacher, als nach Zahlen zu malen.

Gridley hatte einige bevorzugte Reisen, die er immer wieder unternahm, wenn er seine VR-Ausrüstung anlegte und online ging. Mit einer Bewegung des Fingers aktivierte er den Befehlsmodus. Das Netz erwachte zum Leben. »Dodge Viper, Bayern«, befahl er.

Eine Bergstraße in einer etwas klischeehaften deutschen Landschaft erschien. In einem RT/10 Viper, einem schwarzen, offenen Roadster, der mit breiten weißen Rennstreifen verziert war, fuhr er die steilen Hänge hinauf und hinunter. Bald würde er den Grenzübergang erreichen. Er schaltete vom sechsten in den fünften Gang und gab Gas. Lächelnd genoß er den Fahrtwind, der an seinem langen schwarzen Haar zerrte. Schon immer war er ein Fan der alten James-Bond-Filme gewesen. »Gridley. Jay Gridley«,

klang allerdings nicht so eindrucksvoll, wie er sich das gewünscht hätte ...

Vor ihm tauchte der Grenzübergang auf. Hinter einer schwarzgelb gestreiften Schranke, die die Straße versperrte, stand ein Soldat in Uniform, der eine Maschinenpistole schräg vor dem Körper hielt.

Gridley schaltete herunter und bremste, was der Roadster mit einem tiefen Grollen quittierte, bevor er zum Stehen kam.

»Die Papiere bitte.«

Leichter Geruch nach Zigarettenrauch mischte sich mit billigem Rasierwasser und altem Schweiß.

Gridley lächelte, griff in die Tasche seines Smokings -wenn schon James Bond, dann richtig - und zückte seinen Paß.

Irgendwann mußte er sich eine Beifahrerin programmieren, damit das Szenario komplett war. Vielleicht eine heißblütige Rothaarige oder eine rassige dunkle Brünnette. Eine Frau, die Angst vor der Geschwindigkeit hatte, sie aber dennoch erregend fand. Ja, das war es ...

In der Realität verschaffte ihm ein elektronisches Paßwort Zugang zu einem Gate Server im Netz, Bits binärer Hexadezimalcodes flossen pulsierend von einem System ins andere, doch die Bilder der virtuellen Realität waren unvergleichlich ansprechender.

Ein flüchtiger Blick, dann reichte ihm der Posten an der Grenze mit einem knappen Nicken den Paß zurück. Die Schranke hob sich. Gridley kannte den Weg, es gab nie Probleme.

Hinter der nächsten Biegung verwandelte sich die Gebirgsstraße plötzlich in eine Autobahn, auf der der Verkehr mit mehr als hundertsechzig Kilometern pro Stunde dahinbrauste. Er betätigte das Gaspedal und beschleunigte, erster Gang ... zweiter ... dritter ... vierter ... Erst als der Motor im fünften Gang sein maximales Drehmoment erreicht hatte, schaltete er in den sechsten, um im Strom der Personen- und Lastwagen mitzuschwimmen.

James Bonds alter Aston-Martin, der später durch einen BMW ersetzt worden war, hätte nie mit dem Viper mithalten können, dessen Spitzengeschwindigkeit etwa zweihundertsechzig Kilometer pro Stunde betrug. Der 8Liter/10-Zylinder-Motor

erreichte dieses Tempo in unglaublich kurzer Zeit, eine Rakete auf Rädern.

Sein Programm lief ohne Probleme, er ließ sich im Netstream treiben. Der Anblick der Autobahn gefiel ihm. Er hätte nach Belieben auch auf eine ruhige Wanderung an einem Bach oder eine Fahrradtour in Frankreich umschalten können. Doch ein so abrupter Programmwechsel hätte ihm den Spaß verdorben.

Vor ihm kündigte ein Schild eine Ausfahrt an: >CyberNation<.

Gridley runzelte die Stirn. In letzter Zeit war er geradezu von Informationen über dieses virtuelle >Land< überschwemmt worden, das nicht nur Touristen, sondern auch Bürger aufnahm. Die unbekannten Programmierer boten Computerfreaks, die bereit waren, in ihr Land >auszuwandern<, eine ganze Reihe von Privilegien an. Dazu mußte man allerdings seine elektronische Staatsbürgerschaft aufgeben und die ihres Landes annehmen, was ihm absurd erschien. Er selbst hatte sich noch nicht näher mit dem Thema befaßt, doch der Gedanke schien ihm interessant. Irgendwann in seiner reichlich bemessenen Freizeit würde er der Sache auf den Grund gehen.

Er warf einen Blick auf die Analoguhr im Armaturenbrett - Digitalanzeigen kamen für dieses Kraftpaket nicht in Frage.

Ein schnittiger Jaguar passierte den Viper. Gridley lächelte.

Er trat das Gaspedal durch. Selbst im sechsten Gang spürte er den Ruck, als der Wagen beschleunigte. Der Jaguar schien stillzustehen. Als er vorüberflog, fiel ihm das angespannte Gesicht des Fahrers auf. Er grinste. Der Jaguar besaß keinerlei Reserven mehr, während der Viper sich noch nicht einmal in der Nähe des roten Bereichs auf dem Tacho befand. Auf Wiedersehen, Freundchen!

Das Hochgefühl hatte sich noch nicht gelegt, als er knapp einen Kilometer vor sich einen Unfall entdeckte. Ein großer Sattelschlepper war umgekippt. Der Anhänger lag auf der Seite und versperrte sämtliche Fahrbahnen in seiner Fahrtrichtung der Autobahn. Es hatte sich bereits ein Stau von einem halben Kilometer Länge gebildet, der rasch wuchs.

Mist!

Er trat auf das Bremspedal - ganz vorsichtig, denn es handelte sich zwar um modernste Scheibenbremsen, aber auf ABS hatte er

verzichtet. Schließlich war er keine alte Frau. Er schaltete herunter. Glücklicherweise war das Bremsverhalten des Viper genauso überzeugend wie seine Beschleunigung. Er kam hinter einem großen Mercedes zum Stehen, dessen Insassen durch ihre Hüte auffielen. Im Rückspiegel erkannte er den Jaguar, der hinter ihm anhielt.

Das virtuelle Unfallbild bedeutete, daß jemand die Systemverbindung blockierte, die er benutzte. Ob das Zufall oder Absicht war, ließ sich nicht sagen.

Auf der anderen Seite der Autobahn heulte eine Sirene auf, während das Blaulicht der Polizei - besser gesagt, der Systembetreuer - erschien, die den Vorfall untersuchen wollte.

In seiner Fahrtrichtung war der Verkehr inzwischen vollständig zum Stillstand gekommen. Gridley sprang über die niedrige Tür des Viper; glücklicherweise ließ ihm der Smoking ausreichend Bewegungsfreiheit. Er würde sich kurz zu den Cops gesellen, vielleicht fand er heraus, was geschehen war. Einem amerikanisierten Thai im Smoking sollte das nicht allzu schwer fallen, vor allem, wenn er gerade James Bond war ...

Tyrone Howard schlug der Wind ins Gesicht, das nur durch eine altmodische Fliegerbrille geschützt war, während er durch das Netz reiste. Auf jede andere Ausrüstung hatte er verzichtet, obwohl die schwere Harley Davidson XLCH mit mehr als hundertsechzig Stundenkilometern dahinbrauste. Die Maschine war ein Klassiker, der inzwischen nicht mehr gebaut wurde. Selbst wenn er sich solch ein Motorrad hätte leisten können, war er noch lange nicht alt genug, um es auch fahren zu dürfen. Das war der Vorteil der virtuellen Realität: Man konnte sich Dinge erlauben, die in der realen Welt undenkbar waren.

Er befand sich in L.A. und war soeben einem Auffahrunfall ausgewichen, der die Autobahn von Hollywood Richtung Norden zum Großteil blockierte. Gerade als er sich dem Tal näherte, erinnerte ihn eine Stimme an die Zeit, die er eingestellt hatte. Sein Vater befand sich auf dem Heimweg, und er hatte nur ein paar Minuten, bevor er sich erneut auf den Weg machen mußte. Er durfte Tyrone nichts über das Ziel seiner Reise oder Ähnliches sagen, weil das geheim war, aber zumindest konnten sie sich

voneinander verabschieden. Es war seinem Daddy nicht gelungen, seine Aufregung zu verbergen. Schade, daß Mom in Birmingham war und ihre Schwester besuchte. Es würde ihr leid tun, daß sie Dad verpaßt hatte.

Er bog mit dem Motorrad in eine Ausfahrt, schaltete herunter und rollte auf einen Parkplatz. Als er die Fliegerbrille hochschob, die aus dem Ersten Weltkrieg stammte, nahm er damit das VR-Band von den Augen, so daß er sich plötzlich in der Realität, in seinem Zimmer, wiederfand. Er blinzelte. Die Wirklichkeit schien immer so ... blaß im Vergleich zur virtuellen Realität. Als wäre sie die Imitation.

Gerade noch rechtzeitig. Er hörte, wie sich die Haustür öffnete.

»Tyrone?«

»Hey, Dad!«

Tyrone erhob sich, wobei er fast über die eigenen Füße gestolpert wäre. Mein Gott! Ständig stieß er etwas um oder rutschte aus. Sein Großvater Carl behauptete, sein Vater sei mit dreizehn nicht anders gewesen: Wenn er einen drei Meter breiten Gang entlangging, war er angeblich mindestens neunmal gegen beide Wände gelaufen. Tyrone wollte kaum glauben, daß sein Vater so tolpatschig gewesen war. Noch weniger konnte er sich vorstellen, daß er selbst einmal anders sein würde.

Als er glücklich das Wohnzimmer erreicht hatte, ohne größere Schäden angerichtet zu haben, sah er sich seinem Vater gegenüber, der die übliche Kleidung der Net Force trug: Hemd und Hose in neutralem Grau, dazu schwarze Stiefel, die so blank poliert waren, daß man sich darin spie geln konnte. Hinter seinem Vater entdeckte er Master Sergeant Julio Fernandez in der Tür, der die gleiche Kleidung trug.

»Hallo, Tyrone«, begrüßte er ihn.

»Hi, Sarge. Wie geht's?«

»Für einen alten Latino nicht schlecht«. Fernandez grinste. Er hatte zur gleichen Zeit wie Colonel Howard seinen Abschied von den regulären Streitkräften genommen. Die beiden kannten sich seit zwanzig Jahren und waren zur gleichen Zeit zur Net Force gestoßen. Sein Vater hatte ihm erzählt, der Sergeant meine, wenn der Colonel für Zivilisten arbeiten könne, wolle er sich auch nicht zu fein dafür sein. Allerdings haßte Fernandez Computer, was

Tyrone etwas merkwürdig fand. Schließlich befaßte sich die Net Force hauptsächlich damit.

»Ich wollte nur vorbeikommen, um mich zu verabschieden«, erklärte sein Vater. »Mit deiner Mutter habe ich bereits telefoniert. Sie kommt mit dem Flug *um* achtzehnhundert. Du wirst also ein paar Stunden allein sein. Schaffst du das?«

Tyrone grinste. »Keine Ahnung, Papa. Mir wird ganz schön mulmig, wenn ich mir vorstelle, daß ich nach der Schule so lange allein sein werde. Ich könnte verhungern oder vor Langeweile umkommen.«

»Das Leben ist sehr hart. Wenn ich mich nicht ganz irre, hat Mrs. Townsend für heute den Fahrdienst übernommen.«

»Stimmt.« Diese Woche war Rick Townsends Mutter an der Reihe, nächste Woche die Mutter von Arlo Bridger, die Woche danach seine Mutter. Dieser Fahrdienst war wesentlich angenehmer, als mit dem Bus zur Schule fahren zu müssen. Dieses Jahr fing sein Unterricht später an, das hieß, daß er erst um acht Uhr dort sein mußte.

Sein Vater grinste ihn an. Dann kam er auf ihn zu, um ihn in die Arme zu schließen. »Ich weiß nicht, wann ich zurück sein werde. Paß gut auf deine Mutter auf. Wenn die Situation es erlaubt, rufe ich an.«

»Ja, Sir.«

Sein Dad wandte sich ab. »Na dann, Sergeant. Es geht los.«

»Sie sind der Colonel, Colonel.«

Ein letztes Mal drückte sein Vater seine Schulter, bevor er dann auf dem Absatz kehrte und zur Tür marschierte.

Tyrone fühlte eine plötzliche Kälte in der Magengrube. Sein Dad verriet nie, ob eine Mission gefährlich war oder nicht, aber daß er nach Hause kam, obwohl er keine Ausrüstung zu holen brauchte, nur um sich eine ganze Minute lang von Tyrone zu verabschieden, war Grund genug, nervös zu werden.

Wo schickte die Net Force seinen Vater hin? Welche Ge fahren mochten ihn dort erwarten?

*Donnerstag, 16. September, 21 Uhr 15
Grosny, Tschetschenien*

Plechanow saß in seinem Büro vor dem Computer. Die angrenzenden Räume, ja vermutlich das gesamte Stockwerk, waren verlassen. Die Regierung konnte sich keine Nachtschicht leisten, ganz im Gegensatz zu Plechanow, der sich diesen Luxus jederzeit hätte erlauben können. Einer der Vorteile, die ein Computerexperte seines Formats genoß, war, daß sich elektronisches Geld so leicht stehlen ließ. Allerdings durfte man nicht zu gierig werden. Eine Million hier, eine Million dort, das summierte sich.

Seine Kommunikationssoftware hatte die Fühler ausgestreckt und ihn mit dem Gewehr verbunden. Ihre Verhandlungen waren nahezu abgeschlossen.

»Ist die Vorgehensweise klar, Michail?«

»Da, alles klar.«

Plechanow runzelte die Stirn. Es war nachlässig von Rushjo, ein russisches Wort zu verwenden, auch wenn die Chancen, daß jemand es hörte, eins zu zehn Millionen standen. Dennoch, Plechanow haßte es, ein überflüssiges Risiko einzugehen. Aber jetzt war nicht der Augenblick, um darüber zu sprechen.

»Die Anweisungen bezüglich Kleidung, Hardware und der Fahrzeuge finden Sie in der Sicherheitsdatei. Entnehmen Sie Ihre finanziellen Mittel dem zweiten Konto. Hier gelten keine Einschränkungen, wichtig ist, daß Sie gute Arbeit leisten.«

»Genau«, erwiderte Rushjo. »Was zählt, ist gute Arbeit.«

»Sonst noch etwas?«

»Nein, ich glaube, das ist alles.«

»Viel Erfolg bei der Jagd.«

»Danke.«

Nachdem die Verbindung getrennt worden war, lehnte Plechanow sich im Stuhl zurück und dachte über den nächsten Schritt nach. Tausend kleine Einzelheiten waren zu bedenken, wenn der Plan funktionieren sollte. Ein Anruf hier, eine bruchstückhafte Information dort, ein paar Worte, die zum richtigen Zeitpunkt in ein einflußreiches Ohr geflüstert wurden:

All dies trug dazu bei, die Lawine durch ihre eigene Masse in Schwung zu halten.

Alles lief nach Plan.

*Donnerstag, 16. September, 5 Uhr 15
San Francisco, Kalifornien*

Rushjo fühlte sich ein wenig besser. Es war immer gut, eine Aufgabe zu haben, einen Auftrag, der zu erledigen war, auch wenn er dabei unter Druck geriet. Mit seinen Lieferanten hatte er sich bereits in Verbindung gesetzt: Die Ausrüstung, die er für die nächste Stufe benötigte, konnte in weniger als einem Tag montiert werden. Rushjo hatte gewußt, wie die nächste Phase aussehen würde, auch wenn der Plan nur vorläufig gewesen und erst durch den Anruf bestätigt worden war. Das hatte ihm einen Vorsprung verschafft, denn er genutzt hatte.

jetzt mußte er die Schlange und den Texaner informieren. Das war eine heikle Angelegenheit, vielleicht komplizierter als die Ermordung des FBI-Beamten, aber nicht so gefährlich. Diesmal hatten sie das Gesetz auf ihrer Seite.

Zumindest in gewisser Weise.

*Donnerstag, 16. September, 12 Uhr mittags
Washington, D.C.*

Commander Michaels betrachtete stirnrunzelnd den jungen Mann, der ihm auf der anderen Seite seines Schreibtisches gegenüber saß.

»Also gut, Jay, was genau bedeutet das?«

Gridley schüttelte den Kopf. »Weiß ich nicht, Chef. Ich bin ein halbes Dutzend große Straßen, also Datenautobahnen, abgefahren, und überall stieß ich auf Karambolagen. Auf einige andere bin ich erst gar nicht gekommen. Die Beseitigung stellte für die Polizei, ich meine, die Systembetreuer kein großes Problem dar. Der Unfall in Australien war allerdings ziemlich ekelhaft. Insgesamt verlief alles relativ unkompliziert, aber der Verkehrsfluß wurde überall behindert.«

»Keine gefährliche Sabotage? Die Aktion war nicht auf ein bestimmtes System beschränkt?«

Jay schüttelte den Kopf. »ja und nein. jeder Vorfall für sich betrachtet war relativ unbedeutend, aber alle Unfälle zusammengenommen, waren die Auswirkungen gravierend. Zeit ist Geld, besonders in den kommerziellen Netzverbindungen. Aufgrund der Verzögerungen wurden bedeutende Beträge umgeleitet. Falls ein großer Teil davon in einer Tasche gelandet ist, könnte sich der Betreffende eine Insel in der Karibik kaufen und sich dort zur Ruhe setzen, wenn er das möchte. Kann ich mir aber nicht vorstellen. Soweit wir im Moment wissen, hat niemand von dem Chaos profitiert, es sei denn, er wäre unserer Aufmerksamkeit entgangen.«

Jay brach ab, blinzelte und starrte ins Leere, als wäre er in Trance gefallen.

»Jay?«

»Entschuldigung. Soweit ich das im Moment beurteilen kann, waren alle Systeme gleichermaßen betroffen, etwa ein Dutzend Links. Ich habe meine Spürhunde darauf angesetzt, bisher jedoch ohne Erfolg. Wer auch immer das Programm geschrieben hat, er versteht sein Handwerk, denn es gelang ihm, eine ganze Reihe von Sicherheitsvorkehrungen zu umgehen. Und wir sind die einzigen, die ihn dabei erwischt haben.«

Gridley lächelte. Offenbar stimmte ihn diese Tatsache zufrieden.

»Die Net-Force-Systeme sind also nicht betroffen?«

»Nein. Er hat es versucht, aber unsere Sicherungen haben funktioniert. Der Bursche ist nicht so schlau, wie er denkt. Offenbar weiß er nicht, mit wem er es zu tun hat. Wir werden ihn erwischen.«

Völlig grundlos, wie ihm schien, keimte plötzlich ein schlimmer Verdacht in Michaels auf. *Es sei denn, er wollte uns in Sicherheit wiegen.* »In Ordnung. Finden Sie heraus, wer hinter der Sache steckt. Halten Sie mich auf dem laufenden.«

»Alles klar, Chef.«

Gridley erhob sich und schlenderte zur Tür hinaus. Als er verschwunden war, lehnte Michaels sich im Stuhl zurück, um über die Situation nachzudenken. Seit Steve Days Tod wurde er das Gefühl nicht los, daß etwas nicht stimmte. Ohne einen bestimmten Verdacht äußern zu können, verstärkte sich sein Eindruck immer mehr, daß die Net Force ins Schußfeld geraten war. Vielleicht war es nur die Paranoia, die zu seinem Job gehörte. Falls sein unbestimmtes Gefühl ihn jedoch nicht trog, wenn wirklich jemand Net Force schaden wollte, wer war das? Wichtiger noch - warum?

Er wedelte mit der Hand über seine Kommunikationseinheit.

Toni meldete sich aus dem Büro nebenan. »ja?«

»Hallo, Toni. Gibt es etwas Neues?«

»Tut mir leid, Alex. Nein.«

Days Ermordung hing wie eine dunkle Gewitterwolke über der Einheit: düster, drohend, voller Spannung.

Er wollte etwas zu seiner Assistentin sagen, hielt sich dann aber zurück. Kein falscher Alarm, er hatte schon genug Probleme: die Untersuchung des Mordes, die Lage in der Ukraine, die Probleme im Netz. Besser, er behielt seinen unbegründeten Verdacht für sich, solange dieser sich nicht weiter erhärtete.

*Freitag, 17. September, 5 Uhr 01
Luftraum über Nordeuropa*

Colonel John Howard lehnte sich im Sitz des Jetliners zurück und nickte Sergeant Fernandez zu, der neben ihm saß. Es war sicher einer der intelligentesten Züge in der Geschichte der Net Force gewesen, mehrere Boeing 747 zu leasen und für schnelle taktische Flüge umzubauen. Die Jumbos stellten einen gewaltigen Fortschritt gegenüber den alten Militärtransportern dar, in denen man so durchgerüttelt wurde, daß man jeden einzelnen Knochen spürte. In diesen Maschinen, die aus kaum mehr als einer Aluminiumhaut bestanden, war der Lärm so ohrenbetäubend gewesen, daß es nahezu unmöglich war, sich zu unterhalten, geschweige denn, einen klaren Gedanken zu fassen. Abgesehen vom Komfort für die Passagiere gab es einen höchst praktischen Grund für diese Entscheidung: Eine zivile 747 konnte an Orten landen, wo schon der bloße Versuch, einen amerikanischen Militärtransporter auf den Boden zu bekommen, ihnen einen Stinger Missile im Cockpit eingebracht hätte.

»Also gut, Julio, gehen wir es noch einmal durch.«

Der Sergeant schüttelte den Kopf. »Ich bitte den Colonel um Verzeihung ...«

»... was etwas ganz Neues wäre«, unterbrach Howard.

»... aber ohne respektlos sein zu wollen, muß ich feststellen, daß der Colonel offenbar ein Gedächtnis wie ein Sieb hat«, schloß Fernandez, ohne sich um Howards Kommentar zu kümmern.

»Danke für Ihre Meinung als Neurologe, Dr. Fernandez.« Mit einer Geste forderte Howard ihn auf zu sprechen. »Schießen Sie los.«

Der andere seufzte. »Wie Sie wünschen, Sir. Die Ukraine ist ungefähr so groß wie Frankreich und hat zweiundfünfzig Millionen Einwohner. Der Präsident ist gewählt. Das Partament nennt sich *Werchowna Rada* und besteht aus vierhundertfünfzig

Abgeordneten. Die amerikanische Botschaft befindet sich in der Hauptstadt Kiew, das von den Einheimischen >Kyyiv< geschrieben wird, und zwar in der Jurija Kozubinskoho 10. Bevor die Ukrainer die Kommunisten 1991 zum Teufel jagten, gehörte das Botschaftsgebäude der Kommunistischen Partei und beherbergte das Hauptquartier ihres Jugendverbandes. Gegenwärtig arbeiten hundertneunundachtzig Amerikaner und zweihundertvierundvierzig ukrainische Staatsangehörige für die Botschaft.«

Howard lächelte vor sich hin: Der Sergeant erzählte die Geschichte immer wieder anders.

»In Kiew leben drei Millionen Einwohner auf einer Fläche von fünfundvierzig mal vierundvierzig Kilometern. Die Stadt liegt am Dnjepr, der ins Schwarze Meer mündet. Um diese Jahreszeit ist es noch sehr heiß, allerdings häufig bedeckt und regnerisch. Die Bevölkerung setzt sich aus fünfundsiebzig Prozent Ukrainern und zwanzig Prozent Russen zusammen. Der Rest besteht aus Juden, Belorussen, Moldawiern, Polen, Armeniern, Griechen und Bulgaren. Sie selbst mitgerechnet, dürften sich *drei* Personen afrikanischer Abstammung im Land aufhalten, wobei auch Krimtataren und Mongolen relativ dunkel sein können. Die Leute werden auf der Straße zusammenlaufen, um Sie zu sehen, Sir.«

Howard wies diesen Einwand mit einer Geste zurück. Während der Hälfte der Reise hatte der Sergeant versucht, ihn davon zu überzeugen, daß er sich auf keinen Fall selbst an der Operation beteiligen sollte. Vielmehr wäre es besser, wenn der Colonel die Aktion von der Botschaft aus per Funk und über Satellit leitete.

»Weiter.«

»Die Stadt liegt sieben Zeitzonen vor Washington. Untergrundbahn und Straßennetz sind annehmbar, Radiound Fernsehsender lausig. Bis Mittag kann man CNBC Superstation empfangen, nach sechs Uhr abends CNN. In den großen Hotels gibt es das *Wall Street Journal* und die *New York Times* von gestern, wenn man bereit ist, dafür die Hälfte seiner Pension auszugeben. Sollten Sie die Absicht haben, eine öffentliche Toilette aufzusuchen, nehmen Sie am besten Ihr eigenes Toilettenpapier mit, Sie werden es brauchen.

Die Währung nennt sich Griwna, und der offizielle Wechselkurs zum Dollar beträgt zwei zu eins. Wenn Sie das Wasser ein paar Sekunden laufen lassen, können Sie ohne Bedenken darin baden. Trinken sollten Sie es ungekocht allerdings nicht, wenn Sie sich keine bakterielle Infektion oder Darmparasiten einfangen wollen. Die Strahlungswerte sind nach Tschernobyl fast wieder normal. Verzichten Sie aber auf Pilze, Beeren oder Wild aus der Region, sonst können Sie unter Umständen nachts auf eine Lampe zum Lesen verzichten.

Wer nach dem Genuß von Alkohol Auto fährt und dabei erwischt wird, landet mit großer Wahrscheinlichkeit im Gefängnis, es sei denn, er gerät an die Miliz. Dann wird man vermutlich auf der Stelle erschossen. Die Einheimischen saufen wie die Löcher, aber sie gehen zu Fuß, wenn sie einen Rausch haben. Wer betrunken fährt, ist erledigt.

Noch immer sprechen viele Menschen Russisch, aber die Amtssprache ist inzwischen Ukrainisch. Der nützlichste Satz, den Sie sich merken sollten, lautet: *>Probetschte, di tschelowitschi tualet<<*.

»Das heißt?«

»>Entschuldigen Sie, wo ist die Herrentoilette?«<

Howard grinste und schüttelte den Kopf. »Weiter.«

Fernandez redete weiter, aber Howard hörte nur halb zu. Was auch immer der Sergeant von seinem Gedächtnis halten mochte, er beherrschte den Stoff. Es ging ihm nur darum, ihn noch gründlicher aufzunehmen. Sicher war sicher.

Leider hatte der Sergeant recht, wenn er meinte, er sollte sich nicht in den Straßen von Kiew herumtreiben. Während einer Chinareise waren ihm die Menschen in Scharen nachgelaufen, die ihn anstarren oder gar berühren wollten. In manchen Kulturen galt Schwarz nicht nur als eine andere Hautfarbe, sondern löste einen regelrechten Schock aus. Angesichts der Aufmerksamkeit, die er erregen würde, könnte er sich unmöglich unauffällig bewegen. Der Gedanke, daß er in einem Kommandoraum der Botschaft mit dem Chef des CIA-Postens plauderte, während seine Teams ein Terroristennest ausräucherten, war ihm allerdings gründlich zuwider. Bevor er zur Net Force gegangen war, war er Soldat gewesen, ein Praktiker also, und er wollte auch jetzt nicht mehr

Zeit hinter einem Schreibtisch verbringen, als unbedingt erforderlich.

»... Waffen und Infrarotrüstung werden um 9 Uhr 45 Ortszeit per Diplomatenpost eintreffen. In diesem Fall sollte man allerdings eher von Diplomatenfracht sprechen. FedEx übernimmt die Lieferung. Das ist doch nett, was meinen Sie? Keine Bomber - wir schicken die Ladung per Fed-Ex an unsere Feinde, sie unterschreiben, und wir lassen das Ganze hochgehen.«

Howard gab einen Laut von sich, um zu zeigen, daß er nicht eingeschlafen war. Wie konnte er verhindern, daß er in der Botschaft festsaß? Verkleidung? Make-up? Es war seine Operation, da wollte er nicht untätig herumsitzen.

Vielleicht gelang es den Einheiten, die Lage zu klären, so daß er nur noch beim Finale eingreifen mußte, falls es dazu überhaupt kam. Es mußte einen Weg geben. Er hatte schon zu oft untätig herumsitzen müssen, während andere kämpften ...

»... die Kriminalität hat stark zugenommen. Es wird nicht empfohlen, sich nachts allein in dunklen Gassen herumzutreiben.« Fernandez grinste. »Vermutlich könnten die dortigen Gauner einen Schock davontragen, wenn sie sich mit einem von uns anlegen und plötzlich einen Laserzielpunkt im Gesicht tragen. Ein Blick in die Mündung einer H & K-Maschinenpistole könnte sehr lehrreich für sie sein.«

»Wir wollen uns nicht mit Einheimischen anlegen, wenn es sich irgendwie vermeiden läßt, Sarge, nicht einmal mit den Verbrechern. Das hier ist eine chirurgische Operation. Wir werden wie mit dem Skalpell arbeiten, kein unnötiger Schaden. Vorfälle, die sich nicht geheimhalten lassen, kämen dabei denkbar ungelegen.«

»Selbstverständlich, Sir. Ich werde dafür sorgen, daß die Jungs sich nicht öfter in Bars herumprügeln, als unbedingt erforderlich.«

Howard grinste und schüttelte erneut den Kopf. Mit Julio Fernandez, der einem den Rücken freihielt und zur Seite stand, war man bestens gerüstet. Vor einem Computer, mit dem ein Sechsjähriger spielend umging, geriet der Sergeant ins Schwitzen, aber wenn es hart auf hart kam, war er nicht zu schlagen. Mit dem Wurfmesser konnte er eine Fliege an die Wand nageln und ihr mit jeder beliebigen Feuerwaffe die Augen herausschießen.

Einige ungewaschene ukrainische Radikale würden früh genug herausfinden, daß es ein gewaltiger Fehler gewesen war, die Botschaft der Vereinigten Staaten zu bedrohen.

*Freitag, 17. September, 13 Uhr 25
New York City*

Flankiert von zwei Leibwächtern, verließ Luigi Sampson, Sicherheitschef von Genaloni Industries, ein chinesisches Restaurant im Zentrum der Stadt. Trotz seiner italienischen Abstammung und seiner beruflichen Position zeigte er eine deutliche Vorliebe für die chinesische Küche. Zum Mittagessen hatte er scharf gewürztes Huhn, Hartweizennudeln, süßsaures Schweinefleisch, Zitronenente und weiße Krabben in Erdnußsoße verzehrt und das Ganze mit zwei Bier und drei Tassen Tee hinuntergespült.

Während er auf den Wagen mit dem Fahrer zuschlenderte, der im Parkverbot vor dem Restaurant wartete, säuberte Sampson mit einem Zahnstocher sein Gebiß. Speisebröckchen flogen durch die Luft und landeten auf dem Gehweg.

In der unauffälligen einfarbigen Limousine auf der anderen Seite der Straße tauschte Rushjo einen Blick mit Winters, dem Fahrer, bevor er sich an Gregori die Schlange wandte, der im Fond saß. »Sind wir so weit?«

»Ich bin fertig«, antwortete die Schlange.

»Dann los.«

Alle drei trugen identische dunkle Anzüge von mittlerer Qualität, schwarze, glänzend polierte Lederschuhe und dunkle Sonnenbrillen. Die Haare hatten sie sich extra kurz schneiden lassen. Zudem war jeder von ihnen mit Ausweisen und Dienstmarken ausgestattet, die sie als Special Agents des FBI auswiesen. Die Papiere waren selbstverständlich gefälscht, aber von einer guten Qualität, die auch Tests, bei denen das Material zerstört wurde, standhalten würde.

Das Nummernschild ihres Fahrzeugs war gegen das eines Wagens ausgetauscht worden, der im Moment auf dem Parkplatz des FBI ganz in der Nähe stand.

Für Rushjo wirkte die Schlange selbst in dieser Verkleidung immer noch wie ein großer dummer Russe, aber das ließ sich nicht ändern. Außerdem bestand in seinen Augen kaum ein Unterschied zwischen vertrottelten Russen und verblödeten Amerikanern.

Da Winters am besten fuhr und dies sein Land war, übernahm er das Steuer.

Rushjo rückte die Pistole in dem Holster hinter der rechten Hüfte zurecht. Die SIG .40 war eine nüchterne, flache schwarze Kampfmaschine deutscher Herstellung, sehr teuer und besonders zuverlässig. Viele FBI-Leute waren damit ausgerüstet.

Sie wirkten tatsächlich wie Bundesagenten. Sogar die Schlange.

»Also gut. Es geht los.«

Rushjo und Gregori stiegen aus dem Wagen und schickten sich an, die Straße zu überqueren.

Die Leibwächter bemerkten sie sofort. Einer von ihnen sagte etwas zu Sampson, der den Zahnstocher aus dem Mund nahm, und den sich nähernden Männern entgegengrinste. Er lachte und machte eine Bemerkung zu seinen Bodyguards, die Rushjo allerdings nicht hören konnte. Worum es ging, war nicht schwer zu erraten. Diese Männer hegten keinerlei Sympathien für die eigene Bundespolizei.

Als Rushjo und die Schlange das Trio fast erreicht hatten, begrüßte sie Sampson: »Hallo, Jungs. Ihr seid vom FBI, was?« Grinsend sah er die beiden Leibwächter an, um zu überprüfen, ob er sie mit dieser cleveren Bemerkung gebührend beeindruckt hatte.

Genauso hatten Plechanow und Rushjo sich das vorgestellt. Wenn man den Leuten das bot, was sie erwarteten, überlisteten sie sich selbst, ohne daß man ein Wort zu sagen brauchte.

»Luigi Sampson?« Lange genug hatte Rushjo den Akzent des Mittelwestens geübt. »Ich bin Special Agent Arnold, dies hier ist Special Agent Johnson.« Mit der Linken hielt er die Hülle mit Ausweis und Marke empor, genau wie die echten Agenten, die stets darauf achteten, daß ihre Waffenhand frei blieb. Er nickte der Schlange zu, die die Leibwächter anfunkelte.

Die Ausweise mochten gefälscht sein, aber die Namen waren echt. Arnold und Johnson waren tatsächlich Beamte des New Yorker FBI.

»Wir möchten Sie bitten mitzukommen, um ein paar Fragen zu beantworten.«

»Überhaupt kein Problem, Jungs.« Sampson wandte sich an den Leibwächter, der direkt neben ihm stand. »Überprüfung!«

Der Bodyguard tippte Befehle in einen kleinen Taschencomputer ein. Nach einem Augenblick meldete er: »Sind auf der Liste.«

»Ruf die Anwälte und den Boß an und gib ihnen Bescheid.« Mit Daumen und Mittelfinger schleuderte Sampson den Zahnstocher in die Luft. »Federal Plaza, dritter Stock, stimmt's?«

»Dreiundzwanzigster Stock, Mr. Sampson. Sie wissen doch Bescheid«, erwiderte Rushjo.

Sampsons Grinsen wurde immer breiter. Er hielt diesen oberflächlichen Test für ausreichend. Was für ein Trottel, vor allem, weil er sich für so besonders schlau hielt. Klugen Menschen war stets bewußt, daß es immer wieder neue Situationen gab, Dummköpfe aber glaubten, sie wüßten alles.

»Ich unterstütze meine Regierung immer gern bei ihrer Arbeit. Gehen, wir.« Als Sampson im Fond des Wagens neben der Schlange saß, fragte er: »Also, worum geht's, Leute?«

Während Winters anfuhr, fiel Rushjo auf, daß einer der Leibwächter auf die Straße trat, um die Nummer des Wagens zu notieren. Gut so. Er sah Sampson an. »Sie arbeiten für den Genaloni-Clan. Sie haben eigenhändig sechs Menschen getötet und sind für den Tod von mehr als einem Dutzend anderer verantwortlich. Sie und Ihre Leute sind an Drogenhandel, Prostitution, Glücksspiel und anderen illegalen Aktivitäten beteiligt, die ich jetzt nicht alle aufzählen kann, so zahlreich sind sie.«

»Wow! Das ist Verleumdung, Agent, weil es ganz sicher nicht stimmt. Ich bin als Sicherheitsbeauftragter für ein legales Unternehmen tätig. Sie sollten wirklich besser vorsichtig sein, wenn Sie keinen Prozeß am Hals haben möchten. Unsere Rechtsanwälte sind nämlich nicht sehr ausgelastet.«

»Sie gehören zum kriminellen Abschaum, und dafür werden Sie sehr bald bezahlen«, erklärte Rushjo.

Sampson lachte. »Wenn Sie mir das nachweisen wollen, wünsche ich viel Spaß, mein Freund. Das haben schon ganz andere Leute versucht.« Er lehnte sich im Sitz zurück. Seine Gesichtszüge wurden hart. »Zum Abendessen bin ich wieder auf freiem Fuß.«

»Da irren Sie sich.«

»ja? Schön dumm, wenn Sie das glauben.«

»Nein, Sie sind dumm, wenn Sie denken, wir wären vom FBI.«

Ungläubig starrte Sampson sie an. Furcht machte sich auf seinem Gesicht breit, als die Schlange ihre Waffe zog und sie ihm in die Seite preßte.

»Ganz besonders dumm wäre es, wenn Sie eine unbedachte Bewegung unternähmen.« Der russische Akzent war unüberhörbar.

»Mein Gott!« stieß Sampson aus.

»Ich fürchte, der wird dir auch nicht helfen, Freundchen«, warf Winters ein.

»Verdammt noch mal, was geht hier vor? Wer sind Sie? Was wollen Sie?«

»Wir legen einen vergifteten Köder für die Wölfe aus«, gab Rushjo zurück.

Der Gangster runzelte die Stirn. Er verstand nichts, aber er würde nicht viel Zeit haben, sich deswegen zu sorgen. Das Schicksal hatte mit kalten Knochenfingern in die Lostrommel gegriffen und ...

... Luigi Sampsons Nummer gezogen.

10

*Freitag, 17. September, 14 Uhr 30
New York City*

Ray Genaloni war so wütend, daß er jemanden mit den bloßen Händen hätte umbringen können. Doch das einzige Ziel, das sich ihm bot, war der Überbringer der schlechten Nachricht, einer von Luigis Leibwächtern, der vor seinem Schreibtisch stand. Ihn zu ermorden hätte ihn nicht weitergebracht. Daher zügelte Ray sein Temperament, auch wenn er sich dabei fühlte wie ein Topf mit kochendem Wasser, auf den man einen Deckel preßte.

»Ich bitte um Verzeihung, Donald, aber was genau willst du damit sagen, daß >das FBI ihn nicht hat<?« fragte Genäloni.

»Wir haben die Anwälte hingeschickt, aber das FBI behauptet, sie hätten Luigi nicht verhaftet.«

»Aber du und Randall, ihr seid vom Gegenteil überzeugt?«

»Wir kamen gerade aus dem >Chens<. Sie waren zu zweit, ein dritter Mann saß im Wagen. Luigi erkannte sie sofort, und Randall und ich wissen auch, wann wir es mit FBI-Leuten zu tun haben. Ihre Ausweise waren in Ordnung, und ihre Namen sind auf der Liste des New Yorker Büros. Der Fahrzeughalter ließ sich über die Nummer nicht feststellen, aber über unsere Polizeikontakte fanden wir heraus, daß das Nummernschild blanko für den New Yorker FBI-Fuhrpark ausgestellt worden ist. Die haben ihn sich geschnappt, soviel ist sicher.«

»Aber warum erzählen sie dann unseren Anwälten, sie wüßten nicht, wo er steckt?«

Donald schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung.«

Endlos scheinende fünfzehn Sekunden lang hüllte Genaloni sich in Schweigen. Der Leibwächter schwitzte vor sich hin. Gut so. »Das ist alles. Such dir irgendwo eine Beschäftigung«, sagte er schließlich.

Genaloni rührte sich nicht von der Stelle, nachdem der Leibwächter verschwunden war. Er starrte auf die Wand. Was,

zum Teufel, hatte das FBI vor? Warum legten sie ihm Daumenschrauben an? Luigi würde dichthalten, dem konnte man drohen, solange man wollte, ohne daß er etwas verriet. Zu behaupten, er sei nicht verhaftet worden, war allerdings eine neue Variante. Und zwar eine, die ihm gründlich mißfiel. Die hatten etwas vor, und was auch immer das war, es gefiel ihm, verdammt noch mal, überhaupt nicht.

Na gut. Mantel und Degen waren angesagt? Kein Problem. Die Waffe, die ihm zur Verfügung stand, war scharf genug, er mußte nur zupacken. *Diesen Mist werden wir ganz schnell in den Griff bekommen.*

Er griff nach dem Hörer. »Verschlüsselung, Code 2435, Sonnenschein.«

»Verschlüsselt«, meldete das Telefon.

Er gab eine Nummer ein.

Diesen Mist werden wir ganz schnell in den Griff bekommen.

»Ich verstehe.« Mora Sullivan wußte, daß ihre Stimme sie nicht verriet.

Mit einer Handbewegung unterbrach sie die Telefonverbindung, erhob sich und begann mit kontrollierten Schritten auf- und abzugehen.

Drei Schritte in die eine Richtung, eine Kehrtwendung, drei Schritte zurück, immer wieder, während sie den Auftrag im Geiste durchging. Selkie war nicht der Typ, der herumsaß und still meditierte. Wenn die Jagd es erforderte, konnte sie sich völlig ruhig verhalten, doch in diesem Stadium arbeitete ihr Kopf am klarsten, wenn sie auf den Beinen war, sich bewegte, Straßen erforschte, nach Auswegen suchte, plante.

Sie konnte sich in alles, in jeden verwandeln, die Welt stand ihr offen, aber diese Mission würde gefährlich werden. Hier gab es keinen Raum für Irrtümer. Fast immer enthielten die Aufträge ein wenig Spielraum für den Fall, daß ihr ein kleiner Fehler unterlief. Zwar überließ sie nie bewußt etwas dem Zufall, doch gelegentlich passierte selbst ihr ein Irrtum. Winzig kleine Fehler, keine breiten Spuren, die einen Verfolger auf ihre Fährte gebracht hätten, aber dennoch kam es von Zeit zu Zeit vor, daß ihr etwas entging.

Details, die sie erst bemerkte, wenn es nicht mehr in ihrer Macht stand, etwas daran zu ändern. Obwohl sie die Beste war.

Schritt, Schritt, Schritt, Kehrtwendung ... Bisher waren niemandem diese kleinen Fehler aufgefallen, die sie unwissentlich hinterlassen hatte, weil die meisten Menschen gar nicht auf den Gedanken kamen, danach zu suchen. Und inzwischen waren diese Spuren verwischt, bereits zu Flecken der Vergangenheit geworden, zu kleinen schwarzen Punkten, die dem bloßen Auge keinerlei Angriffsfläche lieferten.

Doch diesmal ...? Diesmal mußte sie sozusagen unter der Linse eines Mikroskops agieren. Polizeibeamte stellten einen Sonderfall dar, egal welcher Organisation sie angehörten, denn die Polizei schützte zuerst einmal die eigenen Leute. Die Botschaft war simpel: Zwar konnte man ungestraft eine ganze Reihe von Verbrechen begehen, doch die Ermordung eines Polizisten zählte nicht dazu. Wer sich darauf einließ, landete ganz oben auf einer Liste, von der er erst gestrichen wurde, wenn er verhaftet oder getötet worden war, wobei letzteres wahrscheinlicher war. Selkie war sich dessen bewußt, schließlich hatte ihr Vater mit dem Leben dafür bezahlt, einen Polizisten niedergeschossen zu haben. Die Beamten, die ihn damals festnahmen, hatten ihn hingerichtet. Und für seine Henker war es nicht das geringste Problem gewesen, den Racheakt dann auch zu rechtfertigen.

Schritt, Schritt, Schritt, Kehrtwendung ...

Die Zielperson zu töten war nicht das eigentliche Problem, vielmehr der leichte Teil des Auftrags. Ein Mörder, dem gleichgültig war, ob er ums Leben kam oder verhaftet wurde, konnte so gut wie jeden, angefangen mit dem Präsidenten, vor der Augen der Öffentlichkeit erledigen.

Doch ungestraft davonzukommen, das war eine andere Sache. Ihre Flucht würde unter den Augen der fähigsten Organisation zur Verbrechensbekämpfung stattfinden, die es weltweit gab. Spielraum bliebe diesmal nicht. Jeder Fehler würde sich rächen. Den kleinsten Hinweis würde man aufspüren, unter die Lupe nehmen, analysieren, testen, weiterverfolgen.

Der Gedanke erschreckte und faszinierte sie zugleich. Selkie liebte den Kick des Risikos. Mora Sullivan genoß Adrenalin wie andere einen guten Wein. Sie hätte sich je derzeit zur Ruhe setzen

und den Rest ihres Lebens ohne finanzielle Sorgen verbringen können. Sobald man einmal einige Millionen besaß, brauchte man im Grunde nicht mehr. Sie hatte ein Ziel und würde es erreichen, weil sie ihre Ziele immer erreichte. Aber sie kannte sich gut genug, um zu wissen, daß das Spiel für sie ebenso wichtig war wie der Gewinn. Dieser Auftrag stellte eine Herausforderung dar. Bis jetzt hatte sie niemals einen FBI-Agenten eliminiert, geschweige denn den Leiter einer ganzen Untereinheit.

Schritt, Schritt, Schritt, Kehrtwendung.

Der Plan mußte peinlich genau überprüft werden, jeder Schritt verlangte ungeteilte Aufmerksamkeit. Sie brauchte Zeit, um sicherzugehen, daß sie nichts übersehen hatte. *Nichts*.

Bevor sie aufbrach, würde sie sich eine neue Identität besorgen. Sie würde zu einer Frau werden, die nach Washington, D.C. gehörte, die Grund hatte, sich in der Nähe des Zieles aufzuhalten, die jeder Überprüfung standhielt, falls es notwendig werden sollte.

Lächelnd hielt sie inne. Haut und Muskeln spannten sich unter dem Einfluß des Adrenalins, das durch ihre Adern jagte und sie in einen Zustand der Euphorie versetzte.

Schließlich war sie ein Geschöpf des *Were*. Ihr Aussehen zu verändern war für sie so einfach wie für andere das Wechseln der Kleidung. Sie konnte sich in jedes beliebige Wesen verwandeln.

Die Metamorphose von Selkie hatte begonnen.

Samstag, 18. September, 16 Uhr 19
Los Angeles

Auf einem Rollband am Flughafen von Los Angeles näherte sich Rushjo der Autovermietung. Wenn man dem Piloten Glauben schenken durfte, hatte die Außenluft nahezu Körpertemperatur erreicht. Dem Kalender nach mochte es Herbst sein, aber der Sommer hatte das Land noch fest im Griff - als er an der Ostküste

an Bord der Maschine gegangen war, hatte eine ähnliche Hitze geherrscht.

Der Auftrag in New York war gut gelaufen. Weniger als vierundzwanzig Stunden nach seiner Entführung gab es keinen Luigi Sampson mehr.

Das war nicht ganz richtig, überlegte er, denn die Einzelteile des Gangsters befanden sich als halb flüssige, schmierige Substanz in einem großen, mit Glas ausgekleideten Vorratstank, der eine besonders aggressive Säure enthielt. Die Schlange hatte die Leiche in Stücke hacken müssen, die so klein waren, daß sie durch die Öffnung eines Überdruckventils auf dem Behälter paßten. Sein Onkel war Metzger gewesen, und bevor Gregori Soldat geworden war, hatte er ihm jeden Sommer im Geschäft geholfen. Der Tank enthielt eine ätzende Flüssigkeit, die in einer Fabrik in New Jersey zur Metallbearbeitung verwendet wurde. Die Lösung, die den Gangster rasch verschwinden lassen würde, fand normalerweise nur in kleinen Mengen Verwendung. Zuerst würden die Arbeiter den anderen der beiden Vorratstanks leeren, und bis sie zum zweiten vorgedrungen waren, würde der verschiedene Luigi Sampson nur noch als organische Verunreinigung bemerkbar sein. Das einzige, was vielleicht auffiele, wenn die Säure über die abgeklebten Stahlplatten gesprüht wurde, wäre eine leichte Verfärbung.

Zwar handelte es sich um eine extrem aggressive Säure, doch um ganz sicherzugehen, hatte die Schlange dem Toten das Gebiß herausgeschlagen. Winters, der Amerikaner, hatte die Zähne, mit Popcorn vermischt, von der Fähre nach Staten Island ins Wasser fallen lassen, während er scheinbar die vielen Möwen fütterte, die dem Schiff stets folgten.

Die FBI-Tarnung war ebenfalls vernichtet worden: Ausweise und Kleidung hatten sie verbrannt, die Asche in einer Toilette hinuntergespült. Die Marken waren flach gehämmert in einer Schrottpresse gelandet. Den Wagen hatten sie an die Autovermietung zurückgegeben, wo sie ihn mit einem zweiten Satz falscher Papiere gemietet hatten, nachdem sie die ursprünglichen Nummernschilder wieder angebracht hatten. Die gereinigten Waffen waren in einem Paket mit der Aufschrift >Gesteinsproben< an ein großes Postfach gegangen, das auf den

Namen einer nicht existierenden Person in Tucson, Arizona, angemietet worden war. Dort würden sie bleiben, bis der Mietvertrag auslief oder die Post versuchte, den Besitzer des Pakets aufzufinden. In jedem Fall würden bis dahin Monate vergangen sein. Das Material ließe sich ohnehin nicht wieder verwenden.

Ein zweites Mal würde der Trick nicht funktionieren, der Genaloni-Clan war jetzt gewarnt. Aber das war auch nicht nötig.

Zwar bestand die entfernte Möglichkeit, daß man den Leibwächtern Fotos der echten Agenten vorlegte, die Rushjo und Smeja zu sein vorgegeben hatten, aber das war höchst unwahrscheinlich. Genalonis natürliches Mißtrauen gegenüber den Behörden würde sich verstärken. Selbst wenn er ihnen Glauben schenken sollte - was nicht der Fall war -, würde er sich nicht an sie um Hilfe wenden, wenn es darum ging, seinen Mann aufzuspüren. Der Gangsterboß würde sich nicht weiter mit den Bundesbehörden einlassen, und da diese ihrerseits genug am Hals hatten, würden sie die Angelegenheit schnell vergessen.

Das FBI dachte, Genaloni habe einen seiner eigenen Leute erledigt. Genaloni wiederum nahm an, das FBI habe es auf ihn abgesehen. Die erste Hypothese war falsch, die zweite würde sich als richtig erweisen. Dem Bericht zufolge, den Plechanow ihm zur Verfügung gestellt hatte, war Geduld keine von Genalonis Tugenden. Mit großer Wahrscheinlichkeit würde er überstürzt handeln. Und wenn er es nicht tat, würde Rushjo das für ihn übernehmen - zumindest würde es danach aussehen.

Einen Feind mit einem anderen Problem abzulenken war ein alter, aber immer noch funktionierender Trick. Plechanow kannte sich in der Geschichte aus, und er war ein Meister der Manipulation. Solch einen Mann hatte man im Kampf gern an seiner Seite - als Gegner war er furchterregend.

Rushjo und sein Team würden der Net Force und dem Gangsterclan, die sie aufeinandergehetzt hatten, weitere Nadelstiche versetzen, Kleinigkeiten, die die Atmosphäre immer weiter aufheizen würden. Mehr war dafür nicht nötig.

Früher oder später brach das stärkste Kamel zusammen, wenn man auch nur einen einzigen Strohalm mehr auf seinen Rücken lud.

Es war Rushjos Aufgabe, die Halme zu besorgen.

Sonntag, 19. September, 2 Uhr 30
Kiew

John Howard ging der örtliche CIA-Chef auf die Nerven. Morgan Hunter war etwa fünfundvierzig. Sein Haar war ergraut, aber dem Sitz seines Anzugs und der Geschmeidigkeit seiner Bewegungen nach zu urteilen, war er immer noch in ziemlich guter Form. Er gehörte dem Geheimdienst seit mehr als zwanzig Jahren an, hatte in Chile und Beirut gearbeitet, war dann nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion in Moskau tätig gewesen, bevor er schließlich in der Ukraine landete. Man hätte also davon ausgehen können, daß er sein Geschäft verstand.

»Tut mir leid, Colonel, ich weiß nicht recht, was ich Ihnen sagen soll. Keine unserer Kontaktpersonen unter den örtlichen Radikalen weiß von dieser Sache, wenn man von den ersten Berichten absieht. Es ist uns nicht gelungen, die Urheber aufzuspüren.«

»Die Uhr läuft, Mr. Hunter.«

Sie hielten sich in einem kleinen Besprechungszimmer im Keller auf, das man Howard für diese Operation zur Verfügung gestellt hatte. Konventionelle Telefone, Computer, Fernsehbildschirme und andere Geräte füllten Tische und Wände.

Der CIA-Mann lächelte überlegen. »Das ist mir bewußt, Colonel, schließlich haben *wir* die Sache ins Rollen gebracht. Vielleicht erinnern Sie sich, *wir* haben die Berichte an Ihre Organisation weitergeleitet - eine Organisation, die sich mehr oder weniger auf unsere Einladung hier aufhält, Sir.«

Howard wollte gerade antworten, als Julio Fernandez den Raum betrat und den Colonel unerwartet zackig grüßte. »Sir, es könnte sein, daß wir eine Spur gefunden haben.«

»Schießen Sie los, Sergeant.«

Fernandez warf einen Blick auf Hunter und sah dann seinen kommandierenden Offizier an. Howard gelang es nur mit Mühe, ein Grinsen zu unterdrücken. Sein Blick sprach Bände. Soll *ich wirklich reden, solange diese Flasche dabei ist, Sir?*

Hunter, dem dies nicht entging, biß die Zähne zusammen.

»Sir, Lucy, also Lucy Jansen, von Team drei, nun, sie hat sich mit einem der Burschen auf der kurzen Liste *angefreundet*.« Er reichte Howard die Liste, auf der ein Name rot eingekreist war. »Der Kerl spricht Deutsch, sie auch, das bot den beiden ein gemeinsames Thema. Sie hat hier in einer Bar, äh, Kontakt aufgenommen, und nach fünf oder sechs Wodkas hat der Bursche was von einem alten, durch Drähte ausgelösten Granatwerfer erzählt, den er schon sehr bald einsetzen will.«

Howard war aufs äußerste angespannt. »Sprechen Sie weiter.«

»Lucy ist an dem Kerl dran. Sie will sich in ein paar Stunden mit mir in Verbindung setzen.«

Howard blickte Hunter an.

Der zuckte die Achseln. »Könnte etwas sein. Vielleicht will aber auch nur ein Besoffener bei einem Mädchen Eindruck schinden.«

Howard nickte. »Stimmt. Aber der Kerl steht auf Ihrer Liste.« Er wandte sich erneut an Fernandez. »Halten Sie mich auf dem laufenden.«

»Jawohl, Sir.« Ein zackiger Gruß, dann wandte Fernandez sich ab und verschwand.

»Mal sehen, ob ich mehr über diesen Mann herausfinden kann.« Hunter deutete auf die Liste.

»Gute Idee.« Howard zögerte einen Augenblick. Es hatte keinen Sinn, sich mit dem CIA-Mann anzulegen. »Tut mir leid wegen vorhin. Ich kämpfe noch mit der Zeitverschiebung.«

»Schon in Ordnung, Colonel. Ist uns allen schon passiert. Ich bin genauso scharf auf diese Burschen wie Sie. Wenn wir gute Arbeit leisten, werden wir sie schnappen.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr.«

Die beiden Männer lächelten einander erneut an, doch diesmal wärmer.

Vielleicht handelte es sich um falschen Alarm, aber Howard glaubte nicht daran. Ganz plötzlich spürte er ein Kribbeln im

Bauch. Das war es. Diese Spur würde sie in die Höhle der Terroristen führen.

11

*Sonntag, 19. September, 11 Uhr 05
Washington, D.C.*

Als das Telefon klingelte, hielt Alex Michaels sich gerade in der Garage auf. Er hatte eine ziemlich genaue Vorstellung davon, wer ihn anrief. An einem schmierigen Lumpen wischte er sich die Hände ab, bevor er nach dem Hörer griff.

»Ja?«

»Daddy!«

»Hallo, Kleines, wie geht es dir?«

»Super. Also, abgesehen davon, daß ich beim Skaten hingefallen bin und der eine Knieschützer kaputtgegangen ist.«

Wie ein Stich, fühlte Michaels die plötzliche Sorge. »Aber dir ist nichts passiert?«

»Mir nicht, aber von dem Knieschützer ist nicht viel übrig.«

»Besser so, als daß du dich verletzt.«

»Hat Mami auch gesagt.«

Im Hintergrund hörte er Megans Stimme. »Laß mich mal kurz mit Daddy sprechen, Schatz.«

Michaels fühlte, wie sich ihm der Magen beinahe umdrehte. Ihm wurde eiskalt.

»Mami will mit dir reden.«

Er holte tief Atem. »Na klar, gib sie mir.«

»Bye, Daddy.«

»Bye, Kleines.«

Die Zeit schien sich ins Unendliche zu dehnen. Ganze Weltalter verstrichen, während Zivilisationen verfielen und untergingen ...

»Alex?«

»Hallo, Megan. Was ist los?«

»Susie, warum machst du Mami nicht eine Tasse Kaffee?«

Michaels schien sich im freien Fall zu befinden.

Ein Augenblick verstrich. »Alex, ich weiß, daß deine Arbeit für dich an erster Stelle steht, aber für deine Tochter bist du noch immer ihr ein und alles. Kannst du dich für ihr Theaterstück freimachen und herkommen?«

Die Auseinandersetzungen vieler Jahre standen ihm plötzlich wieder vor Augen, frisch verheilte Wunden schienen aufzureißen, Wunden, die zumindest in seinem Herzen nie wirklich geheilt waren. Er wollte eine erneute Konfrontation vermeiden. »Das ist im Oktober, stimmt's?«

»Du hast es nicht vergessen, welch ein Wunder.«

Ihr Sarkasmus traf ihn immer noch mit unerbittlicher Härte.

Vermutlich war Days Tod bis dahin aufgeklärt, wenn nicht, würde der Fall zumindest nicht mehr so brandheiß sein, daß er nicht die Zeit fände, seiner Tochter zuzusehen, wie sie mit ihrer Klasse ein Theaterstück aufführte. »Ich komme.«

»Bist du sicher?«

»Ich habe gesagt, ich komme.« Immer wieder gelang es ihr, ihn mit einem scheinbar harmlosen Satz in Rage zu bringen, ohne auch nur die Stimme zu heben. Bist du *sicher*? Wenn sie ihn einen dreckigen Lügner genannt hätte, wäre es auch nicht schlimmer gewesen.

Eine unbehagliche Pause entstand. Im letzten Jahr ihrer Ehe hatten diese Momente des Unbehagens alles beherrscht. Dabei hatte mehr Resignation als Wut darin gelegen. Das unvermeidliche Ende ihrer Beziehung hatte sich wie ein Gletscher auf sie zugeschoben, der langsam, aber unaufhaltsam alles zermalmte, was auf seinem Weg lag.

»Hör mal, ich muß dir noch etwas sagen«, fuhr sie fort. »Ich habe jemanden kennengelernt und wollte, daß du es von mir erfährst.«

Die Kälte in Alex' Bauch wurde zu gefrorenem Sauerstoff, der so eisig war, daß es ihm den Atem verschlug. Als er seine Stimme wiedergefunden hatte, kostete es ihn alle Kraft, einen gelassenen, lockeren Ton zu finden, der milde Neugier ausdrückte. »Kenne ich ihn?«

»Nein. Er unterrichtet an Susies Schule, allerdings nicht in ihrer Klasse.«

»Schön. Herzlichen Glückwunsch.«

»Wir haben nicht vor zu heiraten, Alex, wir treffen uns nur hin und wieder. Du hast doch bestimmt auch ab und zu ein Rendezvous, oder?«

Er wartete einen Augenblick zu lange, bevor er antwortete.
»Natürlich.«

»Mein Gott, Alex.«

Auch dieses Gespräch war ihm aus langen Jahren vertraut. Seit er und Megan sich getrennt hatten, hatte er nichts mit einer anderen Frau gehabt. Ein paarmal hatte er daran gedacht, schließlich fielen ihm attraktive Frauen immer noch auf, manchmal hatte er sogar ein paar Hirngespinnste gehegt, aber umgesetzt hatte er seine Fantasien nie. Wo der Traum endete, wartete die harte Wirklichkeit auf ihn, das Risiko. Außerdem vermißte er Megan noch immer, trotz allem, was vorgefallen war. Sie war seine große Liebe gewesen, und daran würde sich auch nichts ändern. Ein Anruf von ihr, und er würde Haus, Auto und Job aufgeben und zu ihr eilen. Früher war ihm das nicht bewußt gewesen, inzwischen schon.

Zu spät, natürlich. Sie würde ihn nicht zu sich rufen. Schließlich waren sie geschieden, und sie war mit einem anderen Mann zusammen. Vielleicht schlief sie sogar mit ihm.

Der Gedanke, daß Megan nackt neben einem anderen lag, mit ihm lachte, ihn liebte, Dinge mit ihm tat, die einst ihm vorbehalten gewesen waren, verursachte ihm Übelkeit. Am liebsten hätte er sich übergeben. Am schlimmsten war der Gedanke, daß sie den anderen begehrte und ihn nicht. Zu wissen, daß es ihr Spaß bereitete ...

Michaels schüttelte den Kopf. Diese Gedanken waren destruktiv. Er hatte nicht länger das Recht, so zu fühlen -wenn er es denn je besessen hatte.

»Ich muß weg. Sag Susie, daß ich sie liebe.«

»Alex ... «

»Auf Wiedersehen, Megan. Paß auf dich auf.«

Sanft legte er den Hörer auf die Gabel und betrachtete das lila Auto, mit dem er jetzt jede freie Minute verbrachte. Normalerweise gelang es ihm, seine Gefühle für Megan unter Kontrolle zu halten. Solange er beschäftigt war und keine Gelegenheit zum Nachdenken hatte, war alles in Ordnung. Aber

wenn er ihre Stimme hörte, ihr Bild vor sich sah, wurde der Schmerz unerträglich.

Vielleicht gab es einen Zauber, der all das Häßliche, das zwischen ihnen stand, auslöschte, vielleicht gab es Worte, die die Zeit zurückbringen würden, als es noch keine Susie gegeben hatte, oder die Tage, in denen sie ein fröhliches, dickes Baby gewesen war, das in einem großen alten Haus in Idaho herumwatschelte.

Diese Worte mochte es geben - aber Alex Michaels hatte sie bisher nicht gefunden.

*Sonntag, 19. September, 11 Uhr 15
Washington, D.C.*

Toni Fiorella hatte soeben ein Telefongespräch mit ihrer Mutter beendet. Sie telefonierten jeden Sonntag morgen miteinander, doch nach zwanzig, spätestens dreißig Minuten wurde ihre Mutter immer nervös. »Das hier muß dich ein Vermögen kosten, Kleine«, hieß es dann.

Immer wieder hatte Toni ihrer Mutter erklärt, daß sie sich selbst ein paar Stunden Ferngespräche zwischen Washington und der Bronx pro Monat leisten konnte, aber die Botschaft schien nicht recht anzukommen. Mama lebte noch in den Tagen, in denen Ferngespräche ein Luxus gewesen waren, zu dem man nur bei Geburts- oder Todesfällen griff. Höchstens, daß man kurz einmal aus dem Urlaub anrief. Sich einen Computer anzuschaffen und per E-Mail oder Voxtrans zu kommunizieren kam schon gar nicht in Frage. Von diesen Dingen hielt Mama nichts.

Eine Viertelstunde lang wirtschaftete Toni in der Küche herum, spülte die Teller vor und stellte sie in die Maschine, wischte die Arbeitsflächen und den Hackblock und fegte den Boden. Die Wohnung war klein, aber die Küche größer, als bei Apartments dieser Art üblich, und der Vinylboden wirkte wie echtes Holz. Ein hübscher Raum.

Als sie den Besen wegstellte, klingelte das Telefon.

Rief ihre Mutter noch einmal an?

»Hallo?«

»Subcommander Fiorella?«

»ja?« Die Stimme klang vertraut, aber sie konnte sie nicht recht einordnen.

»Hier ist Jesse Russell. Wir haben uns vor einigen Tagen, äh, kennengelernt ... «

Ein Südstaatenakzent. Gleich hatte sie es ... >Spandex<.

»Ma'am?«

Erst durch seine Nachfrage wurde ihr bewußt, daß sie laut gedacht hatte. Die Röte stieg ihr ins Gesicht. Nur gut, daß die Bildübertragung ausgeschaltet war. »Entschuldigen Sie, Mr. Russel. Vergessen Sie es. Was kann ich für Sie tun?«

»Nun, Ma'am, ich möchte mich für den Vorfall im Kraftraum entschuldigen. Ich wollte vor Barry eine Show abziehen. Anscheinend habe ich dabei mein Gehirn ausgeschaltet. Ich hätte mich nie so verhalten dürfen. Es war dumm, und es tut mir leid.«

Toni grinste. Sehr schön. Wunder gab es immer wieder. Ein Arschloch, das sich entschuldigte. Und nachdem sie sich auch nicht gerade korrekt verhalten hatte, konnte sie seine Entschuldigung gnädig annehmen. »Ist schon in Ordnung, Mr. Russen, vergessen Sie es.«

»Nein, Ma'am, das werde ich bestimmt nicht so bald. Ich habe mich gefragt, ob Sie vielleicht bereit wären, mir irgendwann etwas von Ihrer Kampftechnik beizubringen? Ich meine, ohne daß Sie mich gleich aufs Kreuz legen.«

Toni kicherte. Vielleicht war er gar nicht so übel. Er besaß einen gewissen Charme. »Wir treffen uns bestimmt mal im Kraftraum.«

»Wissen Sie, Miß Fiorella, wenn Sie mir sagen, wann Sie wieder trainieren, würde ich mich für eine Weile loseisen. Der Unterricht ist ziemlich intensiv, aber ab und zu haben auch wir Freizeit:«

Toni überlegte einen Augenblick. Wollte der Bursche mit ihr anbändeln, oder interessierte er sich wirklich für Silat? Ein Vorwissen in einer anderen Kampfsportart war manchmal ein Hindernis, aber nicht immer. Schließlich erzählte ihr Guru ihr

ständig, daß sie Schüler brauche. Wenn man die Kunst nicht lehre, werde man niemals ein Guru.

»Manchmal trainiere ich vormittags, meistens aber in der Mittagspause, von zwölf bis eins. Wenn Sie Lust haben, schauen Sie vorbei.«

»Ja, Ma 'am, ich habe Lust.«

»Lassen Sie doch >Ma'am< und >Miß Fiorella< beiseite. Ich heiße Toni.«

»Meine Freunde nennen mich Rusty«, gab er zurück. »Danke. Sind Sie am Montag im Kraftraum?«

»Wenn nichts Unvorhergesehenes passiert.«

»Dann sehen wir uns dort, Ma'am. Ich meine, Toni.«

Als sie den Besen wegräumte, erappte sie sich bei einem Lächeln. >Spandex< ... Russell hatte sich vor und nach ihrem Kampf im Kraftraum wie ein typischer dummer Macho verhalten. Dieser Anruf glich jedoch einiges wieder aus, immer vorausgesetzt, daß nicht etwas anderes dahintersteckte. Die meisten Menschen verdienten eine zweite Chance. Sie hatte ja, weiß Gott, selbst genügend Dummheiten begangen, die ihr später leid getan hatten, und war nur zu froh gewesen, wenn ihr dann verziehen worden war. Die Menschen waren in der Lage, sich zu ändern, sagte sie sich. Außerdem sah er nicht schlecht aus.

Sie fühlte sich wie eine Verräterin. Russell konnte niemals Alex ersetzen, nie. Alex war der Mann, den sie wollte. Und wenn sie hart genug daran arbeitete, würde er früher oder später auch Gefühle für sie entwickeln.

Aber ein FBI-Rekrut war auch nicht schlecht. Möglicherweise riß das Alex sogar aus der Gleichgültigkeit, und er entdeckte, daß Toni nicht so übel aussah. Schaden konnte es nicht.

Sonntag, 19. September, 11 Uhr 15
Washington, D. C.

Jay Gridley ließ den kraftvollen Motor des Viper aufheulen. Ein Geruch von verbranntem Gummi stieg auf, als er die Kupplung losließ und die Auffahrt zur Autobahn hinaufbrauste. Warum nicht? In der virtuellen Realität brauchte er keine neuen Reifen.

In den letzten Tagen hatte er einen Großteil seiner Zeit damit verbracht, im Netz zu surfen und nach weiteren blockierten Straßen Ausschau zu halten, war jedoch bis jetzt auf nichts Auffälliges gestoßen. Natürlich gab es Verkehrsstaus, hier und da einen Auffahrunfall, aber das war normal.

Er fuhr auf der 405 auf den Flughafen von L.A. zu, als ein schwarzer Jugendlicher auf einer schweren Maschine vorüberbrauste. Der Bursche auf der Harley fuhr mindestens hundertzwanzig. Gridley grinste ihm hinterher. Den Jungen kannte er, auch wenn die virtuelle Person etwas älter und muskulöser wirkte.

Er schaltete in den nächsten Gang und fühlte, wie der Motor weicher lief, bevor er das Gaspedal bis zum Anschlag durchtrat. Der riesige V-10 grollte, heulte auf, und der Verkehr um ihn herum schien stehenzubleiben.

In wenigen Sekunden beschleunigte er den Sportwagen von neunzig auf hundertdreißig Stundenkilometer.

Born to be wild. Wer nicht fahren konnte, sollte es bleiben lassen.

Als er den schwarzen Jungen auf dem Motorrad erreicht hatte, hielt er sich auf gleicher Höhe. Grinsend betätigte er die Hupe.

In Wirklichkeit kommunizierten die beiden im Netz über eine Echtzeit-Online-Verbindung, wie vielleicht zwanzig Millionen andere Anwender, die Tag für Tag das riesige kommerzielle Netz nutzten. Wenn die Software Szenarios wie dieses hier zuließ, war die visuelle Darstellung der virtuellen Realität allerdings ein besonderes Vergnügen.

»Hallo, Tyrone!«

Weiß, regelmäßige Zähne leuchteten auf, als der Junge ihn angrinste. »Hi, Jay! Was treibst du hier?«

»Ich will nachsehen, ob es irgendwo Schwierigkeiten gibt.«

»Bin dabei.«

»Vorne rechts ist eine Raststätte. Sollen wir da anhalten und eine Tasse Kaffee trinken? Ich muß dich was fragen.«

»Klar, *nopro*, Jay.«

Der Junge gab Gas und legte sich flach auf das Motorrad. Der Luftstrom zerrte an seiner Kleidung und fuhr ihm durch das dichte, krause Haar, als er davonstob. Gridley ließ ihn vorfahren.

>Nopro<? Jay überlegte einen Augenblick. Sollte das >no problem< heißen?

Eigentlich war er noch gar nicht so alt, aber er hatte den Anschluß verloren. Der Slang, der in seiner Jugend üblich gewesen war, klang für jemanden in Tyrones Alter völlig überholt. >Nopro< stand für sein >cool< oder für das >null Problemo< seines Vaters. Die Sprache unterlag einem ständigen Wandel. Manchmal vollzog sie dabei eine Wendung um dreihundertsechzig Grad. Aus >cool< wurde >heiß< und >geil<, das von >kraß< und >megakraß< abgelöst wurde, bevor man wieder zu >cool< zurückkehrte. Unmöglich, damit Schritt zu halten.

Mit achtundzwanzig fühlte er sich wie ein Dinosaurier, wenn er mit einem Jungen wie Tyrone sprach. Er schüttelte den Kopf.

Kinder, die sich im Netz auskannten, sahen und hörten Dinge, die einem Erwachsenen entgingen, und Gridley wollte alle Möglichkeiten nutzen. Es ging darum, das Problem zu lösen, nicht um persönlichen Ehrgeiz.

Er setzte den Blinker und bog in die Ausfahrt ein. Wenn die Entwicklung in dieser Geschwindigkeit fortgesetzt werden könnte, würde das, was er im Netz trieb, so überholt sein wie in Stein gegrabene Runen, wenn Tyrone erst einmal sein Alter erreicht hatte.

12

*Sonntag, 29. September, 22 Uhr 45
Washington, D.C.*

Es war ein ruhiger Sonntag abend. Die Herbstluft war immer noch warm und feuchtschwül. Bis auf ein Licht, das in einem Schlafzimmer im ersten Stock brannte, herrschte in Alexander Michaels' Haus Dunkelheit. Ein beiger Regierungswagen mit schwarzen Reifen, in dem zwei FBI-Beamte saßen, parkte auf der dem Haus gegenüberliegenden Straßenseite. Die Männer versuchten erst gar nicht, sich zu verstecken, und das war gut so. Selbst wenn das Wort >Polizei< in roten Neonlettern auf dem Dach des Fahrzeugs geblinkt hätte, wären sie kaum auffälliger gewesen.

Aus dem Autoradio drang leise Countrymusik, während die beiden Beamten auf einem magnetischen Brett, das an der Instrumententafel befestigt war, Schach spielten. Von Zeit zu Zeit warf einer von ihnen einen Blick auf Michaels' Haus und inspizierte die Straße hinsichtlich sich nähernder Fahrzeuge oder Fußgänger.

Allzu belebt war die Gegend an einem Sonntag um diese Zeit nicht. Die meisten Bewohner des Viertels mußten am Montag früh aufstehen und zur Arbeit gehen und waren daher zu Hause, lasen oder sahen fern, taten, was auch immer die obere Mittelschicht in den eigenen vier Wänden treibt, wenn der nächste Tag ein Arbeitstag ist.

Wie merkwürdig mußte es sein, jeden Tag aufzustehen, um ins Büro zu gehen. Sie fragte sich, wie ein Mensch ein solches Leben ertrug - eine Arbeit zu tun, die man haßte, für Menschen, die man verabscheute. Wie konnte man sich selbst zu einem Leben ohne Freude, ohne Leidenschaft, ohne wirkliche Befriedigung zwingen? Millionen, ja Milliarden von Menschen brachten dies fertig, aber es blieb ihr ein Rätsel, wie. Lieber wollte sie tot sein, als so dahin zu vegetieren wie die meisten anderen. Wo lag der Sinn?

Der Wagen eines privaten Wachdienstes, an dessen Türen die Logos von Mercury Protection Systems prangten, die sofortigen Schutz durch bewaffnete Sicherheitskräfte versprachen, rollte langsam die Straße hinunter. Der uniformierte Fahrer nickte den beiden FBI-Beamten zu, als er sie passierte. Die Agenten erwiderten den Gruß.

Eine ruhige Straße in einer Wohngegend. Alles wunderbar durchschnittlich: Mami, Papi, zwei oder drei Bälger, Hund, Katze, Hypothek, Friede, Freude, Eierkuchen. Nichts, was nicht wohlgeordnet und trostlos langweilig gewesen wäre.

Nicht ganz. Etwas war nicht ganz so, wie es schien ...

Selkie schlenderte den Gehweg entlang, der zu Michaels' Haus auf der westlichen Straßenseite führte. Im Moment befand sie sich noch etwa achtzig Meter südlich davon. Den Wagen der Beamten hatte sie bereits mit einem Fernglas von zwölfacher Vergrößerung inspiziert. Das winzige Nachtteleskop gehörte zu den israelischen HighTech-Elektronikartikeln, die im Werk von Bethlehem hergestellt wurden. Die Gläser waren so hervorragend, daß sie die Schachspieler eingehend hatte studieren können, wogegen die sie aus dieser Entfernung unmöglich entdecken konnten, wenn sie nicht selbst zu einem Teleskop griffen.

Das Richtmikrofon in ihrer Handtasche stammte von Chang BioMed in Beaverton, Oregon, einer hundertprozentigen Motorola-Tochter, und war so leistungsfähig, daß sie schon aus einer Entfernung von einhundert Metern die leise Country-Musik aus dem Polizeiwagen vernommen hatte. Es war als Hörhilfe getarnt, während das Teleskop wie eine kleine Haarspraydose aussah. Nur bei einer eingehenden Überprüfung hätte man die Geräte identifizieren können.

Nun, ob eingehend oder nicht, ihre Handtasche würde sie ohnehin von niemandem untersuchen lassen.

Als sie sich bis auf fünfzig Meter genähert hatte, bemerkte sie, wie die Agenten in ihre Richtung sahen und sich dann wieder auf ihr Schachspiel konzentrierten: Am liebsten hätte sie gelächelt, doch sie ließ sich nichts anmerken. Die beiden hatten sie gesehen und als unwichtig abgetan.

Nicht ohne Grund. Den Beamten bot sich der Anblick einer alten, gebeugten Frau, die mindestens siebzig war. Auf einen

Stock gestützt, humpelte sie langsam dahin, während ihr kleiner champagnerfarbener Pudel, den sie an einer ausziehbaren Leine führte, ein gutes Stück vor ihr hersprang und den gepflegten Rasen des Seitenstreifens untersuchte.

Den Hund, einen hervorragend ausgebildeten, kastrierten Rüden, hatte sie vom Not-The-Brothers-Zwinger im Norden des Staates New York gemietet. Eintausend Dollar pro Woche kostete das Vieh, aber es war jeden Penny wert.

Der Pudel schnüffelte an einer Zierkirsche, die direkt neben dem Bürgersteig stand, hob das Bein und bewässerte den Stamm.

»Brav, Scout.« Es befand sich niemand in der Nähe, doch jeder, der Selkies brüchige Stimme gehört hätte, hätte sie sofort als alte Frau identifiziert, die in ihrem Leben zu hart gearbeitet und zu viele Zigaretten geraucht hatte.

Sie trug ein knöchellanges Kleid aus bedruckter Baumwolle, eine dünne Strickjacke und feste, bequeme Schnürschuhe über schwarzen Kniestrümpfen. Das weiße Haar lockte sich zu einer kräftigen Dauerwelle. Anderthalb Stunden hatte es gedauert, Latexmaske und Make-up aufzulegen, aber dafür wirkte es selbst am hellichten Tag aus einer Entfernung von einem Meter noch echt. Das Gehen bereitete ihr offenbar Schmerzen - ihre rechte Hüfte taugte nicht mehr viel -, aber für ihren braven Scout nahm sie diese Mühsal auf sich, damit er an jedem Baum und Busch herumschnüffeln und die Geruchsmarken seiner Vorgänger auslöschen konnte.

Ihr war heiß, ihr Gesicht juckte, und der Gestank nach Latex und Gesichtspuder war kaum zu ertragen, aber das ließ sich nicht ändern.

Selkie war vollkommen klar, was ein Beobachter in ihr sehen mußte: eine arthritische Großmutter, die ihr Schoßhündchen spazierenführte, bevor sie zu Bett ging. Ihr Heim befand sich nur drei Blocks von hier entfernt. Sie hatte die Wohnung etwas überstürzt gemietet, sich dabei aber ihrer aktuellen Verkleidung bedient. Wenn man sie anhielt -was höchst unwahrscheinlich war -, besaß sie eine Adresse, die ihre Anwesenheit rechtfertigte. Ihr Stammbaum war besser als der des Hundes. Mrs. Phyllis Markham, Rentnerin, war einundvierzig Jahre lang als Buchhalterin für die Regierung des Staates New York in dessen

Hauptstadt Albany tätig gewesen. Letzten Oktober war ihr Gatte Raymond verschieden. Daraufhin war Phyllis nach Washington gezogen, wo sie in ihrer Freizeit die heißgeliebten Museen besuchte. Kennen Sie die neue russische Raumkapsel im >Air and Space<? Oder den grauen Tucker aus dem Jahre 1948, der bei irgendeinem Drogenhändler beschlagnahmt wurde?

Mrs. Markhams Tochter Sarah lebte in Philadelphia, ihr Sohn Bruce war Geschäftsführer bei einem Dodge-Händler in Denver. Ihre Biografie war perfekt, jede EDV-Überprüfung würde ihre Geschichte bestätigen. Mit monotoner, heiserer Stimme würde sie ihr Gegenüber mit ihrem Lebenslauf zu Tode langweilen. Waffen, die sie hätten verraten können, trug sie nicht bei sich, wenn man von den getarnten Elektronikgeräten absah, die niemand erkennen würde.

Abgesehen von dem etwa einen Meter langen, handgearbeiteten Stock, auf den sie sich scheinbar stützte und der aus glatt poliertem und liebevoll eingöltem Hickoryholz bestand. Cane Masters, eine kleine Firma in Incline Village in Nevada, war der Hersteller, ein Unternehmen, das sich auf die legale Produktion von Waffen für Kampfsportarten spezialisiert hatte. Ein Experte - und das war Selkie - konnte jemanden durch gezielte Schläge mit einem solchen Spazierstock in eine tote Masse verwandeln, ohne auch nur ins Schwitzen zu geraten:

Ein Gangster, der zu dem Schluß kam, diese müde, hilflose alte Oma sei ein leichtes Opfer, beging einen schweren Fehler, der tödlich sein konnte, wenn sie es wollte.

Als sie das Haus ihrer Zielperson passiert hatte, flüsterte sie so laut, daß zwar der Hund, nicht aber die Agenten es hören konnten: »Scout, absetzen.«

Der kleine Pudel war wirklich hervorragend ausgebildet. Er blieb stehen, hockte sich hin und hinterließ ein kleines Häufchen auf dem Gras neben dem Bürgersteig. Mühselig ging die alte Dame halb in die Hocke und sammelte die Hinterlassenschaft in einem eigens dafür bestimmten kleinen Behälter aus Karton und Plastik auf. »Braver Scout!« Diesmal sprach sie so laut, daß auch die Beamten sie hören konnten. Dann schlurfte sie weiter, offenbar ohne sich um die jungen Männer zu kümmern, die in dem Wagen auf der anderen Straßenseite Schach spielten. Sie hätte wetten

können, daß sie vor sich hin grinsten. War es nicht witzig, wie Omas kleiner Liebling den Rasen versaute?

Ob die Wachen ständig hier postiert waren, wußte sie nicht - vermutlich nicht, aber das war nicht weiter wichtig. Zwei Männer in einem parkenden Wagen stellten keine besondere Bedrohung dar, vor allem deshalb nicht, weil sie genau den Eindruck von ihr gewonnen hatten, den sie vermitteln wollte. Morgen früh würde man sie erneut hier antreffen, ebenso morgen abend; mindestens die gesamte nächste Woche würde sie diesen Rhythmus einhalten, bis Abend- und Nachtschicht sie als harmlos eingestuft hatten. Mrs. Phyllis Markham, Rentnerin nach einundvierzig Jahren in der Buchhaltung der Staatsregierung in Albany, war nur einer von vielen unbemerkten Schatten, die im Leben der Zielperson auftauchten. Dazu gehörte auch eine Zeitarbeiterin, die demnächst ihre Tätigkeit im zivilen Verbindungsbüro der Marines in Quantico aufnehmen würde. Der Taco-Tio-Imbißwagen, an dem einige FBI-Beamte aßen, würde eine neue Fahrerin bekommen. Wenn nötig, standen ihr noch ein halbes Dutzend weitere Möglichkeiten zur Verfügung. Wenn sie ihr Ziel noch eine Weile beobachtet hatte, würde sie sich für die beste entscheiden.

Falls Phyllis Markham die Aufgabe übertragen wurde, die Zielperson zu eliminieren, würde der Mann vermutlich innerhalb der nächsten ein bis zwei Wochen aus ungeklärter Ursache friedlich in seinem Bett sterben. Die alte Dame konnte nach Erledigung des Auftrags um das Haus herumgehen und die Beamten, die ihr Ziel bewachen sollten, passieren, ohne daß jemand Verdacht schöpfte.

Bis man bemerkte, daß ihr Opfer tot war, befand sich der Pudel wieder in seinem Zwinger im Norden des Staates New York, und die alte Dame gab es nicht mehr.

»Laß uns um den Block gehen, und dann ab nach Hause, Scout, was meinst du?«

Der Zwergpudel wedelte mit dem Schwanz. Was für ein nettes Tier! Wie hieß es auf dem T-Shirt? Je besser man die Menschen kennenlernte, desto mehr schätzte man Hunde ...

Montag, 20. September, 8 Uhr 17

Kiew

Colonel Howard hatte gerade sein H & K-Sturmgewehr auseinandergenommen und wieder zusammengebaut. Für eine Waffe dieser Größe war das Gewehr höchst beeindruckend: Es verschoß mit gewaltigem Lärm vollautomatisch 7,62mm-Nato-Munition. Die Hülsen wurden mit solcher Wucht herausgeschleudert, daß jeder, der sich in einer Entfernung von zehn bis zwanzig Metern rechts hinter dem Schützen aufhielt, es riskierte, durch eine rotierende Hülse ein Auge zu verlieren. Manchmal flogen sie so schnell, daß ein Pfeifen zu vernehmen war, wenn sie durch die Luft schnitten.

Howard wischte das überschüssige Trockenfett von der Waffe und legte sie auf den Tisch zurück. Vielleicht sollte er auch seine Faustfeuerwaffe reinigen?

Er zog die Smith & Wesson 66 aus dem Holster und betrachtete sie. Der sechsschüssige .357er-Revolver aus rostfreiem Stahl besaß einen 4-Zoll-Lauf und einen speziell für ihn angefertigten Craig-Spiegel-Griff aus Holz. Den Vorschriften für die Zweitwaffe entsprach er nicht so recht -die meisten Teams verwendeten taktische H & K-USP-Pistolen aus besonders widerstandsfähigem Kunststoff, die mit Laserzielgeräten und Schalldämpfern ausgestattet waren. Ihre Magazine enthielten mehr als doppelt so viele Patronen wie der alte Trommelrevolver. Aber die Smith & Wesson war ein Talisman, dem er vertraute. An einem guten Tag traf er damit ein Ziel in Menschengröße aus einhundert Meter Entfernung. Außerdem kam es nie zu Ladehemmungen, wie es bei automatischen Waffen manchmal der Fall war. Er entriegelte die Trommel und überprüfte die Kammern.

»Wenn Sie so weiterputzen, können Sie damit steril operieren, Sir.«

Er sah Fernandez an. »Wissen Sie, ein weniger nachsichtiger Vorgesetzter hätte Sie schon vor Jahren auf Nimmerwiedersehen im Knast verschwinden lassen.«

»Ja, Sir. Ihre Geduld ehrt Sie.«

Howard schüttelte den Kopf.

»Null-acht-eins-acht, Sir.«

Der Commander zog die Brauen hoch. »Ich hatte nicht die Absicht, nach der Uhrzeit zu fragen, Sergeant.«

»Nein, Sir. Selbstverständlich nicht, Sir.«

Howard grinste erneut, während er die Trommel seines Revolvers einrasten ließ und die Waffe ins Holster schob. Nun gut, er war nervös. Sie hatten einen Hinweis auf einen Ort erhalten, an dem sich um 11 Uhr 30 die Führer der Gruppe versammeln wollten. Es war der Soldatin gelungen, den Betrunknen in einen leeren Raum zu schleppen, in dem er längst nicht so viel Spaß hatte, wie er gehofft hatte. Es war relativ leicht gewesen, die Information aus ihm herauszubekommen.

Das hieß, daß Howard und seine Leute eine Stunde eher vor Ort sein mußten, nämlich bis 10 Uhr 30. Bis zu den Lagerhäusern, wo das Treffen stattfinden sollte, fuhr man zwanzig Minuten. Wenn sie die doppelte Zeit einrechneten - falls es einen Stau gab - plus einer halben Stunde für Faktor X, dann mußten sie um null-neun-hundert aufbrechen. Die meisten seiner Leute hatten sich bereits am Ausgangspunkt außerhalb des Botschaftsgeländes versammelt.

Damit blieben mindestens vierzig Minuten, bevor sie in Aktion traten.

Die Zeit glich einer klebrigen Masse. Zäh zogen sich die Minuten dahin.

Glücklicherweise würde Howards Anwesenheit kein Problem darstellen. Ein Bus stand zur Verfügung, wie ihn die Arbeiter im Pendelverkehr zu den Industrieanlagen der Gegend benutzten. Er würde das Gelände gemeinsam mit Fernandez in einer Limousine verlassen, und der Bus würde ihn dann aufsammeln. Er konnte am Gang sitzen, wo man ihn von außen nicht bemerken würde, selbst wenn jemand einen Blick durch die Scheibe warf. Nachdem alle etwa fünfundzwanzig Passagiere für ihn arbeiteten, war das Problem damit gelöst. Die Kampfausrüstung wartete an Bord des Busses auf sie. Während der Fahrt würden seine Soldaten zivile Overalls tragen und damit nicht von Bauarbeitern zu unterscheiden sein, die sich zu ihrer Arbeitsstelle im Lagerhausbezirk am Fluß begaben. Theoretisch dürfte es keine Probleme geben. CIA-Chef Hunter hatte die festgelegte Route geplant, die örtliche Polizei war

angewiesen, sie zu ignorieren. Eigentlich sollte alles wie am Schnürchen laufen.

Für Howards Nervosität gab es deshalb eigentlich keinen Grund, aber das war ihm egal. Zweimal war er bereits auf der Toilette gewesen, und ein dritter Besuch schien mehr als wahrscheinlich. Allein bei dem Gedanken an Nahrung wurde ihm flau im Magen. Er war ganz zittrig von dem Kaffee, den er getrunken hatte. Auch wenn keine große Schlacht im Dschungel bevorstand, würden vermutlich Kugeln fliegen und Menschen sterben. Die Verantwortung dafür lag allein bei ihm, und er wollte die Sache auf keinen Fall verderben.

»Null-acht-zwei-zwei, Sir.«

Diesmal verzichtete Howard darauf, seinen Sergeant zurechtzuweisen. Sie kannten einander zu gut. Er nickte, griff nach einem der H & K-Magazine und überprüfte es. Zu voll durfte es nicht sein, sonst verklemmten sich die Patronen, was eine Katastrophe gewesen wäre. Allerdings hatte er sie schon zweimal gezählt, und es war unwahrscheinlich, daß sich seit dem letztenmal etwas verändert hatte.

Er fühlte sich wie auf dem Behandlungsstuhl eines Zahnarztes. Die Zeit schien stehengeblieben zu sein.

*Montag, 20. September, 9 Uhr
Grosny, Tschetschenien*

Wladimir Plechanow saß auf einem bemoosten Felsen unter einem alten Baum, trank kühles Wasser aus einer Feldflasche und genoß die Morgensonne, die in einem schrägen Strahl durch das dichte Dach der Fichten fiel. Tief atmend, nahm er den durchdringenden Geruch in sich auf, den der Saft der immergrünen Bäume verströmte. Ameisen liefen am Stamm der Douglasfichte auf und ab, eifrig bemüht, die kleisterähnliche Ausscheidung zu vermeiden. Eines der Insekten wagte sich zu nah heran und blieb im Harz kleben.

Während er das verzweifelt um seine Freiheit kämpfende Tier beobachtete, sann Plechanow darüber nach, daß in ein paar Millionen Jahren möglicherweise ein menschenähnliches Wesen ein Stück Bernstein finden würde, in das eine Ameise eingeschlossen war. Man würde sich fragen, wie das Tier dorthingelangt war.

Mit einem Lächeln beugte er sich vor und befreite die Gefangene vorsichtig mit dem Fingernagel, woraufhin sie eilig entwand. Was dachte diese Ameise wohl - falls sie überhaupt denken konnte -, was hielt sie von dem riesigen Finger, der aus dem Nichts aufgetaucht war, um ihr das Leben zu retten? Würde sie ihren Freunden von der Hand eines riesigen Gottes erzählen, die plötzlich aufgetaucht war, um sie aus einer tödlichen Falle zu befreien?

Die Ankunft des Ukrainers riß ihn aus den Gedanken. Der Mann trug eine kurze Wanderhose, Stiefel und ein enges T-Shirt, wirkte sportlich und war muskulös. Auf dem weichen Boden waren seine Schritte nicht zu vernehmen, doch seine Bewegungen wirkten unbehaglich. Als er Plechanow erblickte, nickte er.

»Ich grüße Sie«, sagte er auf russisch.

Der Ältere erwiderte daraufhin den Gruß in der gleichen Sprache.

Der Ukrainer blieb neben Plechanows Felsen stehen und blickte sich um. »Interessante Bilder.«

Plechanow schraubte die Wasserflasche wieder zu und verstaute sie erneut im Rucksack, der auf dem Felsen neben ihm lag. »Ich verbringe schon in der Wirklichkeit genug Zeit in der Zivilisation, warum sollte ich sie mit in die virtuelle Realität nehmen?«

»Ein bißchen zu ruhig für meinen Geschmack«, erklärte der Ukrainer. »Aber jeder nach seinem Gusto.«

»Setzen Sie sich.«

Der Ukrainer schüttelte den Kopf. »Ich muß gleich zu rück.«

Plechanow zuckte die Achseln. »Haben Sie Neuigkeiten für mich?«

»Die Amerikaner haben den Schlupfwinkel der Terroristen entdeckt, die den Angriff auf die Botschaft in Kyyiv geplant haben, und werden demnächst ganz sicher reagieren.«

Plechanow betrachtete die den Stamm entlangeilenden Ameisen. »Hat auch lange genug gedauert. Vielleicht sollten unsere Hinweise in Zukunft weniger diskret ausfallen.«

Jetzt war es an dem Ukrainer, die Achseln zu zucken. »Ich verstehe nicht, warum wir den Angriff nicht zugelassen haben.«

Plechanow lächelte breit. »Weil es doch völlig sinnlos ist, ein so solides ukrainisches Gebäude zu beschädigen. Warum sollten wir Ihre Staatsfinanzen durch die Reparatur unnötig strapazieren? Warum eigentlich das Risiko eingehen, daß unbeteiligte Landsleute von Ihnen ums Leben kommen?«

»Die Verschwörer gehören ebenfalls zu meinen Landsleuten.«

»Aber man kann sie kaum unbeteiligt nennen. Diese Fanatiker sind eine bis zum Platzen mit Sprengstoff gefüllte Zeitbombe, die früher oder später hochgegangen wäre und in ihrer Umgebung ebensoviel Schaden angerichtet hätte wie an ihrem eigentlichen Ziel. Solche Faktoren müssen aus dem Weg geräumt werden, und das werden die Amerikaner für uns übernehmen. Ihre Zeit und ihr Geld sind für die Aufdeckung der Verschwörung draufgegangen. Außerdem hat sie die Sache nervös gemacht. Um ähnliche Vorfälle zu vermeiden, werden sie noch mehr Zeit und Geld für den Schutz

ihrer Botschaften aufwenden. Das heißt, wir schlagen mehrere Fliegen mit einer Klappe, mein Freund. Spielen Sie noch Billard?»

»Da.«

»Dann wissen Sie ja, daß es wenig bedeutet, wenn man einen einzelnen Ball einlocht, besonders, wenn dies zu einem frühen Zeitpunkt des Spiels geschieht. Es sei denn, man verschafft sich dadurch eine günstige Position für den nächsten Schuß.«

»Das ist richtig.«

»Wenn wir das Spiel gewinnen wollen, müssen wir bei jedem neuen Zug unsere nächste Position im Auge behalten.«

Der Ukrainer verneigte sich leicht - eine militärische Bewegung, an der fast nur der Kopf beteiligt war. »Wie immer haben Sie recht, Wladimir.« Er warf einen Blick auf die Uhr. »Ich muß zurück.«

Plechanow hob eine Hand und wies auf den Pfad. »Bitte. Es war mir eine Freude, Sie zu treffen.«

»Ich melde mich später.«

»Das ist nicht erforderlich, aber ich danke Ihnen trotzdem.«

Nachdem der Ukrainer verschwunden war, betrachtete Plechanow eine Weile die Ameisen, dann sah er auf seine Uhr. Es blieb ihm noch Zeit, bevor er zurück mußte. Vielleicht sollte er sich einen kurzen Spaziergang auf dem Seitenpfad gönnen, der ihn schon immer interessiert hatte? Ja, warum nicht. Die Dinge liefen in der Tat besser als im günstigsten Szenario, das er sich ausgemalt hatte.

*Montag, 20. September, 7 Uhr
Washington, D.C.*

Alexander Michaels saß im Heck des Hausbootes und beobachtete einen braunen Pelikan, der nach Fischen tauchte. Soweit er wußte, lebten Pelikane im Salzwasser, aber er mochte diese Vögel und hatte sie daher in sein Szenario aufgenommen. Er trieb auf einem Fluß im südlichen Louisiana, besser gesagt auf dem

breiten Bayou, dessen bräunliches Wasser träge auf den Golf von Mexiko zuströmte, der unsichtbar in der Ferne lag. Ein kleines, flaches Boot aus grün eloxiertem Aluminium näherte sich aus einem Seitenkanal und vertrieb mit seinem durchdringend dröhnenden Außenbordmotor den tauchenden Pelikan. Michaels erhob sich und lehnte sich gegen die Reling, um die Ankunft des Bootes abzuwarten.

Im Heck des stumpfnasigen Bootes, eine Hand am Steuerhebel des Motors, saß Jay Gridley. Er drosselte die Kraftstoffzufuhr, bis der Motor spuckend und gurgelnd zum Stehen kam und ließ das kleine Boot herumschwingen, so daß es langsam seitlich gegen das Heck des Hausbootes trieb. Metall rieb gegen Glasfiber, während Gridley Michaels ein Nylonseil zuwarf, der es auffing und an einem Messingbeschlag unterhalb der Reling befestigte, woraufhin Gridley die kurze Leiter zum Hausboot langsam hinaufkletterte.

»Bitte an Bord kommen zu dürfen, Käpt'n.«

»Erlaubnis erteilt.« Michaels schüttelte belustigt den Kopf.

Oben auf dem Deck sah sich der junge Mann prüfend um.
»Merkwürdig, ich hätte Sie eigentlich in Ihrem Prowler vermutet.«

Michaels zuckte die Achseln. »Das würde mir in der Realität den Spaß verderben. Dort würde der Wagen niemals so gut laufen wie hier.«

»Stimmt auch wieder. Auf jeden Fall ist die Szenerie nicht übel. Ein kommerzielles Programm?«

»Ja.« Es bereitete Michaels ein gewisses Unbehagen, das zuzugeben, aber die virtuelle Realität an sich hatte ihn nie besonders fasziniert, obwohl er als Computerexperte sehr wohl in der Lage gewesen wäre, selbst ein Programm zu schreiben. Natürlich war es interessanter, auf dem Deck eines großen Hausbootes unter moosbewachsenen Zypressen dahinzutreiben, als Befehle über eine Tastatur einzugeben. Seine Leidenschaft war die virtuelle Realität dennoch nicht, ungeachtet der Position, die er bei der Net Force innehatte. Diese Gleichgültigkeit mochte merkwürdig wirken, aber er sah sich als Handwerker, der sein Werkzeug schließlich auch nicht liebte. Man bediente sich eines Hammers oder einer Säge, um die Arbeit zu erledigen, und damit basta. In seiner kargen Freizeit beschäftigte er sich daher kaum mit dem Netz.

Mit der Hand deutete er auf einen Liegestuhl. »Nehmen Sie Platz.«

»Danke.«

»Bis jetzt sind alle Nachforschungen im Sande verlaufen«, erklärte Jay, als er sich niedergelassen hatte. »Die Hinweise führen in alle möglichen Richtungen. Hochinteressante Sache.«

»Was heißt das im Klartext?«

»Das heißt, daß es mehr als eine Quelle gibt. Wir haben es nicht mit einem Solisten zu tun, wie ursprünglich angenommen, sondern mit einem ganzen Orchester. Im Gegensatz zu den Initiatoren sind die Firewalls, auf die wir gestoßen sind, jedoch überall identisch.«

Michaels verstand genug von Computern, um zu wissen, was das bedeutete. »Wir haben es also mit einem einzelnen Programmierer beziehungsweise einem Team zu tun, dessen Software weit verbreitet ist.«

»Richtig.« Jay blickte zu einer riesigen Eiche hinauf, deren Zweige bis tief über den Bayou herabhingen. Auf einem gewaltigen Zweig rälkelte sich eine rotbraune Königsschlange. »Muß man hier übrigens auf Südstaatenakzent umschalten?«

Michaels grinste. »Kennen Sie den Stil des Programmierers?«

»Nein. Bei den Firewalls handelt es sich um kommerzielle Standardsoftware, die jeder installieren könnte, aber die Wege dorthin ähneln sich bei aller Unterschiedlichkeit auf gewisse Weise. Irgendwie schwingen sie im gleichen Rhythmus. Wir haben es mit einem einzigen Dirigenten zu tun, der das Orchester leitet, da würde ich mein Gehalt darauf verwetten.«

»Keine große Überraschung.«

Vor dem treibenden Boot tauchte an beiden Ufern des Bayou eine kleine Stadt auf, deren Hälften durch eine Zugbrücke verbunden waren. Weiter flußabwärts stapften zwei verwittert aussehende Krabbenfischer gegen die träge Strömung auf die Brücke zu, die sich mit einem warnenden Hupton zu heben begann. Zu beiden Seiten der unterbrochenen Straße staute sich der Verkehr hinter rot-weiß gestreiften Schranken.

Michaels erhob sich und ging zum Führerhaus an der Backbordseite des Hausbootes. Er warf die Maschinen an, winkte

dem Brückenwart zu und beschleunigte die Fahrt, wobei er auf das Ufer zuhielt, um den sich nähernden Fischkuttern auszuweichen.

»Die Brücken in diesem Szenario sind wohl etwas niedrig«, meinte Jay, der hinter ihm stand.

»Das gilt nicht uns, sondern den Krabbenfischern.«

In Wirklichkeit ging es um die Umleitung eines mehrere Gigabyte umfassenden Datenstromes von einem Knoten auf einen anderen Server. Dieser Vorgang wurde notwendig, wenn große Datenmengen gleichzeitig ohne Unterbrechung übertragen werden mußten. Die Zugbrücke war ein anschauliches Bild dafür.

Als sie sich weit genug von Brücke und Fischkutter entfernt hatten, steuerte Michaels das Hausboot wieder in die Mitte des Bayou und stellte die Maschinen ab, so daß sie erneut dahintrieben. Dann kehrte er zum Heck zurück. Normalerweise hätte er sich stärker auf den Kanal konzentriert, in dem er sich aufhielt, aber er hatte dieses Szenario zum Teil deshalb gewählt, weil die breite, gerade Wasserstraße nicht seine volle Aufmerksamkeit verlangte.

»Wir überprüfen die Handschrift auf Ähnlichkeiten, aber es gibt Hunderttausende von professionellen Programmierern«, erklärte Gridley.

»Vorausgesetzt, es handelt sich überhaupt um einen Profi und nicht um einen besonders talentierten Amateur«, gab Michaels zu bedenken.

Gridley schüttelte den Kopf. »Der Kerl ist zu gut, als daß es sich um ein Kind oder jemanden handeln könnte, der nur herumspielt.«

»Klingt einleuchtend. Halten Sie die Augen weiter offen. Gibt es sonst noch etwas, das ich wissen sollte?«

»Nichts von Bedeutung. Unsere Leute halten überall nach weiteren Problemen Ausschau. Kennen Sie Tyrone Howard?«

»Den Sohn des Colonel?«

»Ja. Ich habe über Netmail mit ihm gesprochen. Er wird sich bei seinen Freunden erkundigen, ob ihnen etwas aufgefallen ist. Die Jungs treiben sich viel im Netz herum, sie wollen sogar CyberNation überprüfen.«

»CyberNation?«

»Ein neuer Ort in der virtuellen Realität. Angeblich ein ganzes Online-Land.«

»Interessant. Gibt es Anlaß zur Beunruhigung?«

»Vielleicht irgendwann einmal, aber ich glaube nicht, daß es etwas mit unserem aktuellen Problem zu tun hat. CyberNation hat mit Sicherheit nicht den Commander aus dem Weg geräumt, und ich glaube auch nicht, daß diese Leute etwas mit der Sabotage im Netz zu tun haben.«

»Wie gehen wir also weiter vor?«

»Wenn der Bursche seine Methode nicht ändert, dürften wir ihn ziemlich schnell erwischen.«

»Rechnen Sie damit?«

»Nein. Mich würden sie nicht kriegen - und dieser Kerl ist fast so gut wie ich.«

Michaels lachte.

»Es ist schwer, bescheiden zu sein, wenn man ein Genie ist«, erklärte Gridley und blickte auf die Uhr. »Oh. Ich mache mich besser auf die Socken, in einer halben Stunde findet eine virtuelle Personalversammlung statt. Mit diesem Gefährt hier brauche ich wahrscheinlich doppelt so lange wie sonst.« Er deutete auf das grüne Boot, wies dann jedoch mit dem Kopf auf das Ufer des Bayou. »Glücklicherweise habe ich als denkender Mensch mein Auto hinter der nächsten Biegung abgestellt.«

Michaels löste die Leine, während Gridley in das Boot hinunterstieg und den Außenbordmotor anließ.

»Bye-bye, Louisiana!« brüllte er dabei.

Alex blickte dem jungen Computergenie nach, während Gridley auf das nächstgelegene Ufer zufuhr, wo an einem kleinen Steg ein rotes Viper-Cabriolet parkte. Am Steg angekommen, legte er die Leine um einen Poller. Dann kletterte er aus dem Boot, wandte sich um, winkte in Richtung Hausboot und ging zu seinem Wagen.

Montag, 20. September, 11 Uhr 50
Kiew

Um 11 Uhr 30 sollte das Treffen der Terroristen planmäßig beginnen, doch Howard hatte zwanzig Minuten Spielraum gelassen, falls jemand zu spät kam. Diese Spanne war verstrichen. Achtzehn Männer und drei Frauen hielten sich in dem Lagerhaus auf. Keiner von ihnen hatte offen eine Waffe getragen. Mehrere waren in lange Mäntel gehüllt, und mindestens drei schleppten Koffer für Musikinstrumente mit sich. Der Form nach handelte es sich dabei um ein Cello, einen Kontrabaß und ein großes Blasinstrument, vermutlich eine Tuba.

Howard wäre allerdings höchst überrascht gewesen, wenn diese Koffer tatsächlich etwas enthielten, womit sich ein Musiker auf der Bühne zeigen würde. Wahrscheinlicher war, daß sich Pistolen, Sturmgewehre und ein Granatwerfer, vielleicht sogar ein paar Granaten oder anderer Sprengstoff darin befanden. Da der Angriff auf die Botschaft von diesem Areal aus erfolgen sollte, war es gut möglich, daß in dem Gebäude bereits vor der Ankunft der Terroristen andere Waffen deponiert worden waren.

Die Terroristen hielten sich in einem Büro im zweiten Stock eines kleinen und ansonsten offenbar leerstehenden zweistöckigen Lagerhauses auf. Mit Ausnahme einer Wache befand sich niemand im Erdgeschoß. Howards Aufklärungsteam, das von Fernandez geleitet wurde, hatte bei seiner Ankunft eine kurze Überprüfung vorgenommen und den Mann hinter der großen Rollltür aus Metall an der Südseite des Gebäudes entdeckt. Es wäre möglich gewesen, unbemerkt durch einen anderen Eingang in das Lagerhaus zu gelangen und dort Überwachungsgeräte zu installieren, aber Howard wollte das Risiko nicht eingehen. Vielleicht hatten diese Fanatiker Warnvorrichtungen angebracht. Auf keinen Fall wollte er vorzeitig Alarm auslösen und sie verscheuchen.

Statt dessen hatte sein Team außerhalb des Gebäudes Kameras, Bewegungsmelder, Parabölantennen sowie digitale Funk- und Infrarots Scanner installiert. Jeder der Ankömmlinge war beim Betreten des Lagerhauses fotografiert worden. Die Aufnahmen

waren so scharf, daß eine Identifizierung möglich sein würde, falls einer der Beteiligten entkäme.

Das war allerdings höchst unwahrscheinlich.

Die Versuchung war groß, seine Leute die obere Tür eintreten, ein paar Leuchtgranaten werfen und jeden erledigen zu lassen, der nicht geblendet war, aus den Ohren blutete und außerdem noch dumm genug war, nach der Waffe zu greifen. Aber das kam nicht in Frage. Statt dessen hatte er seine Leute rund um das Lagerhaus postiert, so daß sie sämtliche Fluchtwege kontrollierten. Wenn möglich, wollte er jede Schießerei auf offener Straße vermeiden. Doch wenn es notwendig werden sollte, war er auch dazu bereit.

Bis jetzt war es bei der einen Wache geblieben, die den einzigen unverschlossenen Zugang zum Gebäude kontrollierte.

»Sarge.«

»Sir.«

»Glauben Sie, jemand von diesen Trampeln wäre in der Lage, den Posten auszuschalten, ohne die Toten zu wecken?« Eine rhetorische Frage - Howard wußte bereits, wem diese Aufgabe oblag.

»Nun ja, Sir, ich halte das nicht für ausgeschlossen.«

»Dann sorgen Sie dafür, daß es geschieht, Sergeant Fernandez.«

»Bin schon unterwegs, Sir.«

»Sie? Sie wollen das übernehmen? Ein mottenzerfressener, müder alter Mann wie Sie?«

Die beiden grinsten sich an.

Von seinem Aussichtspunkt in dem Gebäude, das dem südlichen Eingang direkt gegenüber lag, beobachtete Howard, wie Fernandez sich der geschlossenen Rollltür näherte. Er trug keinerlei sichtbare Waffen, nur einen schmierigen dunklen Overall, einen zerbeulten gelben Helm und einen alten Essensträger aus Metall, den er offenbar irgendwo hatte mitgehen lassen.

Die Parabolantennen übertrugen sein Pfeifen, als er sich der Tür näherte. Hörte sich an wie ein Stück aus >Schwanensee<. Wie nett.

Mit der freien Hand hämmerte Fernandez gegen die Tür.

Nach einem Augenblick klopfte er erneut, worauf die Tür bis auf Mannshöhe emporrollte. Der unbewaffnete Posten trat heraus

und ratterte Worte herunter, die Howard nicht verstand. Sein Ton wirkte fragend und leicht gereizt.

Fernandez' Erwiderung klang vertraut.

Howard grinste. Wenn er sich nicht täuschte, hatte Fernandez den Posten soeben gefragt, wo sich die Herrentoilette befände. Bevor der andere antworten konnte, sagte er einige weitere Worte, wobei er an dem Posten vorbeideutete. Verwirrt wandte sich der Mann um und blickte in die Richtung, in die der Sergeant gewiesen hatte.

Ein taktischer Fehler, dieser Blick.

Fernandez holte mit dem Essensträger aus und traf den Posten an der rechten Schläfe, der daraufhin zu Boden ging, als hätte man ihm die Beine weggezogen. Eilig setzte der Sergeant den Essensträger ab, packte den offenbar bewußtlosen Mann und zog ihn ins Innere des Lagerhauses. Einen Augenblick später tauchte er wieder auf und gab mit der Hand das Zeichen, das alles in Ordnung war.

»A- und B-Team, vorwärts!« sagte Howard in seine taktische LOSIR-Kommunikationseinheit. Dann griff er nach seinem Sturmgewehr und sprintete zur Tür.

Montag, 20. September, 11 Uhr 53
Kiew

Seit dem Zeitpunkt, als Julio Fernandez den Posten ausgeschaltet hatte, waren noch keine fünfundvierzig Sekunden vergangen, doch die beiden Sturmteams hatten bereits ihre Positionen innerhalb des Lagerhauses bezogen. Alles war reibungslos verlaufen.

Jetzt hieß es warten.

Es gab einen Aufzug, doch der entsprechende Stromkreisunterbrecher war betätigt worden, so daß sich der Lift nicht von der Stelle rühren würde. Der einzige Weg vom zweiten Stock nach unten führte über zwei Treppenhäuser. Die Ausgangstür zu dem einen wurde von außen durch ein Vorhängeschloß versperrt, was im Falle eines Feuers katastrophale Folgen haben konnte. Trotzdem ließ Howard zwei Männer zurück, die diese Tür überwachen sollten, während andere von außen die Fenster kontrollierten.

Das zweite Treppenhaus war breit und leicht zugänglich, die Tür unversperrt. Auf diesem Weg waren sie hereingekommen, so würden sie das Gebäude auch wieder verlassen wollen.

Howard postierte seine Leute so, daß sie vom Fuß der Treppe aus nicht zu sehen waren. Niemand durfte sich zeigen, bevor er nicht den Befehl dazu gab.

Fast hätte er selbst den Overall der bewußtlosen Wache angelegt und sich am Haupteingang aufgestellt, wenn ihn nicht der Sergeant daran erinnert hätte, daß diese Verkleidung höchst unzureichend wäre, falls die Terroristen nicht unter Farbenblindheit litten ...

»Ist ja gut, dann übernehmen Sie das eben. Was war übrigens in dem Essensträger, mit dem Sie den Burschen erledigt haben?«

»Fünf Kilo Bleischrot, Sir, in einem netten, kleinen Ledersäckchen. Manchmal sind einfache Mittel am wirksamsten.«

Fernandez also zog den Overall des Postens über. Er sorgte dafür, daß sein Gesicht im Schatten blieb. Wenn die Terroristen aufbrachen, würde es so aussehen, als wäre unten alles in Ordnung.

Hinter einem großen Stapel Holzkisten hatte Howard ein Versteck gefunden, von wo aus er durch eine Lücke das untere Ende der Treppe beobachten konnte. Der strenge Geruch des unbehandelten Fichtenholzes und des Schmieröls, mit dem man die Maschinenteile in den Kisten gefettet hatte, mischte sich mit dem Geruch seines Nervositätsschweißes.

Sobald die Verschwörer das Erdgeschoß erreicht hätten, würden sie losschlagen. Da sich die Feinde auf dem Weg ins Freie befanden, war kaum zu erwarten, daß sie ihre Waffen offen trugen, und wenn sie nicht übermenschlich schnell waren, bliebe ihnen keine Zeit, sie zu ziehen. Sie sähen sicher bald ein, daß sie in der Falle saßen und Widerstand zwecklos war. Zumindest hoffte Howard das. Am besten wäre es, sie bekämen alle lebend. Die Verhörspezialisten würden sie ohnehin erledigen.

Russische oder ukrainische Worte drangen von oben zu ihm herunter, Stiefel stampften heran. Es war so weit. Er holte tief Luft.

Versau die Sache bloß nicht, John ...

*Montag, 20. September, 1 Uhr 53
San Diego*

Rushjo setzte sich kerzengerade in seinem Bett auf. Sein Herz klopfte wild. Obwohl das Motel klimatisiert war, fühlte sich seine Haut feucht an vom Schweiß. Die Decke hatte sich in einem dicken Knoten um seine Füße geschlungen.

Er stieß sie beiseite, schwang die Beine über die Bettkante und erhob sich. Bis auf einen dünnen Lichtstrahl, der durch die einen Spaltbreit geöffnete Badezimmertür fiel, lag der Raum in völliger Dunkelheit. Sich das feuchte Brusthaar kratzend, tappte er darauf

zu. Das Licht hatte er nicht aus Angst vor der Dunkelheit der Nacht brennen lassen, sondern aus pragmatischen Überlegungen heraus, denn häufig weckte ihn der Alptraum in Räumen, in denen er nie zuvor geschlafen hatte. Dann eine Lampe anzuschalten, deren grelles Licht ihm den Weg zur Toilette wies, schien ihm ... übertrieben. In den Jahren, die er in billigen Räumen verbracht hatte, stets aufbruchbereit, hatte er seine Lektion gelernt: Ließ man eine Lampe in der Nähe der Toilette brennen und schloß die Tür bis auf einen Spalt, wußte man stets, daß man in der Nähe des Lichts Erleichterung fände. Wäre er ein religiöser Mensch gewesen, hätte er darin vielleicht eine mystische allegorische Bedeutung entdeckt. Aber der Glaube an ein allmächtiges Wesen existierte nicht in Rushjoss Seele - wenn er denn so etwas wie eine Seele hatte.

Kein Gott, der diesen Namen verdiente, hätte Anna so jung sterben lassen.

Nicht nur über dem Waschbecken, sondern auch vor und neben der Toilette waren Spiegel angebracht, was ihm völlig sinnlos erschien. Wer wollte sich selbst schon beim Wasserlassen oder beim Stuhlgang zusehen? Sein eigener Anblick überraschte ihn immer wieder, gewöhnlich verbrachte er nicht viel Zeit damit, sich selbst zu betrachten. Wenn man den Spiegeln Glauben schenken wollte, war er ein durchtrainierter, aber nicht übertrieben muskulöser Mann, der sein braunes Haar, das an den Schläfen bereits ergraute, kurzgeschnitten trug. Er wirkte zumindest so alt wie er war, nämlich vierzig, eher etwas älter. Selbst jetzt, vom Schlaf getrübt, wirkten seine Augen eiskalt und wissend. Sehr viele Menschen hatte er sterben sehen und zahlreiche Tode auch selbst verursacht. Wenigstens arbeitete er schnell, er hielt nichts davon, Verletzte lange leiden zu lassen.

Als Anna noch gelebt hatte, waren ihm solche Gedanken fremd gewesen. Es hatte keine Notwendigkeit dafür bestanden, tiefgründige Fragen hatte stets sie gestellt und häufig auch beantwortet. Es hatte genügt, daß er ihr zuhörte, lächelte und nickte, wenn sie von solchen Dingen sprach. Für eine ganze Weile nach ihrem Tod hatte er völlig in sich gekehrt gelebt, nur das Notwendigste getan, um zu überleben. Erinnerung, Denken, Fühlen ließ er nicht zu. Erst als die Wunde sich zumindest

oberflächlich geschlossen hatte, begann er, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Und kehrte zu dem zurück, was er am besten beherrschte. Doch obwohl er nichts von seinen Fähigkeiten eingebüßt hatte, war die Freude an der Arbeit dahin. Den Stolz, den er früher empfand, weil er es so ausgezeichnet verstand, andere zu töten, fühlte er heute nicht mehr. Töten war nur noch ein Job, den er ausüben würde, bis er seinen Meister fand.

Er urinierte und schloß den Deckel der Toilette, ohne die Spülung zu betätigen. Danach kehrte er zu seinem gemieteten Bett zurück. Lange lag er im Dunkeln, aber der Schlaf wollte nicht kommen. Schließlich stand er auf und schaltete das Licht an. Er streckte sich, legte sich auf den Boden und begann mit Übungen für die Bauchmuskulatur. Hundert Sit-ups, dann hundert Liegestützen, noch ein Satz Sit ups und Liegestützen, ein weiterer, bis er sich völlig verausgabt hatte. Manchmal half das, manchmal war er danach so müde, daß er erschöpft einschlief.

Manchmal war er nur erschöpft, aber immer noch wach. Das waren keine guten Momente.

Bedauerlicherweise aber auch keineswegs die schlechtesten.

Montag, 20. September 11 Uhr 54

Kiew

»Jetzt!« sagte Howard in sein Mikrofon, trat aus der Dekkung und hob das Sturmgewehr bis in Hüfthöhe. »Keine Bewegung!« brüllte er auf ukrainisch, wie es ihm Fernandez beigebracht hatte.

Einen Augenblick lang folgten alle seinem Befehl. Die Terroristen, die sich teils im Erdgeschoß, teils auf der Treppe befanden, erstarrten beim Anblick von über einem Dutzend Bewaffneter in Overalls, die jetzt aus ihren Verstecken traten oder rollten und ihre Waffen auf sie richteten.

Dann brüllte einer der Terroristen etwas, vermutlich einen Fluch, dessen Worte Howard unverständlich blieben, und zog eine kleine, verchromte Pistole aus der Jackentasche ...

Zwei Schüsse knallten, und der Mann ging blutend zu Boden.

Danach brach die Hölle los, da die meisten Terroristen versuchten; ihre Waffen zu ziehen.

Einige erkannten, wie dumm das war und schrien: »Njet! Njet!« Zu spät.

Howards Anweisungen an seine Leute waren eindeutig gewesen: Nehmt sie lebend gefangen, wenn möglich, aber wenn jemand getötet wird, dann nicht ihr ...

Die Zeit schien stehenzubleiben, dehnte sich ins Unendliche. Wie durch einen Tunnel sah Howard die Ereignisse, die sich zeitlupengleich in seinem schlagartig verengten Gesichtsfeld abspielten. Er saß in der ersten Reihe, und wenn auch sein Sehvermögen eingeschränkt sein mochte, sein Gehör arbeitete hervorragend. Durch das Getöse der Schüsse, die in den geschlossenen Räumen des Lagerhauses obszön laut hallten, drangen auch überdeutlich die Schreie der Männer, das Klicken der Abzüge, das Geräusch der Hülsen, die scheppernd auf den grauen Betonboden fielen ...

Ein hochgewachsener, bärtiger Mann zog eine Waffe, offenbar eine Luger aus dem Ersten Weltkrieg, aus seinem Gürtel und legte an, was ihm mehrere Kugeln aus einer halbautomatischen Pistole eintrug. In einer sauberen Reihe zogen sich die Einschläge quer über seinen Körper ...

Der Mann, der auf russisch >Nein! (gebrüllt hatte, stürzte zu Boden, wo er sich, den Kopf mit den Händen schützend, wie ein Fötus zusammenrollte. Dabei stieß er ununterbrochen panische Schreie aus. Die Männer auf der Treppe machten kehrt, um auf dem Weg zu fliehen, auf dem sie gekommen waren.

Unten richtete ein dünner Mann mit schütterem Haar, dem ein Schneidezahn fehlte, ein abgesägtes Repetiergewehr, vermutlich eine .22er, auf Howard, der jedes Detail so deutlich wahrnahm, daß ihm sogar der Ring am rechten Zeigefinger des Mannes auffiel, als dieser sich am Abzug krümmte ...

Ihm blieb keine Zeit, um das Sturmgewehr zu heben und zu zielen. Howard stach mit der Waffe nach seinem Gegner, als hielte er ein Bajonett in den Händen, und betätigte den Abzug. Die schwere Waffe bebte, ein-, zwei-, dreimal. Die Mündung hob sich unter dem Rückstoß immer weiter an, so daß die erste Kugel

knapp über dem Solarplexus, die zweite am Halsansatz und die dritte direkt über der hohen Stirn einschlug. Aus der Austrittswunde am Kopf sprühte Blut, als wäre ein mit dunkelroter Flüssigkeit gefüllter Ballon zerplatzt...

Eine Kugel wäre genug gewesen. Eine 30er Waffe erledigt einen Angreifer zu hundert Prozent, wenn man richtig trifft. Das kann man von keiner Faustfeuerwaffe behaupten. Eine 7.62mm dagegen ... ,

Der dünne Mann war bereits tot, doch es schien eine Ewigkeit zu vergehen, bevor er auf dem Boden aufschlug, eine Zeit, in der Landmassen emporstiegen und wieder versanken, das Leben kam und ging, Berge von der Zeit abgetragen wurden...

Bis der Tote den Betonboden erreicht hatte, war der Kampf vorüber.

Howard dröhnten die Ohren, und der Gestank verbrannten Schießpulvers hing ihm in der Nase. Seine Leute begaben sich auf die Suche nach den überlebenden Terroristen. Zwei waren die Treppe hinaufgeflohen, hatten jedoch feststellen müssen, daß die Ausgänge blockiert waren. Nun kamen sie mit erhobenen Händen die Treppe wieder herunter. Der Mann, der geschrien hatte, lebte noch. Als sich der Rauch gelüftet hatte, stellte sich heraus, daß von den einundzwanzig Terroristen neun getötet worden waren. Sechs waren verwundet, davon zwei so schwer, daß Howard ihnen keine große Überlebenschance gab. Vier würden ihre Verletzungen überleben. Die Krankentransporter der Einheit waren bereits vorgefahren, Tote und Verwundete wurden hinausgetragen.

Von Howards Männern hatte nicht *einer einen* Kratzer davongetragen. Er selbst hatte im Kampf Mann gegen Mann einen Gegner getötet, der es auf sein Leben abgesehen hatte.

»Sir, wir sollten hier verschwinden«, mahnte Fernandez.

»Ja, Sarge. Positiv.« Howard warf einen Blick auf die Uhr. Noch nicht einmal zwölf. Erstaunlich.

Nach Hunters Auskunft blieben ihnen etwa zehn Minuten. Danach würden die örtlichen Behörden nicht länger so tun können, als wüßten sie von nichts, und eingreifen müssen.

»Wir räumen das Feld«, befahl er seinen Leuten. »Übrigens ... gute Arbeit.« Einige grinsten, aber sein Adrenalin Spiegel sank rasch, und er fühlte sich alt und müde. Eine plötzliche Depression

erfaßte ihn. Er und seine Leute waren besser ausgebildet und bewaffnet gewesen als die anderen und hatten zudem den Vorteil der Überraschung auf ihrer Seite gehabt. Es war keine Schlacht gewesen, sondern ein Kinderspiel. Die sogenannten Terroristen hatten keine Chance gehabt.

Gab es einen Grund, stolz darauf zu sein, wenn man einen Idioten an Schlagfertigkeit übertraf oder ein Rennen gegen jemanden gewann, der eine Bleikugel am Fußgelenk trug? Kaum.

Zumindest hatte er den Einsatz nicht verdorben, das war immerhin etwas.

Dienstag, 21. September, 12 Uhr
Quantico

Toni Fiorella übte *Sempok* und *Depok*, Bewegungen, die es dem Kämpfer erlaubten, zwischen stehender und sitzender Position zu wechseln, ohne seine Verteidigung aufzugeben. Um sie richtig auszuführen, brauchte man einen guten Gleichgewichtssinn und viel Kraft in den Beinen. Bei ihren Workouts achtete sie daher möglichst darauf, beides zu trainieren. Silat wurde zum Großteil auf dem Boden gekämpft, aber das blitzartige Aufspringen aus dem Sitzen gehörte ebenfalls zur Ausbildung. Für die Knie bedeutete diese Übung allerdings eine gewaltige Belastung.

Als Jesse Russel den Kraftraum betrat, war sie deshalb bereits ziemlich außer Atem und schwitzte kräftig. Diesmal hatte er auf Spandex verzichtet und sich für eine ausgebleichene schwarze Trainingshose, ein übergroßes schwarzes T-Shirt und Hallenschuhe entschieden.

»Hi.«

»Mr. Russel.«

»Rusty - bitte.«

»In Ordnung. Rusty.«

»Wie soll ich Sie während des Unterrichts nennen, um Ihnen Respekt zu erweisen? *Sensei? Si fu?*«

»Wir nennen unsere Lehrer Guru«, erklärte sie.

Er lächelte. »Im Ernst?«

»Indonesiens Kultur ist stark von der hinduistischen und islamischen Religion des Festlands beeinflusst.« Sie hob die Augenbrauen, als er lachte.

»Ich habe mir nur vorgestellt, wie ich meinem Freund Harold davon erzähle: >Heute war ich bei meinem Guru.< >Und? Hast du meditiert?< >Nein, sie erklärt mir, wie man den Leuten kräftig eins auf die Mütze gibt.«<

Toni lächelte. »Rusty, wollen Sie wirklich bei mir lernen?«

»Ja, Ma'am. Ich habe fünf Jahre lang Taekwondo-Unterricht genommen und bin sicher, daß ich mich in den meisten Situationen behaupten könnte, aber man kämpft hauptsächlich mit einer relativ großen Distanz zum Gegner. Mit Ihrer Nahkampftechnik haben Sie mich ziemlich kalt erwischt. Ich würde wirklich gern lernen, wie das geht.«

»In Ordnung. Drei Dinge müssen Sie sich vor allem merken: Basis, Winkel und Hebel. Einer der wichtigsten Grundsätze ist, daß man stets danach trachten sollte, die Mittellinie zu kontrollieren, also den Raum vor Ihrem eigenen Kopf und Körper und vor dem Kopf und Körper Ihres Gegners. Ich werde Ihnen jetzt den ersten *Djuru* zeigen. Sehen Sie mir nur zu, danach gehen wir alles Schritt für Schritt durch.«

Er nickte. » Ja, Ma'am.«

Dienstag, 21. September, 12 Uhr
Quantic

Wenn Alex Michaels sich überhaupt Zeit zum Mittagessen nahm, verzehrte er es normalerweise am Schreibtisch. Die Abteilungssekretärin nahm die Bestellung entgegen und setzte sie auf eine Liste, die sie an ein Feinkostgeschäft faxte. Kurz nach zwölf Uhr wurde die Lieferung dann bei dem Posten an der Rezeption abgegeben. Bevor das Geschäft von der Net Force als Lieferant akzeptiert worden war, hatte man seinen Inhaber, dessen Frau, die erwachsenen Kinder und den Boten, der die Bestellung ausfuhr, überprüft. Trotz dieser Sicherheitsvorkehrungen hatte, solange die Vorschriften für Mordanschläge galten, ein Agent die Bestellung persönlich ins Geschäft gebracht und die Zubereitung des Essens dort überwacht. Die Sicherheitsmaßnahmen waren streng. Nicht ohne Grund: Warum sollte man jemanden erschießen, wenn man sein Essen vergiften konnte?

Am liebsten aß Michaels das Spezialsandwich, zu dem er normalerweise Kartoffelsalat bestellte, der mit köstlichen, in Dill eingelegten Gurken zubereitet wurde.

An manchen Tagen, wenn er das Bedürfnis hatte, für ein paar Minuten herauszukommen, verzichtete er jedoch auf Feinkost und Net-Force-Kantine und fuhr ein paar Kilometer zu einem neuen Restaurant. Bei gutem Wetter nahm er das Liegerad, ein tiefliegendes >Dreirad< mit sechzehn Gängen, das er im überdachten Fahrradstand der Net Force abgestellt hatte.

Heute hatte das Wetter etwas aufgefrischt, es war weniger heiß und schwül, ein guter Tag, um in die Pedale zu treten. Das Rad war für die Straße zugelassen, aber es gab einen Rad- und Fußweg, der hinter dem Zaun begann und direkt zum Restaurant führte. Die Strecke war zwar doppelt so lang, aber wesentlich schöner und sicherer. Seit Days Ermordung waren zwei Wochen vergangen, und da es, wenn man von dem Richter absah, dessen Frau ihn wegen einer außerehelichen Affäre mit dem Goldfischglas beworfen hatte, keine weiteren Anschläge auf Bundesbeamte gegeben hatte, waren die Sicherheitsbestimmungen gelockert worden. Gegenwärtig herrschte, zumindest auf seiner Ebene, erhöhte Wachsamkeit, aber keine Alarmstufe, die ihm vorschrieb, sich nicht ohne Leibwächter zu bewegen.

Im Büro legte er Fahrradschuhe, Shorts und T-Shirt an, verstaute den Taser in einer kleinen Gürteltasche, die auch seinen Ausweis und das Virgil enthielt, und setzte den Schaumstoffhelm auf. Dann ging er zu den Radständern, sperrte das Schloß des Liegerads auf und schob es auf den Parkplatz. Das Gefährt hatte ihn das Gehalt von zwei Wochen gekostet, obwohl er es gebraucht erstanden hatte, aber das war es ihm wert. Im niedrigsten Gang schaffte er damit jede Steigung in der Umgebung, was allerdings nicht viel hieß. In den höheren Gängen erreichte er auf einer ebenen Straße ohne viel Verkehr eine Geschwindigkeit von fast sechzig Stundenkilometern. Nun, vielleicht nicht ganz, aber zumindest hatte er das Gefühl dahinzufliegen. Es war eine angenehme Art, sich fit zu halten, wenn er nicht joggte, was er in letzter Zeit nicht allzu häufig getan hatte. Sein Fitneßtraining litt gewöhnlich zuerst, wenn er beruflich überlastet war, weil es am

leichtesten wegzulassen war. Schließlich konnte er auch später noch laufen oder an Geräten trainieren.

Er ging in die Hocke und ließ sich auf dem niedrigen Sitz nieder. Mit den Füßen schlüpfte er in die Halteschlaufen der Pedale, legte die Handschuhe an und griff nach der Lenkstange. Diesen Ausflug würde er ein wenig ausdehnen. Er fühlte sich müde, und das Mittagessen diente ihm hauptsächlich als Vorwand, damit er ein Ziel hatte. Vermutlich würde er höchstens eine Limonade trinken und dann zurückfahren.

Nachdem er sich am Tor abgemeldet hatte, nahm er Kurs auf den Radweg.

Er hatte einen relativ hohen Gang gewählt, obwohl das Treten bei dieser niedrigen Geschwindigkeit dadurch sehr anstrengend wurde. Der Schalthebel befand sich neben seiner rechten Hüfte am Sitzrahmen, so daß er ohne Probleme herunterschalten konnte, wenn er sich überfordert fühlte.

Unterwegs begegnete er einigen Leuten von der Basis, die in ihrer Mittagspause joggen, und nickte ihnen zu oder winkte. Vor ihm lief eine junge Frau in einem roten, ärmellosen Top mit dazu passenden hautengen Shorts und einem kleinen Sportrucksack. Sie legte ein flottes Tempo vor und war offenbar in ausgezeichneter Form. Bewundernd beobachtete er das Spiel der straffen Muskeln an Beinen und Po. Als er sie überholte, sah er sie im Rückspiegel an, aber ihr Gesicht war ihm unbekannt. Hier arbeiteten eine Menge Leute, vielleicht gehörte sie zu den Marines oder war FBI-Rekrutin, möglicherweise auch Verwaltungsangestellte. Denkbar war auch, daß sie aus der Stadt hergejoggt war und sich auf dem Rückweg befand.

Trotz der Gefühle für seine Frau - besser gesagt: seine Ex-Frau - hatte er in letzter Zeit Regungen verspürt, die sich weder durch Sport noch durch Überstunden oder seine Spielerei mit dem Prowler vollständig unterdrücken ließen.

Seufzend schaltete er in einen höheren Gang und trat kräftiger in die Pedale. Früher oder später würde er sich wieder in den Kampf stürzen müssen - den Rest seines Lebens wie ein Mönch zu verbringen, konnte er sich beim besten Willen nicht vorstellen. Aber der Moment war noch nicht gekommen. Er war so aus der

Übung geraten, daß er sich schon allein bei dem Gedanken überfordert fühlte, eine Frau zu bitten, mit ihm auszugehen.

Der Pfad, ein gut befestigter Schotterweg, wand sich durch ein kleines Wäldchen von Hartholzgewächsen, deren

,Blätter rasch von Grün zu Gelb- und Goldtönen wechselten, und verlief dann hinter einem neuen Gewerbegebiet, das hauptsächlich aus Bürogebäuden und Lagerhäusern für Warenmakler bestand. Ein dunkelroter Gabelstapler mit einem großen silbrigen Propangastank auf dem Rücken transportierte hupend eine Reihe Holzpaletten zu einem großen Stapel direkt hinter dem Maschendrahtzaun. Der Motor heulte auf, als der Fahrer gekonnt die Gabeln senkte und zurücksetzte.

Michaels lächelte. Als Schüler an der High-School hatte er einmal in den Sommerferien in einem Lagerhaus für Aluminium einen Gabelstapler gefahren und Bleche und Träger auf riesigen Tiefladern verstaут, die den weiteren Transport übernahmen. Sobald man das Prinzip einmal verstanden hatte, war es im Grunde ein einfacher, unkomplizierter Job. Man nahm die Ware an einem Punkt auf und setzte sie an einem anderen ab. Solange man sie nicht fallen ließ, war alles in Ordnung. Ein höllisches Getöse gab es hingegen, wenn einem ein paar tausend Kilo Metall von den Gabeln rutschten. Außerdem trug es einem den Applaus von den anderen Lagerarbeitern ein. Ganz so, als hätte man in der Kantine der High-School einen Teller fallen lassen. Es stimmte schon, das Leben war nicht anders als die Schule; nur die Dimensionen hatten sich verändert.

Vor ihm erstreckte sich eine lange Gerade: ein knapper Kilometer bis zur nächsten Kurve. Er schaltete in den höchsten Gang und trat kräftig in die Pedale. Durch den festen Halt, den ihm die Fußschlaufen boten, konnte er in beide Richtungen Druck ausüben. Schon nach einhundert Metern waren seine Beine warm, und nach der Hälfte der Strecke brannten seine Schenkel und Kniekehlen wie Feuer. Er warf einen Blick auf den Tacho. Fünfzig. Nicht schlecht. Die Windschutzscheibe des Rades war zwar anmontiert, aber ohne vollen Windschutz konnte er in seiner relativ aufrechten Position nicht viel schneller fahren.

Er überholte einen anderen Radfahrer, der eine konstante, aber etwas langsamere Geschwindigkeit hielt. Der Mann trug Lila und

Gelb und fuhr ein Schweizer Zweirad mit Kartonrahmen, das leicht das Doppelte von dem gekostet haben mochte, was er für das Dreirad ausgegeben hatte. Als Michaels ihn passierte, winkte er ihm zu. Wahrscheinlich wollte der Bursche sechzig oder siebzig Kilometer herunterreißen und sparte seine Kräfte für einen Sprint am Ende der Tour. Selbst dann wäre er ihm noch hoffnungslos unterlegen gewesen, wenn der Kerl ein ernsthafter Radsportler war. Das waren lauter Verrückte.

Das Brennen wurde immer stärker, aber er trat unverdrossen weiter in die Pedale, bis die Kurve noch etwa einhundertfünfzig Meter entfernt war. Dann reduzierte er das Tempo, bremste ein wenig und nahm die Kurve schräg. Schade, daß das Gefälle nicht größer war. Ein paar Grad Neigung mehr, und er hätte seine Geschwindigkeit beibehalten können, aber vermutlich wollten die Planer verhindern, daß Spaziergänger oder Jogger bei feuchtem Wetter seitlich den Hügel hinunterrutschten. Schließlich regnete es hier von Zeit zu Zeit.

Es tat gut, einmal herauszukommen, sich körperlich etwas zu betätigen. Er beschloß, sich diesen Luxus öfter zu gönnen.

Dienstag, 21. September, 12 Uhr 09
Quantic

Sobald die Zielperson auf dem Dreirad außer Sicht war, verlangsamte Selkie das Tempo, bis sie nur noch ging. Natürlich hatte er sie gesehen, und nachdem er ein normaler heterosexueller Mann war, mußte sie ihm in ihren engen roten Shorts aufgefallen sein. Sie war in ausgezeichneter Form, wenngleich Laufen nicht ihre bevorzugte Sportart war, aber wenn nötig, konnte sie ohne Probleme ein paar Kilometer joggen.

Es war völlig unwichtig, daß ihre Zielperson sie gerade gesehen und vermutlich auf ihren Hintern gestarrt hatte, weil Michaels sie nie wieder in dieser Kleidung sehen würde.

Während er sie überholte, hätte sie ihn töten können. Ohne Probleme hätte sie die stumpfnasige .38er-Smith & Wesson hervorholen und ihrem Opfer alle fünf Kugeln, mit denen die kleine Waffe bestückt war, in den Rücken jagen können, als er nichtsahnend an ihr vorüberzog. Damit hätte sie ihn vom Rad geholt. Danach wäre ihr Zeit geblieben, in aller Ruhe nachzuladen und ihm noch ein paarmal in den Kopf zu schießen. Selbst wenn jemand sie gesehen hätte - es war niemand in der Nähe gewesen -, hätte man sie kaum aufgehalten. Mit der Smith & Wesson konnte sie bestens umgehen. Trotz des kurzen Laufes und des schlechten Zielrohrs war sie damit jedem IPSC-Action-Schützen gewachsen. Der Umgang mit dem Revolver gehörte zu ihrem Job, und von dem verstand sie wirklich mehr als jeder andere.

Aber solchen Morden mangelte es an ... Eleganz. Jeder war in der Lage, eine Waffe auf einen anderen zu richten und loszuballern. Einem Meister bot dieses Vorgehen keinerlei Befriedigung. Natürlich war der Kunde König. Manche wollten, daß der Tod des Opfers bekannt wurde, verlangten blutige Arbeit. Einige bestanden auf einem Souvenir, wie einem Finger, einem Ohr oder einem - normalerweise weniger sichtbaren - Anhängsel. Folter- und Eilaufträge nahm sie grundsätzlich nicht an, aber wenn der Kunde auf einem anatomischen Beweis als Garantie für das Lebensende der Zielperson bestand, lieferte sie. ihn. Wenngleich Auftraggeber, die Wert darauf legten, nur selten zu Stammkunden wurden: Menschen, die Körperteile in Einweckgläsern sammelten, verärgerten leicht jemanden und gingen schließlich selbst den Weg ihrer Opfer.

Sie nickte einem entgegenkommenden Jogger zu, vermied es jedoch, Blickkontakt aufzunehmen.

Ein guter Killer löschte seine Zielperson aus und entkam. Ein Spitzenprofi dagegen eliminierte sein Opfer, ohne daß auch nur der Verdacht entstand, es könne sich um Mord handeln. Das war wesentlich befriedigender. Hinsichtlich der Todesart hatte man ihr keine Anweisungen erteilt, daher spielte sie mit dem Gedanken, es wie einen natürlichen Tod oder Selbstmord aussehen zu lassen. Sie hatte die Wahl.

Wie immer.

16

*Mittwoch, 22. September, 9 Uhr
Washington, D.C.*

Als der Gong ertönte, schob Tyrone Howard sich mit dem Strom der Schüler der untersten Klasse durch die schmutzigen Gänge der Eisenhower Middle School. Vor ihm rammte Sean Hughes von hinten einen jungen und drängte ihn mit der Schulter beiseite. Der andere wurde hart gegen die Spinde geschleudert und drehte sich empört um, doch bevor er etwas sagen konnte, erkannte er, wer ihn da gestoßen hatte, und entschied sich dafür, den Mund zu halten.

Sehr vernünftig von ihm.

Tyrone verlangsamte sein Tempo, um genügend Abstand zu halten. Hughes war ein Bulle, der nahezu einen Meter achtzig maß und neunzig Kilo wog. Mit fünfzehn war er zwei Jahre älter als die Mehrzahl seiner Klassenkameraden. Der Rechner des Burschen hatte offenbar einen Hardwarefehler und war trotz intensiven Nachhilfeunterrichts mindestens zweimal abgestürzt. Er genoß es, Leute zu schikanieren, die schlauer waren als er - was für jeden an der Schule zutraf, wenn man von den GGMs absah, den >geistig geforderten Mitläufern<. Und selbst von denen waren manche noch cleverer. Hughes hatte einen Spitznamen, den ihm allerdings noch nie jemand ins Gesicht gesagt hatte ...

»Brontus ist heute wieder voll in Fahrt, was?«

Tyrone blickte nach links und entdeckte James Joseph Hatfield, der ihn grinsend ansah.

>Brontus< stand für >Brontosaurier<, wie die Computerkids Sean Hughes nannten. Tyrone wußte nicht, wer sich den Spitznamen ausgedacht hatte, aber er paßte hervorragend. Der Kerl war so intelligent und anmutig wie ein mit Schlaftabletten vollgepumpter Dinosaurier.

Jimmy-Joe stammte aus den Hügeln von West Virginia. Seine Haut war so weiß, daß sie geradezu leuchtete, und er war sehr

klein. Aufgrund seiner extrem schlechten Augen konnte er keine Kontaktlinsen tragen, sondern mußte auf dicke Brillengläser zurückgreifen. An der Schule zählte er zu den besten Surfern im Netz, und er hatte die ersten zehn Level von >Black Mysts of Total Catastrophe< in einer Zeit hinter sich gebracht, die auch außerhalb der Schule unerreicht war. Außerdem war er Tyrones bester Freund.

»He, Jimmy -Joe. Wie schaut's mit dem DF aus?«

»DF ist okay, Tyrone.« DF stand für >Datenfluß<.

»Hör mal, ich habe mit Jay G. gesprochen. Er braucht unsere Hilfe.«

»Jay G. braucht *unsere* Hilfe? Kann ich kaum glauben.«

»Stimmt aber. Jemand sabotiert die Datenautobahnen.«

»Erzähl mir was, was ich nicht weiß, Bruder. Das passiert jeden Tag.«

»Positiv. Aber diesmal ist es anders. Da will ein Crack das ganze Netz hochgehen lassen.«

»Im Ernst?«

»Im Ernst.«

Jimmy-Joe schüttelte den Kopf. »Komm wieder auf die Erde, Surfer. Wenn Jay G. ihn nicht erwischt, wie sollen wir das dann schaffen?«

Da hatte er nicht unrecht. Jay Gridley genoß bei den Computerkids einen hervorragenden Ruf.

»Wir haben Verbindungen, die er nicht untersucht hat«, gab Tyrone zu bedenken. »Wir können die kleineren Sachen überprüfen.«

»Klar doch, *nopro*. Ich kann die AOLer kontaktieren, die kleinen Verbindungen überprüfen, die Mini-Server. Wir könnten Fallen stellen, Schlingen auslegen. In CyberNation kenne ich ein paar Burschen, die Netze dort sind erste Sahne. Hast du schon daran gedacht, dorthin auszuwandern?«

»Ich weiß ziemlich genau, was mein Dad dazu sagen würde.«

»Ganz deiner Meinung. Mein Alter würde ausrasten, aber es hört sich trotzdem hochinteressant an. Aber diese Sache hier ist auch heiß - wir und Jay G.«

»Ja ...«

Tyrone lief gegen eine Wand, die sich bedauerlicherweise als Brontus entpuppte.

»He, du Vollidiot!«

Hastig wich Tyrone zwei Schritte zurück. Er hatte nicht aufgepaßt. Vermutlich hatte Brontus vergessen, wo er hin wollte, und war stehengeblieben, um es herauszufinden. Blöd, aber nicht so blöd, wie mit voller Wucht gegen seinen Rücken zu laufen!

»Tut mir leid.«

»Das wird es«, brüllte Brontus. »Dich schlage ich zu Brei, du kleiner Affe!«

Doch bevor er noch mehr sagen konnte, schwebte Bella donna Wright vorbei, wie immer in eine Wolke aufregend sinnlichen Parfüms gehüllt.

Brontus' großer dummer Schädel überließ das Denken schlagartig einem ganz anderen Körperteil. Er drehte sich nach Bella um - genauso wie Tyrone. In ihrem grünen Supermini, dem rückenfreien Top und den hohen Korkplateausohlen war sie wirklich eine Augenweide. Noch ein Jahr, und sie würde mit Abstand das hübscheste Mädchen in der ganzen Stadt sein. Brontus hatte ungefähr so viele Chancen bei ihr, wie er zum Mond fliegen konnte, indem er mit den Armen wedelte, was ihn aber nicht davon abhielt, sie anzustarren. Weiter würde er sich nicht wagen. Bella ging gegenwärtig mit Herbie >Knochenbrecher< LeMott, dem Kapitän des Ringerteams der Epitome High School. Er besuchte eine der oberen Klassen; und gegen ihn hatte Brontus keine Chance. Theo Hatcher hatte sich einmal von hinten an Bella herangeschlichen und wie zufällig eine Hand auf ihren Hintern gelegt. Das hatte ihm sechs Wochen in einem blauen Glasfaserverband eingetragen, den er LeMott zu verdanken hatte. Zwei Worte von Bella in Knochenbrechers Ohr, und jeder Junge an der Schule wäre ein verlorener Mann. Das begriff sogar Brontus.

Jimmy-Joe packte Tyrone am Arm und führte ihn in die Richtung, aus der sie gekommen waren. »Schwing dich, Surfer. Wenn sein Gehirn wieder online arbeitet, müssen wir woanders scannen!«

Tyrone konnte das nur bestätigen, nopro. Trotzdem war er sauer. Er hatte keine Lust, sein Leben zu riskieren, aber früher oder später würde er etwas gegen Brontus untemehmen müssen.

Was und wie, das waren allerdings Fragen, auf die er noch keine Antwort gefunden hatte.

*Mittwoch, 22. September, 6 Uhr früh
San Diego*

Rushjo interessierte sich nicht sonderlich für das Fernsehen, aber von Zeit zu Zeit sah er die internationalen Nachrichten, in der Hoffnung, daß sein Heimatland erwähnt wurde. Daher lief im Hintergrund CNN, während er in der kleinen Hotelkanne aus abgepacktem Pulver Kaffee zauberte, der alt schmeckte, aber immer noch besser war als nichts.

Während der Nacht hatten ihn wieder die Träume geplagt. Nachdem er noch ein oder zwei Stunden geschlafen hatte, war er erneut aufgewacht, und da war ihm klar geworden, daß jeder weitere Einschlafversuch sinnlos sein würde. Bei der Armee hatte er einen Mann gekannt, der angeblich schlafen konnte, während er einen Teller heiße Suppe aß. So gut war Rushjo nicht, aber während seiner Zeit als Soldat hatte er gelernt, mit einem Minimum an Schlaf auszukommen und einzunicken, wann immer sich die Gelegenheit dazu bot. Zwei Stunden waren ausreichend für einen Tag.

Er nahm den Kaffee und setzte sich erneut vor den Fernseher.

In Idaho hatte irgendeine Sekte sich in einer Scheune versammelt und diese dann in Brand gesteckt, um sich des Fleisches zu entledigen und zu ihrem Gott zu gelangen. Rushjo hatte keine Ahnung, ob den Gläubigen das gelungen war, aber den Bildern nach zu urteilen, war das Fleisch gut durchgebraten.

In Frankreich hatten protestierende Studenten einen Polizeikordon vor einem Hotel angegriffen, von dem aus der französische Präsident eine Rede halten sollte. Neun der

Demonstranten waren durch Gummigeschosse verwundet und ins Krankenhaus eingeliefert worden, zwei weitere ihren Verletzungen erlegen...

In Indien hatte eine berschwemmung zweihundert Menschen und etliche heilige Kühle getötet und mehrere Dörfer weggespült.

Auf der japanischen Insel Kyushu waren bei einem Erdbeben neunundachtzig Menschen durch einstürzende Gebäude getötet worden, die Stadt Kagoshima hatte schwere Schäden davongetragen. Bei der Katastrophe war auch der neue Hochgeschwindigkeitszug, der ein Ufer der Insel mit dem anderen verband, verunglückt, als die Erde plötzlich vor ihm sechs Meter nach unten abgesackt war. Sechzig Tote und über dreihundert Verletzte.

Zu Tschetschenien hatte CNN nichts zu sagen.

Rushjo nippte an dem scheußlichen Kaffee und schüttelte den Kopf. Vielleicht war es besser, daß es keine Neuigkeiten aus der Heimat gab, wenn man bedachte, wie trostlos die Nachrichten gewesen waren. Die Welt war ein gefährlicher Ort voller Elend. Überall auf dem Planeten würden an diesem Tag Menschen um ihre Lieben trauern, um die Angehörigen und Freunde, die ihnen durch Unfall, Krankheit oder Mord entrissen worden waren. Die wenigen Male, wo er seiner Arbeit wegen Gewissensbisse verspürt hatte, hatte er nur Fernsehen oder Zeitung lesen oder einfach mit jemandem sprechen müssen. Das Leben bestand aus Leid. Er war nur ein Tropfen in einem Meer des Elends. Was bedeutete es schon, wenn er einen Mann erledigte? Wenn er es nicht tat, dann würde jemand anderer es übernehmen. Am Ende war das alles nicht so wichtig.

Seine Kommunikationseinheit piepste. Den Kaffee schlürfend, starrte er das Gerät an. Nein, es war nicht von Bedeutung. Und das war gut so - denn er war sich sicher, daß ihm weitere schmutzige Arbeit bevorstand.

*Mittwoch, 22. September, 16 Uhr 45
Washington, D.C.*

Nackt bis auf ein schmales Schweißband um den Kopf saß Selkie an einem kleinen Küchentisch und untersuchte ihren Stock auf Kerben und Rillen.

Alle paar Monate polierte und glättete sie das glänzende Hickoryholz mit feinem Sandpapier und Ölfirnis. Das Hartholz verkratzte leicht, und sie liebte seinen Glanz. Der Hersteller empfahl Mineralöl für die Pflege, aber Firnis war widerstandsfähiger und roch zudem besser.

Es nahm einige Stunden in Anspruch, wollte sie die Arbeit richtig erledigen, aber sie hatte von ihrem Vater gelernt, ihr Werkzeug stets in Ordnung zu halten, damit es nicht versagte, wenn sie es benötigte. Die Burschen, die diese hölzernen Waffen herstellten, waren Meister ihres Fachs. Von drei unterschiedlichen Spazierstöcken abgesehen, besaß sie zwei Sätze Escrima-Stöcke und ein eigens für sie angefertigtes Paar fünfzehn Zentimeter langer Yawaras.

Wenn sie keine Feuerwaffe bei sich trug, bevorzugte sie das Custom-Combat-Modell aus Hickory. Es war etwa einen Meter lang, von heller Farbe und besaß einen runden Schaft von knapp drei Zentimetern Durchmesser. Das Ende des starken Griffs lief in einen geschnitzten Flamingoschnabel aus. Für die Straße eignete sich Hickory am besten, weil es schwerer war als die Turniermodelle aus Walnußholz und widerstandsfähiger als Eiche. Das gekrümmte obere Ende, das sogenannte Horn, war so scharf, daß man damit jemanden schwer verletzen konnte. Das untere Ende dagegen war stumpf und abgerundet. Mit einer Gummikappe versehen, ließ sich der Stock problemlos als Gehhilfe verwenden. Direkt unterhalb des Griffes war der Schaft mit dekorativen Kerben verziert, die der Hand sicheren Halt boten.

Doch diesen Stock hatte sie zu Hause gelassen. Das Schulungsmodell, das sie im Augenblick inspizierte, war mit dem Combat in Länge und Durchmesser identisch, aber der Griff war etwas breiter und lief weniger spitz aus. Als Stütze für eine alte Dame, der das Gehen Probleme bereitete, eignete er sich eindeutig

besser. Sie wollte nicht riskieren, daß ein scharfäugiger Polizist das spitze Horn bemerkte und darüber nachdachte, warum die nette Oma solch ein gefährliches Instrument benutzte.

Die Waffe schien in Ordnung zu sein, daher ging Selkie barfuß und splitter nackt in das Wohnzimmer ihrer Mietwohnung, wo sie ihr Übungsziel aufgebaut hatte, das aus einem Stück Aluminiumrohr von knapp vier Zentimetern Durchmesser bestand und an einem Ende mit einem ringförmigen Beschlag versehen war.

Das Metall hatte sie mit Biogel überzogen, einem Material, das gerne verwendet wurde, um die Sättel von Rennrädern oder die Innenseite von Laufschuhen zu polstern. Fensterleder, das mit Klebeband straff befestigt war, sorgte dafür, daß das Gel nicht verrutschte. Der Effekt war nicht ganz der gleiche wie bei Fleisch über einem Knochen, aber für ihre Zwecke genügte es. Zu Hause trainierte sie mit einer Wing-Tsun-Holzpuppe, die mit einem ähnlichen Material verkleidet war. Dort konnte sie von den unterschiedlichsten Winkeln aus arbeiten und ganz nach Belieben Waffen einsetzen oder nur Hände und Füße verwenden. Aber wenn man unterwegs war, hieß es improvisieren.

Sie stellte sich vor, wie man am Flughafen darauf reagieren würde, wenn sie versuchte, die Holzpuppe mit dem Gepäck einzuchecken, und grinste.

Eine dünne Nylonschnur lief von der an der Zielscheibe befestigten Ose durch eine zweite Ose, die sie in einen Deckenbalken geschraubt hatte, zu einer Türklinke, was es ihr ermöglichte, die Höhe zu variieren. Augenblicklich befand sich das Ziel auf Kniehöhe. Knie eigneten sich hervorragend für den Kampf mit Stöcken - ein zerschmettertes Knie beeinträchtigte die Kampfkraft eines Gegners erheblich.

Sie näherte sich dem Ziel, atmete ein paarmal ein, um sich vorzubereiten, und nahm die Grundposition ein. Der Stock stand vor ihr auf dem Boden, beide Hände lagen auf dem Griff. Für einen Beobachter hätte der Anblick, den sie bot, durchaus interessant sein können, wären nicht alle Vorhänge zugezogen gewesen: Eine nackte Frau, die in Schambeinhöhe einen Stock hielt und mitten in einem Raum stand, der bis auf einen merkwürdigen Gegenstand, der von der Decke hing, leer war. Sie

grinste. Schon immer hatte sie am liebsten nackt trainiert. Es hatte etwas Ursprüngliches.

Sie reinigte ihren Geist. Geduld, Geduld ...

Dann riß sie den Stock mit einer kurzen, bogenförmigen Bewegung der rechten Hand nach oben, ließ die Rechte in die Mitte des Schaftes gleiten, um den Schlag gezielt zu führen und faßte mit der linken Hand nach dem geschnitzten Teil, um dem Hieb mehr Kraft zu verleihen.

Das Geräusch, mit dem das Holz auf die umkleidete Stange traf, klang höchst erfreulich. Ein guter Treffer.

Sie schleuderte den Stock herum, erfaßte das Ziel mit dem Griff, zog es zu sich heran, wirbelte dann den Stock herum und traf die Polsterung von der anderen Seite.

Ein weiterer fester Schlag, und die Zielscheibe blieb bewegungslos in der Luft hängen.

Ja!

Sie zog den Stock erneut zu sich heran, hielt ihn wie einen Billardstock und stieß mit der Spitze nach vorne. Diesmal traf sie das Ziel weiter oben, so daß es nach hinten schwang.

Ja!

Auch wenn sie nur trainierte, war Selkie in ihrem Element. Sie befand sich in der Todeszone. Einen aufregenderen Ort gab es für sie nicht.

*Montag, 27. September, 15 Uhr
Maintenon, Frankreich*

Plechanow saß in einem alten steinernen Glockenturm in Frankreich und balancierte eine Mauser 1898, ein Gewehr mit langem Lauf, auf den Knien. Die Waffe wog etwa viereinhalb Kilo und arbeitete unglaublich genau. Mit hoher Geschwindigkeit verschoß sie 7,92mm-Patronen. Bei dem oben auf dem Gewehr montierten M73B1-Zielfernrohr handelte es sich um ein amerikanisches Produkt, das hauptsächlich bei der Springfield 1903 eingesetzt wurde. Die Optik hatte jedoch irgendwie den Weg nach Deutschland gefunden - angesichts ihrer Verwendung eine Ironie des Schicksals. Aufgrund des langen Bolzens arbeitete der Abzugmechanismus nur langsam. Ein weiteres Handicap war, daß das kastenförmige Magazin nur fünf Schuß faßte, doch aufgrund der großen Reichweite würde ihm trotz dieser Trägheit ausreichend Zeit zur Flucht bleiben.

Der Kirchturm war der höchste Punkt in dem namenlosen, malerischen kleinen Dorf südwestlich von Maintenon und bot einen hervorragenden Ausblick auf die heranmarschierenden Armeen. Die amerikanischen Streitkräfte hatten spät in den Weltkrieg eingegriffen, aber nun waren sie hier, um dem Verlauf der Kämpfe eine andere Richtung zu geben.

Vor kurzem erst hatten Stürme der Gegend, in der er sich befand, sintflutartige Regenfälle beschert. Die Brigade des amerikanischen Expeditionskorps, die Plechanow beobachtete, bahnte sich daher mühselig einen Weg durch schlammige Felder.

In ihrer Begleitung befand sich eine multinationale Einheit, die aus Russen, Serben, Tschetschenen, Koreanern, Japanern, Thailändern, Chinesen und Indern bestand.

Plechanow nahm den unförmigen Helm vom Kopf und fuhr sich mit der Hand durch das schweißnasse Haar. Er grinste. Die historische Genauigkeit war bei diesem Szenario etwas zu kurz

gekommen, da kein fernöstliches Land im Ersten Weltkrieg Soldaten entsandt hatte. Japan und China hatten allerdings als Verbündete der westeuropäischen Gegner Deutschlands gegolten. Mit Sicherheit waren weder Koreaner noch Thailänder, die man damals noch Siamesen nannte, oder Inder beteiligt, es sei denn, die Briten hätten ein paar Gurkhas oder bengalische Speerwerfer in ihre Truppen integriert. Die Briten waren komische Käuze, es wäre ihnen also durchaus zuzutrauen gewesen.

Plechanows Recherchen waren nicht allzu sehr in die Tiefe gegangen, weil dafür im Grunde keine Notwendigkeit bestand. Als er die Software geschrieben hatte, war ihm ein Bericht darüber eingefallen, wie empört die Briten gewesen waren, als der Nabob von Bengalen, ein gewisser Suraj-ud-Dowlah, 1757 Kalkutta plünderte. Nach Ende des Gefechts sperrte der Nabob einhundertsechsvierzig britische Gefangene in Fort Williams in einen kleinen, völlig überhitzten Raum. Als man sie am folgenden Tag freilassen wollte, waren nur noch dreiundzwanzig am Leben. Der Rest der Briten war zum Großteil an Hitzschlag gestorben. Das berühmte >Schwarze Loch von Kalkutta< war geboren ...

Achtung, Junge, nicht ins Träumen kommen. Kümmere dich lieber um deine Aufgabe.

Plechanow stülpte sich den Helm auf den Kopf, setzte sich auf der leeren Weinkiste zurecht, auf der er sich niedergelassen hatte, und stützte das Gewehr auf die Brüstung unter der Öffnung in der Turmwand. Natürlich hätte er auch den Wanderweg verwenden können. Aber nachdem er diesmal selbst eingreifen mußte, weil es niemanden gab, den er mit dieser Aufgabe betrauen konnte, hatte er ein aktiveres Szenario für angebracht gehalten. Ein deutscher Scharfschütze, der aus der Ferne feindliche Soldaten eliminierte, schien ihm ein ausgezeichnetes Bild. Geradezu poetisch.

Er lud und nahm einen dicklichen amerikanischen Offizier ins Visier, der trotz der militärischen Uniform wie die Karikatur eines Börsenmaklers von der Wall Street wirkte. Selbst durch das Teleskop betrachtet, war das Ziel aus dieser Entfernung relativ klein. Seiner Schätzung nach mußte die Distanz etwa zweihundert Meter betragen. Da das Teleskop auf einhundert Meter eingestellt war, zielte er etwas höher als sonst, nämlich auf den Kopf, um

Spielraum zu lassen. Er holte tief Atem, hielt die Luft an und betätigte den Abzug.

In New York City sandte ein Devisencomputer, der mit der amerikanischen Bundesbank in Verbindung stand, die Codes der gesamten User-IDs an alle angeschlossenen Terminals.

Noch während der dicke Amerikaner mit einer Kugel in der Brust zusammenbrach, lud Plechanow nach und nahm ein neues Ziel aufs Korn.

Ah, da war er ja, der Weißrusse, der mit dem Säbel in der Hand seine Männer anführte. Plechanow richtete das Zielkreuz auf die Kehle des Mannes, hielt den Atem an und feuerte.

In Moskau setzte der Interlink für die Handelsbilanz gegenüber der europäischen Staatengemeinschaft aus und stürzte ab.

Der koreanische Offizier versuchte, seine Soldaten in Deckung zu bringen. Plechanow betätigte den Repetierhebel des Gewehrs, worauf eine weitere leere Patronenhülse zu Boden fiel, und lud erneut. *Leben Sie wohl, Mr. Kim ...*

In den Kim-Elektronikwerken in Seoul kam es zu einer Verschiebung in der Steuerung der vollautomatisierten Produktion der neuen, extrem leistungsfähigen Computerchips für Großrechner. Die Veränderung war so minimal, daß sie den Programmierern nicht auffiel, aber bedeutend genug, um bestimmte Pfade innerhalb des Siliziumkreises der Chips zu verändern. Die Wirkung des Virus war zeitlich begrenzt, danach würden sich die ursprünglichen Vorgaben von selbst wieder herstellen. Doch das war ausreichend, um tausend Chips zu beschädigen und damit die Großrechner, die diese später kontrollieren würden, in elektronische Zeitbomben zu verwandeln.

Auf dem schlammigen Feld in Frankreich sah sich ein Inder nach einem Versteck um. *Tut mir leid, Punjab, alte Haut, hier gibt es keine Deckung ...*

Die dreifach abgesicherten Schaltkreise des neu installierten computergesteuerten Verkehrsleitsystems von Bombay brachen zusammen, und die zweihundert Hauptampeln, die dieses direkt kontrollierte, schalteten allesamt auf Grün. Auf sämtlichen Eisenbahngleisen für Personen- und Frachtzüge standen die Signale auf Grün. Das galt auch für die Ampeln an den Bahnübergängen.

Eine Kugel blieb ihm noch, die er abfeuern mußte, bevor der Gegner zu nah heran war. Das Ziel war klar. Er schwang den Lauf des Gewehrs nach rechts, wo der siamesische Kommandeur mit einer Pistole fuchtelte und wild um sich schoß. Selbst wenn er Plechanow hätte sehen können - was nicht der Fall war -, wäre ein Treffer aus dieser Entfernung reiner Zufall gewesen. Dennoch, Vorsicht war besser als Nachsicht. Plechanow erinnerte sich lebhaft an die letzten Worte des Generals John Sedgwick im amerikanischen Bürgerkrieg. »Aus dieser Distanz würden sie nicht einmal einen Elefanten treffen ...« hatte er über die Scharfschützen der Südstaaten gesagt.

Plechanow grinste.

Zielen. Abdrücken ...

Die persönliche Pornosammlung des thailändischen Premierministers enthielt hauptsächlich Bilder von ihm selbst in eindeutigen Positionen mit verschiedenen Frauen, mit denen er nicht verheiratet war, aber auch mit seiner Gattin. Diese Aufnahmen, auf denen er leicht zu identifizieren war, luden sich nun von seinem Heimcomputer auf den Großrechner der Nachrichtenagentur des South East Asian News Service. Zwei davon wurden statt der vorgesehenen Bilder direkt in die stündlich gesendete Ausgabe der SEAN NetNews eingeblendet.

Plechanow hob den Kopf. Aus der Mündung der Mauser stieg öliger Rauch auf, der Geruch von verbranntem Schießpulver hing in der Luft. Unter ihm liefen die feindlichen Soldaten, die immer noch einhundert Meter von ihm entfernt waren, in Panik durcheinander. Schließlich warfen sie sich flach auf den Boden und sahen sich verzweifelt nach dem Feind um. Einige von ihnen erwiderten das Feuer, doch keine der Kugeln kam auch nur in seine Nähe.

Für heute hatte er genug Schaden angerichtet. Er schulterte das an einem Riemen befestigte Gewehr und ging zur Treppe.

*Montag, 27. September, 8 Uhr 11
Washington, D.C.*

Überall, wo Jay Gridley im Netz hinfuhr, kreischten die Sirenen. Die virtuellen Autobahnen wimmelten nur so von Feuerwehrfahrzeugen, Kranken- und Streifenwagen. Es herrschte ein Gewimmel wie in einem Bienenstock. Jeder versuchte, den Schaden zu beheben und die >Leichen< zu beseitigen. Innerhalb weniger Minuten hatte es auf der ganzen Welt drei oder vier, möglicherweise auch mehr große Abstürze von angeblich sicheren Systemen gegeben.

Jay holte aus dem Viper alles heraus, was der Wagen hergab. Wenn möglich, näherte er sich den Unfallstellen auf legale Weise, ansonsten zeigte er sich erfinderisch. Die Sache schien sehr häßlich. Hier hatten sie es mit dem gleichen Burschen zu tun. Diesmal hatte er Spikes auf den Straßen verteilt. Das Muster -war unverkennbar, unscharfe, nicht zu identifizierende Fußspuren, die schnell in eine Sackgasse führten. Möglicherweise erkannten die Systembetreuer vor Ort die Handschrift nicht, aber Jay war sich ganz sicher. Auch wenn er den Terroristen nicht identifizieren konnte, wußte er, daß es sich um dieselbe Person handelte.

Auf einem langen, relativ geraden Stück der neuen Autobahn, die Thailand und Burma verband, hielt er den Viper an. Neben einer verkohlten; von Polizisten umringten Limousine stand ein Reporter, der etwas in einen kleinen Fl.Itscreen-PC eingab. Jay kannte den Burschen flüchtig, er war ein entfernter Cousin von ihm.

»Hallo, Chuan, wie geht's?«

»Jay? Was treibst du denn hier? Gibt es etwas, was ich wissen sollte?«

»Nein, ich fahre nur so herum.«

Der andere blickte sich um, wobei er seinen Blick auf ein neues Bild einzustellen schien. »Aha, dein Megaspield mit den Autobahnen. Du fährst also immer noch diese Rakete auf Rädern. Wie heißt sie noch? Hatte der Name nicht etwas mit Eidechsen oder Schlangen zu tun?«

»Viper. Man braucht schließlich ein Transportmittel.« Gridley sah auf die Limousine. »Wer ist denn das Hähnchen in dem tragbaren Grill dort drüben?«

»Ganz schönes Chaos, was? Hier haben wir unseren geliebten Premierminister Sukho oder zumindest das, was von seiner Karriere übrig blieb. Jemand hat das OS-Sicherheitssystem seines persönlichen Rechners durchbrochen und sich einen Spaß mit den häßlichen Bildern erlaubt, die er dort gefunden hat. Die landeten nämlich bei meinen Chefs und gingen rein zufällig auf Sendung, zumindest behaupten die Redakteure das, obwohl ich einige kenne, die das gerne absichtlich in die Wege geleitet hätten.

Während der Sportschau erschien daher statt der Fußballmannschaft von Indonesien, die in Brasilien die Weltmeisterschaft gewonnen hat, Unser Geliebter Premierminister, dessen bescheidene Männlichkeit gerade von einer eifrigen Professionellen oral verwöhnt wurde, die in Bangkok unter dem Namen >Nina der Staubsauger< bekannt ist. Zwei Bilder später sahen unsere Zuschauer dann nicht den malaysischen Premierminister Mohamad, der unter den Augen verschiedener Würdenträger bei der Einweihung eines neuen Aufnahmestudios in Cyberjaya ordnungsgemäß das Band durchschneidet, sondern Sukho auf einem großen runden Bett. Er befand sich in Gesellschaft von zwei spliternackten Prostituierten aus Bangkok, die sich sehr um ihn bemühten. Ich glaube nicht, daß die Mädchen mit dem alten Trottel viel Spaß hatten.« Er lächelte. »Bist du eigentlich schon mal in Cyberjaya gewesen? In der Realität meine ich?«

Gridleys Cousin sprach von einem dreizehn Kilometer breiten und fünfundvierzig Kilometer langen Gebiet in Malaysia, dem >Multimedia-Super-Korridor<, mit dessen Bau man 1997 südlich von Kuala Lumpur begonnen hatte. Im Süden dieser Zone befanden sich der neue internationale Flughafen und die neue Bundeshauptstadt, Putrajaya.

»Einmal«, gab Jay zurück. »Vor etwa einem Jahr war ich dort ein paar Tage zu einem Echtzeit-Seminar für eine neue grafische Plattform. Ein unglaublicher Ort.«

»Es heißt, die Programmierer von CyberNation kämen von dort.«

»Ja? Das habe ich noch nie gehört. Ich dachte, niemand wüßte, woher sie stammen.«

»Gerüchte.« Der andere zuckte die Achseln. »Soviel zur traurigen Geschichte einer politischen Karriere, die den Bach hinuntergegangen ist. Ich muß zurück und meine Geschichte schreiben.«

»Hatte wohl kein großes Glück, euer Premierminister.«

»Das kann man so nicht sagen, er ist einfach zu weit gegangen. Das hier ist nicht Amerika, wo man einem Politiker so etwas durchgehen lassen würde. Paßt nicht in unsere Vorstellung von Familie. Außerdem ist allgemein bekannt, daß der verstorbene Bruder von Sukhos Frau einer der Kriegsherren der Verbrecherorganisationen war. Es heißt, einige Neffen seiner Frau lebten immer noch im Dschungel. Diese Leute haben keine Probleme damit, jemanden schon zum Frühstück in seine Einzelteile zu zerlegen. Man muß bedenken, daß diese Affäre eine große Schande für die Frau des Premiers bedeutete. Einige der Bilder zeigten sie selbst. Ich bin mir sicher, sie wußte nichts davon.« Er wies auf die ausgebrannte Limousine. »Wenn ich Sukho wäre, würde ich meine Schweizer Bankkonten auflösen und mich in einer weit entfernten Galaxie zur Ruhe setzen. Und ich würde großen Wert darauf legen, das unter einem anderen Namen zu tun. Wenn er eine Chance haben will, sollte er sein Vermögen in falsche Zähne, eine neue Haarfarbe und kosmetische Operationen investieren.«

»Sein Computer muß doch hervorragend abgesichert gewesen sein, wenn man bedenkt, was ein Mann in seiner Position zu verlieren hatte.«

»Sollte man meinen. Wer hier als nächster ein sabotaugeschütztes Sicherheitssystem auf den Markt bringt, ist vermutlich ein gemachter Mann.«

»Nicht nur hier.«

»Da kann ich dir nur recht geben. Bis bald, Jay.«

»Mach's gut, Chuanny.«

Nachdem sein Cousin verschwunden war, versuchte Jay, die Lage einzuschätzen. Thailand würde also einen neuen Premierminister bekommen. Ob das weltweite Folgen haben würde, ließ sich nicht sagen, aber es war klar, daß dieser Saboteur

seine Ziele sehr sorgfältig auswählte. Warum, wußte er nicht, aber er hatte das deutliche Gefühl, daß keine guten Absichten dahinterstanden.

Besser, er begab sich auf den Rückweg, sein Chef interessierte sich mit Sicherheit für die neuesten Entwicklungen.

Unterwegs allerdings fiel ihm etwas auf.

Verdammt ...

»Alex? Ich glaube, Sie sollten sich das ansehen.«

Als Michaels aufblickte, stand Toni in der Tür.

»Im Konferenzraum.«

Er folgte ihr. Auf dem großen Schirm lief CNN. Eine Stimme erläuterte die Bilder, die über den Monitor flimmerten.

»Bombay, von den Einheimischen Mumbai genannt, ist die Hauptstadt von Maharashtra und die führende Wirtschaftsmacht in Westindien. Die Stadt am Arabischen Meer blickt auf eine lange kulturelle Geschichte zurück. Hier sehen wir die viktorianischen Fassaden der britischen Kolonialzeit, das Touristenviertel von Colaba, das Fort im Zentrum der Stadt. Achtzehn Millionen Menschen leben in Mumbai, die meisten von ihnen in bitterer Armut.«

Eine Luftaufnahme der Stadt folgte. Archivmaterial.

Michaels blickte Toni an und hob die Augenbrauen. Warum sollte er sich einen Dokumentarfilm über Indien ansehen?

»Das ist nur ein Ergänzungsbeitrag«, erklärte sie. »Der eigentliche Bericht wird gleich fortgesetzt.« Ihre Stimme klang grimmig.

»Modernisierungsmaßnahmen haben das 21. Jahrhundert zumindest in bestimmte Teile von Bombay gebracht«, fuhr der Sprecher aus dem Off fort. »Heute jedoch hat die moderne Welt sich von ihrer häßlichsten Seite gezeigt.« Das Bild wechselte. An einer Kreuzung waren zwei Busse ineinander gerast. Einer der roten Doppeldecker lag auf der Seite, der andere war gegen einen Lastwagen mit Obst gekippt. Überall auf der Straße lagen gelblich-orangefarbene Melonen herum. Auf dem engen Bürgersteig der schmalen Straße hatte man die Leichen aufgereiht, während in der weitere Tote und Verletzte aus den Bussen zogen. Vor der Kamera tauchte ein blutüberströmter Mann auf, der wieder und wieder dasselbe schrie. Am Straßenrand saß ein kleiner Junge

und starrte auf eine neben ihm liegende Frau, die offensichtlich tot war. »In der gesamten Stadt schalteten offenbar vor wenigen Minuten alle computergesteuerten Verkehrssignale gleichzeitig auf Grün.«

Ein neues Bild erschien: An einer großen Kreuzung war mindestens ein Dutzend Autos ineinander gerast und in Flammen aufgegangen. Eine Explosion erschütterte die Szene und schleuderte den Kameramann zu Boden. Jemand fluchte auf Englisch: > *Shit, shit, shit!*«

Es folgte eine Luftaufnahme von einem Hubschrauber. Zu Dutzenden hatten sich Personen- und Lastwagen, Motorroller und Fahrräder zu einer kompakten Masse zusammengeschoben. Die Stimme, die den Vorfall beschrieb, klang nicht übermäßig erregt. »Bei einer Massenkarambolage auf dem Marine Drive kamen mindestens fünfzig Menschen ums Leben, Hunderte wurden verletzt. Man schätzt, daß sich die Anzahl der Todesopfer bei Verkehrsunfällen in der Stadt insgesamt auf bis zu sechshundert beläuft ...«

Wieder ein anderer Schauplatz: Ein Bahnhof tauchte auf, auf dessen Gleisen wie ein ausrangiertes Kinderspielzeug ein demolierter Personenzug lag. Zwischen die Waggons hatten sich die Wagen eines Frachtzuges geschoben, von denen einige auf die Seite gestürzt waren. »Offenbar aufgrund einer Fehlfunktion von Eisenbahnsignalen stieß am Bahnhof von Churchgate ein Personenzug der Central Railways, der, aus Goa kommend, nach Norden unterwegs war, mit einem Frachtzug zusammen, der Richtung Süden fuhr. Bis jetzt hat man mindestens sechzig Tote geborgen, mehr als dreihundert- Menschen wurden verletzt. Bisher unbestätigten Berichten zufolge sind in den Vorstädten Elektrozüge mit Pendlern verunglückt, wobei es ebenfalls Todesopfer gegeben haben soll. Da die Verkehrswege gegenwärtig unpassierbar sind, wären diese Orte für uns jedoch nur auf dem Luftweg zu erreichen.«

Die Szene wechselte zu einem zweimotorigen Flugzeug, das in Flammen stand und um das herum Körper und einzelne Körperteile lagen, die von zerstörten Puppen zu stammen schienen. »Störungen bei der Flugkontrolle haben zu mindestens vier Flugzeugunglücken geführt. Diese Maschine, die sich auf

einem Rundflug mit japanischen Touristen befand, raste in das Gateway to India, ein Monument aus gelbem Basalt im Norden des Touristenviertels Colaba. Alle vierundzwanzig Personen an Bord fanden dabei den Tod, während an der Unglücksstelle mindestens fünfzehn weitere Menschen durch herabstürzende Teile getötet und Dutzende andere verletzt wurden. Unbestätigten Berichten zufolge ist ein Jet der Air India mit zweihundertachtundsechzig Passagieren an Bord direkt südlich der Stadt in die Back Bay gestürzt.«

»Mein Gott«, sagte Michaels. »Was, zum Teufel, ist da passiert?«

»Computerprogrammierer.« Tonis Stimme klang grimmig.

»Jemand soll das *absichtlich* getan haben?«

»So sieht es aus. Jay ist an der Sache dran, aber er ist im Moment zu beschäftigt, um darüber zu sprechen.«

Michaels beobachtete, wie ein Rettungswagen mit laufendem Blaulicht in einem Verkehrsstau steckenblieb. Großer Gott, sie hatten es mit einem Verrückten zu tun, einem wahnsinnigen Mörder. Solange sie ihn nicht gefaßt hatten, war niemand vor ihm sicher.

Montag, 27. September, 8 Uhr 41
Quantico

Bezüglich der Ermordung von Steve Day gab es keinen wirklichen Fortschritt zu verzeichnen.

Selbstverständlich waren in den Labors Haare, Fasern und Patronenhülsen katalogisiert worden, aber ohne die Menschen, Kleider und Waffen, zu denen sie gehörten, war dies nutzlos.

Alex Michaels war in höchstem Maße beunruhigt. Während er auf die Wand hinter seinem Schreibtisch starrte, war ihm klar, daß sich daran nichts ändern ließ. Die hellsten Köpfe des FBI boten all ihr Können auf, damit nicht der kleinste Hinweis übersehen wurde. Wenn er ihnen im Genick saß und sie zur Eile antrieb, konnte das nur von Nachteil sein.

Nicht, daß er keine anderen Sorgen gehabt hätte. Als Kommandeur von Net Force hatte er sehr schnell gelernt, was es hieß, in letzter Instanz verantwortlich zu sein. In wichtigen Fällen hatte er persönlich dafür zu sorgen, daß es nicht zu Fehlern kam, ganz abgesehen davon, daß er sich auch noch mit der Politik herumschlagen mußte. Ständig mußte er die Arbeit seiner Organisation und die Kosten, die dabei entstanden, rechtfertigen, nicht nur gegenüber dem Chef des FBI, sondern auch gegenüber dem Kongreß, wenn dieser gerade neugierig war, was so gut wie immer der Fall war. Am Donnerstag mußte er vor Senator Byrds Sicherheitsausschuß erscheinen, um Fragen zu einer Maßnahme zu beantworten, die Day vor einem Jahr getroffen hatte. Die Regierung war damals empört gewesen. Byrd, dem man in Geheimdienstkreisen wegen eines Sprachfehlers den Spitznamen >Zwischerer< verliehen hatte, vermutete überall Komplotte. Er war davon überzeugt, daß das Militär einen Putsch zur Regierungsübernahme plante und daß in Deutschland eine heimliche Wiederbewaffnung erfolgte, die die Eroberung Osteuropas zum Ziel hatte. Die Pfadfinder hielt er für eine

kommunistische Organisation. Steve Day hatte er schikaniert, wo er nur konnte, und es sah ganz danach aus, als hätte er das auch mit Micha-, els vor.

Damit nicht genug. Aus politischen Gründen mußte er außerdem viel Zeit für etwas aufwenden, was er schon immer gehaßt hatte: gesellschaftliche Verpflichtungen. Seit er den Posten übernommen hatte, war er gezwungen gewesen, an vier offiziellen politischen Abendveranstaltungen teilzunehmen, bei denen er sich an verkohltem Huhn und gummiartigem Lachs ergötzt hatte. Nach dem Essen war er dafür mit Reden belohnt worden, die einen Amphetaminsüchtigen so eingelullt hätten, daß Dornröschen dagegen hyperaktiv gewirkt hätte. Diesen Teil seiner Arbeit verabscheute er aus tiefstem Herzen.

Zumindest mußte er sich nicht mit Baugenehmigungen herumschlagen - das war Sache des Direktors des FBI. Angesichts all der neuen Gebäude, die in letzter Zeit für die Net Force errichtet worden waren, noch gebaut wurden oder geplant waren, wäre allein das ein Vollzeitjob gewesen.

Er blickte auf den Papierstapel vor sich und auf die blinkende Liste auf dem Monitor. Jede Menge Pflichtlektüre, Papiere, die er abzeichnen mußte, Details, mit denen sich jeder Angestellte im mittleren Management herumschlagen mußte, auch wenn Wichtigeres zu tun war. Damit, daß er hier herumsaß und Löcher in die Luft starnte, ließ sich das nicht erledigen.

Ein langer Tag lag vor ihm. Wenn er mit der Arbeit fertig war, würde er in sein leeres Heim zurückkehren, alleine essen, die Nachrichten anschauen, die Post durchgehen und sich durch die Berichte in seinem Computer arbeiten. Vermutlich würde er während des Lesens einschlafen, wie so oft. Und sollte ihm kein Abend dieser Art blühen, dann deshalb, weil man ihn zu einer sterbenslangweiligen Veranstaltung mit Politikern beordert hatte.

Er vermißte Megan und seine Tochter. Niemanden zu haben, mit dem er die Tage teilen konnte, dem es wichtig war, ob er nach Hause kam oder nicht, ob er lebte oder starb, empfand er als schrecklich ...

Er schüttelte den Kopf. *Du armer Kerl, du bist ja richtig traurig ...*

Er kicherte. Ein Bad in Selbstmitleid war reine Zeitverschwendung, lange dauerte diese Stimmung aber nie an. Schließlich hatte er die Arbeit, und da sollte er Probleme lösen und nicht neue schaffen. Zum Teufel mit dem Privatleben.

Er griff nach dem ersten Blatt.

Montag, 27. September, 9 Uhr 44
New York City

»Ja, ich werde dort sein«, erklärte Genaloni kurz angebunden. Er war verärgert, aber wie immer darum bemüht, sein Temperament zu kontrollieren. »Bis später.«

Sorgsam legte er den Hörer auf die Gabel, obwohl er am liebsten das Telefon aus der Wand gerissen hätte. Großer Gott, Frauen.

Als Ehefrau war Maria vermutlich so gut wie jede andere. Sie blieb zu Hause, kümmerte sich um die Kinder, überwachte Dienstmädchen, Butler, Koch und Gärtner und arbeitete aktiv bei verschiedenen Wohltätigkeitsorganisationen mit. Er hatte sie noch auf dem College kennengelernt. Sie war klug und zum Zeitpunkt ihrer Heirat eine Schönheit gewesen. Da sie viel trainierte und einige kosmetische Operationen hinter sich hatte, war sie für ihr Alter - ach was, für jedes Alter - immer noch sehr attraktiv. Dümmer war sie auch nicht geworden. An seinem Arm bot sie ein beeindruckendes Bild, keine war besser gekleidet als sie. Aber manchmal ging sie ihm auf die Nerven. Weil sie intelligent war, gut aussah und aus einer reichen Familie kam, glaubte sie, alles müsse nach ihrem Kopf gehen. Von ihm verlangte sie Zeit, und zwar besonders dann, wenn er keine hatte. Jetzt mußte er ein Rendezvous mit Brigitte, seiner jungen Geliebten, absagen, nur um zu einer Benefizveranstaltung für irgendeine Krankheit zu gehen. Das gefiel ihm gar nicht.

Vielleicht wußte Maria auch von Brigitte und durchkreuzte seine Pläne absichtlich.

Jemand klopfte gegen den Türrahmen. Als er aufsah, stand Johnny >Hai< Benetti in der offenen Tür. Sein Spitzname paßte hervorragend. Johnny war jung und schnell und in der Lage, jemanden mit einem Messer, das nicht länger als sein Daumen war, zu Hackfleisch zu verarbeiten. Außerdem hatte er an der Universität von Cornell Betriebswirtschaft studiert.

Wenn sich jemand in der Organisation zur Ruhe setzte oder sich aus rechtlichen Gründen aus dem Geschäft zurückzog, ersetzte ihn Genaloni durch jemanden, der genauso hart war, aber eine bessere Ausbildung besaß. Intelligente Menschen besaßen gewisse Nachteile. So erwiesen sie sich häufig als übertrieben ehrgeizig. Aber damit verstand er umzugehen. Wenn man jemanden mit Geld überschüttete, würde er es sich gründlich überlegen, bevor er sich mit der Gans anlegte, die die goldenen Eier legte. Auf lange Sicht verursachten ungebildete Menschen die größeren Probleme. Außerdem war grundsätzlich Vorsicht geboten - man vertraute nie jemandem voll und ganz.

Bis zu Sampsons Rückkehr hatte Johnny der Hai dessen Aufgaben übernommen.

Wenn Sampson überhaupt zurückkam. Die Sache stank, und das gefiel Genaloni ganz und gar nicht.

»Ja?«

»Ray, wir finden einfach niemanden, der weiß, was mit Luigi geschehen ist. Wir haben eine hübsche Summe geboten und uns mit jedem in Verbindung gesetzt, der uns einen Gefallen schuldet. Alles umsonst. Er scheint sich in Luft aufgelöst zu haben.«

»Sucht weiter.« Zumindest ein FBI-Agent würde für diese Sache bezahlen. Allerdings konnte niemand sagen, wann die Rechnung beglichen werden würde, denn Selkie ließ sich Zeit. Es war sinnlos, ihn zu drängen.

Die Sprechanlage piepste.

»Was?«

»Noch einmal Ihre Frau.«

»Verdammt noch mal. Ich bin nicht hier, klar? Und mein Handy habe ich vergessen.«

»In Ordnung, Sir.«

Genaloni schüttelte den Kopf, während er Johnny anblickte, der ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Mein Gott, der Kerl grinste auch noch. »Wie lange sind Sie verheiratet, anderthalb Jahre?«

»Am vierzehnten Dezember werden es zwei Jahre«, antwortete Johnny.

»Also immer noch in den Flitterwochen. In fünfzehn Jahren sprechen wir uns wieder.«

Der andere grinste erneut.

Genaloni schüttelte den Kopf. Johnny war vierundzwanzig, in diesem Alter glaubte man noch, alles zu wissen. Er selbst war alt genug, um zu erkennen, daß er mit jedem Jahr weniger begriff. »Verstehen Sie etwas von Geschichte?«

»Das war mein Nebenfach an der Uni.«

Diese Tatsache war Genaloni wohlbekannt, aber es schadete nie, sich dümmer zu stellen, als man tatsächlich war. Wenn ihm Zeit dazu blieb, befaßte er sich selbst gern mit Geschichte. »Sagt Ihnen der Name Mary Katherine Holliday etwas?«

Johnny überlegte. Er runzelte die Stirn. »Im Augenblick nicht.«

»Eine Ungarin. Eine Nutte, die unter dem Spitznamen >Big Nose Kate< bekannt wurde.«

»Die Freundin von Doc Holliday?«

»Freut mich, daß man an der Uni auch Nützliches lernt. Kate war eine versoffene, streitsüchtige Hure. Sie vögelte, soff und prügelte sich durch den Wilden Westen, war mit Holliday, den Earps und ein paar anderen üblen Gestalten unterwegs.«

Johnny nickte.

»Als sie mit Doc zusammen war, hätte sie ihren Job aufgeben können, aber das seßhafte Leben war nichts für sie. Selbst wenn Doc da war, konnte sie es nicht lassen. Der schüchterne, unterwürfige Typ war sie nicht gerade. Einmal holte sie ihn aus dem Gefängnis heraus, nachdem er einem Mann mit einem Bowiemesser den Bauch aufgeschlitzt hatte, und prügelte dabei einen Gefängniswärter halb tot. In den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts unterhielt sie ein Bordell in Tombstone, das erste in der Stadt. In einem großen Zelt arbeitete ein Dutzend Mädchen für sie. Der billige Whiskey floß in Strömen. Ständig kam es zu Prügeleien und Schießereien. Außerdem verdroschen sie und Doc sich gegenseitig, wobei er nicht immer als Sieger vom Feld ging.

Nachdem Holliday an Tuberkulose gestorben war, hurte Kate noch ein paar Jahre weiter herum. Dann heiratete sie, verließ ihren Ehemann, zog weiter herum und führte ein wildes Leben, bis sie schließlich in einem Pflegeheim endete. Sie starb 1940, im Alter von neunzig Jahren.«

»Faszinierend«, erklärte Johnny mit erhobenen Augenbrauen.

»Da haben wir also diese Frau, die als Nutte arbeitet, damals ein verdammt gefährlicher Job. Überall trieben sich Gestalten herum, die alle Augenblicke jemanden abknallten. Eine Frau, die Doc Holliday zur Schnecke machen konnte, einen der skrupellosesten Killer in der Geschichte der Menschheit. In den Gegenden, in denen sie sich aufhielt, sah niemand auch nur zweimal hin, wenn jemand vergewaltigt und ermordet wurde:«

»Und das heißt ...?«

»Kate hat alles überlebt - ihre Arbeit, Holliday, die Mier, den Alkohol, die Städte im Wilden Westen, alles.« Genaloni lächelte. »Sie starb an Altersschwäche.« Er legte eine Pause ein. »Wissen Sie, wie man in den Vernichtungskriegen gegen die Sioux in Dakota bei der Kavallerie sagte? >Wenn man von den Indianern gefangengenommen wird, darf man auf keinen Fall den Frauen in die Hände fallen.<

Eine Frau ist imstande, einem die Eier abzuschneiden, sie mit Zwiebeln zu rösten, einem in den Hals zu stopfen und dabei ununterbrochen zu lächeln. Die Gefängnisse sind voll von Burschen, die ihren Frauen jeden Scheiß erzählt und sich dann mit ihnen angelegt haben. Frauen haben viele gute Seiten, aber vertrauen Sie niemals einer von ihnen ihr Leben an. Nie.«

»Ich werde es nicht vergessen.«

»Gut. Und jetzt finden sie heraus, wo das FBI Luigi versteckt hat.«

Als der Junge verschwunden war, grinste Genaloni zufrieden. Ein netter kleiner Vortrag. Er hatte schon immer gewußt, daß er einen guten Lehrer abgegeben hätte.

*Dienstag, 28. September, 18 Uhr 54
Washington, D.C.*

Als Phyllis Markham verkleidet, humpelte Selkie auf das Haus ihrer Zielperson zu, während sich der kleine Pudel an jedem Busch und Baum des Wegs als Gießkanne betätigte.

Die Posten in Zivil waren verschwunden. Sie war enttäuscht. Sie hatte schon Gangster, Killer und Politiker erledigt, die ständig von einem Dutzend Leibwächter umgeben waren. Für sie bedeutete dies eine Herausforderung. Aber ein einzelner Mann, der nicht einmal ahnte, daß er in Gefahr war, dessen einziger Schutz vermutlich in einer Alarmanlage in seinem Haus bestand? Das war kein großes Vergnügen.

Selkie war so gut, daß sie sich selbst neue Ziele *setzen* mußte.

Seit über einer Woche arbeitete sie an diesem Auftrag. Inzwischen wußte sie alles, was sie wissen mußte, kannte jede Gewohnheit ihrer Zielperson. Wenn er sich chinesisches Essen ins Haus bringen ließ, bevorzugte er scharf gewürztes Huhn mit Nudeln. Den Weg, den er morgens beim Joggen nahm, kannte sie auswendig. Sie wußte, wo er am liebsten saß, wenn er zu einer Wohltätigkeitsveranstaltung eingeladen war, um welche Uhrzeit er unter einem Vorwand nach Hause ging. Seine Exfrau und seine Tochter lebten in Idaho. Wo, war ihr ebenso bekannt wie die Marke des Autos, an dem er in seiner Garage herumbastelte. Den Blicken nach zu urteilen, die seine Assistentin ihm zuwarf, war sie in ihn verliebt, auch das war ihr aufgefallen. Sie kannte seine Größe, sein Gewicht, wußte, wo er sich die Haare schneiden ließ, und daß er nur durch Zufall auf seinen gegenwärtigen Posten gelangt war.

Das einzige, was sie nicht wußte, war, warum man ihn als Ziel ausgewählt hatte.

Scout hatte etwas im Gebüsch links von sich gehört und bellte. Vermutlich eine Katze. Sie ließ ihn ein paarmal Laut geben, dann

befahl sie ihm, ruhig zu sein. Er gehorchte, bebte aber am ganzen Körper, so begierig war er, sich auf das Tier in den dichten Büschen zu stürzen. Der Hund hatte keine Ahnung, daß er ein Schoßtier war, er hielt sich für den Sohn eines Wolfes und hungerte nach Beute. Sie lächelte.

Den schlimmsten Biß ihres Lebens hatte ihr nicht etwa ein großes Tier wie ein Schäferhund zugefügt, sondern ein Dackel, der offenbar ebenfalls glaubte, er wäre ein weißer Wolf. Vielleicht litten diese kleinen Biester unter mangelndem Selbstbewußtsein und mußten sich daher immer beweisen.

Die Zielperson schien ein netter Bursche zu sein, war relativ attraktiv, besaß ein sympathisches Lächeln und arbeitete hart. Für einen Bürokraten lag er über dem Durchschnitt. Er liebte sein kleines Mädchen dort draußen in der Pampa und hatte seit der Scheidung kein großes sexuelles Interesse gezeigt, was vermutlich bedeutete, daß er immer noch an der Ex-Frau hing. Offenbar war er ein nützlicheres Mitglied der Gesellschaft als die meisten anderen, besaß ethische und moralische Grundsätze und war zuverlässig.

Daß sie ihn töten würde, belastete sie nicht im geringsten.

Manche Profis vermieden es, etwas über ihre Opfer zu erfahren, vermieden jeden Kontakt, der über die Erfüllung ihres Auftrags hinausging. Dadurch blieben sie unberührt, interagierten nicht mit ihren Zielpersonen und betrachteten sie folglich nicht als Menschen. Das war ihr immer albern erschienen. Wenn man jemanden bewußt eliminieren wollte, mußte man ihn kennen. Das war nur fair, so wurde das Opfer zumindest nicht von einem Fremden getötet. So erwies sie den Menschen Respekt, die es verdient hatten, *zeigte eine gewisse Ehrerbietung* vor der Zielperson.

Inzwischen wußte sie genug. Der Mann war nicht übel, aber uninteressant. Überraschungen würde es nicht geben.

»Komm weiter, Kleiner. Wir gehen.«

Widerstrebend riß sich der Hund von seiner erhofften Beute los und setzte sich in Bewegung, wobei er sich immer wieder umsah, nur für den Fall, daß das Tier die Deckung verließ und die Flucht ergriff.

Es amüsierte sie, daß der kleine Scout den Ruf der Wildnis vernahm.

Wann sollte sie zuschlagen? Wenn man den Zeitpunkt selbst wählen durfte und sich nach allen Seiten hin abgesichert hatte, mußte man sich auf sein Gefühl verlassen, um nicht zu früh zu handeln. Zumindest, wenn der Mord perfekt sein sollte. Der Tod dieses Mannes würde ihr eine ganze Armee von Bundesbeamten auf den Hals hetzen, sie durfte sich also keinen Fehler erlauben.

Während sie sich dem Haus der Zielperson näherte, warf sie einen Blick auf ihre Uhr, eine Lady Bulova mit Batterieantrieb. Phyllis Markham trug dieses Modell, weil es ihrer geliebten verstorbenen Mutter gehört hatte. Unmerklich verlangsamte sie ihr Tempo, gab dem Hund Zeit, ein wenig länger an der Markierung eines anderen Rüden zu schnüffeln.

Morgen kam die Müllabfuhr. In dieser Gegend holten die kleinen Lastwagen zweimal pro Woche den Müll ab. An der Rückseite der Häuser führte keine Straße entlang.

Das Tor zum Haus der Zielperson öffnete sich. Er trug eine Tüte aus braunem Recyclingpapier. Pünktlich wie immer. An den Abenden, bevor der Müll abgeholt wurde, wechselte er die Kleidung, wenn er nach Hause kam und stellte dann sofort den Abfall an die Straße.

Sie erreichte das Haus in dem Moment, als er die Tüte abstellte. Er lächelte sie an. »Guten Abend.«

»Guten Abend, junger Mann«, gab sie mit Mrs. Markhams Stimme zurück. »Ein schöner Abend für einen Spaziergang.«

»Ja, Ma'am«. Er ging in die Hocke und hielt dem Hund die Rückseite seiner Hand hin, damit dieser daran schnüffeln konnte. Das Tier wedelte mit dem Schwanz, worauf ihn die Zielperson hinter den Ohren kraulte. »Braver Junge.«

Selkie lächelte. Mit einem einzigen Hieb ihres Stockes hätte sie ihn auf der Stelle erledigen können, ohne daß ihm das auch nur bewußt geworden wäre. Problemlos hätte sie ihm, während er den Hund streichelte, den Schädel spalten, sich bücken und mit der Nagelschere in ihrer Handtasche die Halsschlagader durchtrennen können. Innerhalb weniger Minuten wäre er verblutet.

Andererseits könnte sie ihn auch um ein Glas Wasser bitten. Er würde sie mit Sicherheit in sein Haus einladen. Solch ein netter

Mensch würde nicht zulassen, daß eine alte Dame Durst litt. Dort könnte sie ihn eliminieren, ohne daß es auffiel. Es war zu einfach.

Sie lächelte ihr Opfer an. War dies der Moment? Sollte sie mit ihm ins Haus gehen?

Die Sekunden verrannen, während sie das Leben dieses Mannes in ihren Händen hielt. Das war Macht. Sie hatte alles unter Kontrolle.

Nein, nicht heute abend. Sie hatte nicht das richtige Gefühl. Vielleicht morgen.

»Komm, Scout. Der nette Herr hat nicht den ganzen Abend Zeit, mit dir zu spielen.«

Die Zielperson erhob sich und beobachtete, wie die Frau, die ihn in Kürze töten würde, davonhumpelte. »Passen Sie auf sich auf, Ma'am.«

»Danke, junger Mann, das werde ich. Sie auch.«

*Mittwoch, 29. September, 3 Uhr 14
Irgendwo über dem Nordatlantik*

Das stetige Dröhnen der riesigen Maschinen der 747 wirkte so einlullend, daß die meisten Passagiere eingeschlafen waren. John Howards Leselampe war eingeschaltet, aber er hatte so lange nichts mehr in seinen Computer eingegeben, daß sich der Bildschirmschoner eingeschaltet hatte.

»Hätten Sie gern etwas warme Milch mit Honig, Colonel?« erkundigte sich Fernandez.

Howard sah zu dem Sergeant auf, der gerade aus dem vorderen Teil des Flugzeugs zurückkam. »Ich arbeite nur an meinem Bericht, Sergeant.«

»Ja, Sir. Das sehe ich. Eine detaillierte Studie über das Zen des leeren Bildschirms?«

Howard grinste und bedeutete Fernandez, sich auf dem Sitz auf der anderen Seite des Ganges niederzulassen. Während ihres Rückflugs über Europa hatten sie einige Zwischenstops eingelegt, um weitere Passagiere aufzunehmen, aber der Jet war trotzdem

nicht einmal halb besetzt, so daß ausreichend Plätze zur Verfügung standen.

»Das war keine große Operation, was, Julio?«

»Ich bitte um Verzeihung, Colonel, aber wovon, zum Teufel, reden Sie? Wir haben eine terroristische Zelle lokalisiert, ein Dutzend bewaffneter, bombenwerfender Radikaler erledigt, die uns unter Beschuß genommen haben, und nicht einer von unseren Leuten ist dabei verletzt worden. Bei mir zu Hause nennt man so etwas einen vollen Erfolg.«

»Ich weiß, was Sie meinen.«

Fernandez sah sich um. In ihrer Nähe hielt sich niemand auf, und alles in Hörweite schien zu schlafen. Er ließ den offiziellen Ton fallen. » John, wenn Sie sagen wollen, daß es keine historische Schlacht war, dann haben Sie recht. Aber unsere Aufgabe war es, die Verbrecher aufzuspüren und ihnen das Handwerk zu legen. Das haben wir getan. Wir haben unsere Botschaft geschützt, ohne mit den örtlichen Behörden in Konflikt zu geraten, und bringen alle unsere Jungs nach Hause, ohne daß wir auch nur ein Pflaster auspacken mußten. Mehr kann man nicht verlangen.«

Howard nickte. Selbstverständlich hatte Fernandez recht. Die Parole hieß, Auftrag erledigen und ab nach Hause. Er hatte seine Mission buchstabengetreu erfüllt, mehr wurde von einem Soldaten nicht erwartet. Die Net Force war begeistert von ihm. Ein paar seiner alten Freunde vom Militär, die auf dem laufenden waren, hatten ihm bereits in codierten E-Mails gratuliert. Ein voller Erfolg.

Warum fühlte er sich nur so unbehaglich?

Weil es zu einfach gewesen war. Es hatte sich zwar wieder einmal erwiesen, daß *eine* gute Planung das A und O war, aber wenn er es recht bedachte, hatte er nie daran gezweifelt, daß sie gewinnen würden. Seine Leute gehörten zur absoluten Elite, sie kamen von den SEALs, den Green Berets, den Rangers. Man könnte sie mit nichts als einem Taschenmesser bewaffnet im Dschungel hinter den feindlichen Linien absetzen und sich darauf verlassen, daß sie ihre Gegner zu Hackfleisch verarbeiteten. Bei den Terroristen hatten sie es mit völlig untrainiertem Abschaum aus der Gosse zu tun gehabt, der zwar große Ideen besaß, aber über

so gut wie keine strategische und taktische Erfahrung verfügte. Gegen diesen Müll zu verlieren wäre einigermaßen schwierig gewesen.

Ungefähr das sagte er Fernandez.

Der lachte.

»Was ist?«

»Ich stelle mir gerade vor, wie der Befehlshaber der britischen Armee am Ende des Unabhängigkeitskrieges zu seinen Offizieren sagt: >Was? Dieser völlig untrainierte Abschaum aus der Gosse, der zwar große Ideen hat, aber so gut wie keine strategische und taktische Erfahrung, hat soeben die Elitetruppen ihrer Majestät zu Kleinholz verarbeitet? Wie konnten wir nur gegen diesen Müll verlieren?<«

Howard kicherte. Fernandez besaß einen Humor, den man bei einem Unteroffizier, der von der Pike auf gedient hatte, nicht vermutet hätte. Der gestelzte britische Akzent verlieh seinen Worten eine besondere Komik. An der Bemerkung war etwas dran. Wenn die Terroristen sich nicht so ungeschickt angestellt hätten, wäre in dem Lagerhaus möglicherweise das Blut seiner eigenen Leute geflossen. Diese Möglichkeit bestand immer.

»Das Wesentliche ist doch, daß wir gewonnen haben, John, auch wenn es vielleicht nicht unser ruhmreichster Sieg war. Unser Ziel haben wir damit erreicht.«

»Ja, das stimmt. Sie haben recht.«

»Und das sagen Sie jetzt, wo ich keinen Cassettenrecorder dabei habe? Würde mein Colonel diese Worte vor Zeugen wiederholen? Ich kann im Handumdrehen welche wecken. Ich habe also recht?«

»Wovon reden Sie, Sergeant? Ich kann mich an nichts dergleichen erinnern.«

»Das hatte ich befürchtet, Sir.« Fernandez grinste. »Ich versuche am besten, eine Mütze voll Schlaf zu bekommen.«

»Gute Nacht, Julio, und vielen Dank.«

»War mir ein Vergnügen, Sir. Falls es Ihnen ein Trost sein sollte, ich habe das Gefühl, daß wir noch nicht am Ende dieses Krieges stehen. Beim nächsten mal könnte alles anders aussehen.«

Howard beobachtete, wie sein bester Mann sich zu einer leeren Sitzreihe begab. Ja, das stimmte. Eine kleine Schlacht machte noch keinen Krieg.

*Mittwoch; 29. September, 22 Uhr 54
Portland, Oregon*

Rushjo behielt den Haupteingang von McCormicks Restaurant im Auge. Das Lokal befand sich außerhalb des Zentrums, in der Nähe einer der Schlafstädte im Westen der Stadt, und hatte sich auf Fisch spezialisiert. Angeblich war das Essen ausgezeichnet, und sein kurzer Erkundungsbesuch früher am Abend hatte diesen Eindruck bestätigt. Zumindest war es das beste Restaurant in der Nähe der Firma, die einige der schnellsten Chips für Heimcomputer herstellte und ihren Sitz weiter oben an der Straße in Beaverton hatte, einer Stadt, die nach den dort einst zahlreich vorkommenden Bibern benannt war.

Rushjo saß in einem Mietwagen, den er auf der anderen Seite der Straße im Schatten eines Schildes vor einem koreanischen Reisebüro geparkt hatte. Dem optischen Maßband zufolge betrug die Entfernung bis zum Eingang des Restaurants zweiundsechzig Meter, ein Schuß aus dieser Entfernung war ein Kinderspiel. Er hatte ein großes Auto mit leistungsfähigem Motor gewählt, obwohl das für die Flucht vermutlich unbedeutend sein würde. Die Augen weit geöffnet, blickte er durch die große Öffnung des Bushnell-HOLO-Sichtgerätes, das ihm ein nicht vergrößertes Bild der Tür lieferte, welches von einem roten Fadenkreuz überlagert war. Bei dem Zielgerät handelte es sich um eine der neuesten Entwicklungen. Anders als ein Laser strahlte es keinerlei Helligkeit nach vorne ab, die den Benutzer hätte verraten können. Das Teleskop hatte mehr gekostet als das Repetiergewehr, auf das es montiert war, ein 30-06 Winchester-Jagdgewehr, eine ausgezeichnete Waffe. Das Sichtgerät hatte er in einem Waffengeschäft in San Diego erstanden, das Gewehr in Sacramento über eine Zeitungsanzeige gefunden und gebraucht

erworben. In einem Steinbruch an einer alten Holzfällerstraße westlich von Forest Grove in Oregon hatte er beides zusammengesetzt und aufeinander eingestellt.

Mit der justierten Waffe traf er auf eine Entfernung von einhundert Metern zuverlässig durch einen von Daumen und Zeigefinger gebildeten Ring.

Er hatte erwogen, einen Schalldämpfer zu montieren, aber nachdem das Projektil die Schallmauer durchbrechen würde, war auf jeden Fall ein lautes Krachen zu hören, wenn es den Lauf verließ. Außerdem würde es unter den gegebenen Umständen zu einem Echo kommen, so daß sich die Quelle des Geräusches nicht bestimmen lassen würde. Selbst wenn man genau gewußt hätte, wo er sich aufhielt, wäre es nicht weiter von Bedeutung gewesen. Die Manager der Computerfirma am Ort waren weder bewaffnet noch durch Leibwächter geschützt. Bis jetzt war dies auch nie erforderlich gewesen. Wenn diese Nacht vorüber war, würde es vermutlich auch keinen Anlaß mehr dafür geben.

Bis die Polizei eintraf, würde er schon Meilen von hier entfernt sein. Drei Fluchtwege hatte er sich eingeprägt. Alle drei Alternativen sahen einen kurzen Halt vor, bei dem er unbemerkt das Gewehr loswerden konnte. Er trug hauchdünne, wasserdichte Handschuhe aus synthetischer Seide, so daß weder an dem Teleskop noch am Gewehr Fingerabdrücke oder Spuren von Körperflüssigkeit zu finden sein würden. Das galt auch für die Munition, die sich in der Waffe befand.

Er warf einen Blick auf die Uhr. Kurz nach elf Uhr Ortszeit. Die Gesellschaft hielt sich seit nunmehr fast zwei Stunden in dem Restaurant auf. Die Fahrzeuge hatte man vor dem Lokal geparkt, so daß sein Ziel ausreichend lange für ihn sichtbar sein würde.

Er senkte die Waffe.

Acht Minuten später öffnete sich die Tür des Restaurants.

Rushjo setzte die Ohrstöpsel aus Silikon ein. Der Lärm eines Gewehrs mit hoher Durchschlagkraft im Innenraum eines Autos konnte ungeschützte Trommelfelle leicht unwiderruflich schädigen.

Sechs Männer erschienen. Sie redeten, lachten, ließen sich Zeit.

Rushjo hob das Gewehr. Er atmete tief ein, ließ die Hälfte der Luft ausströmen und behielt den Rest in der Lunge. Dann

entsicherte er die Waffe, richtete das leuchtende Kreuz auf den zweiten Mann in der Männergruppe, bis der Zielpunkt direkt zwischen dessen Augen auf der Stirn lag ...

Er drückte ab.

Bei einem Gewehrschuß hört man nicht, wie die tödliche Kugel abgeschossen wird.

Der Mann war bereits tot, bevor ihn der Schall erreicht hatte.

Rushjo legte das Gewehr auf den Boden des Fahrzeugs, ließ den Motor an und fuhr aus dem Parkplatz des Reisebüros auf die Straße hinaus. Um diese Uhrzeit herrschte kaum Verkehr. Als ihm der erste Polizeiwagen begegnete, der mit eingeschaltetem Blaulicht und heulenden Sirenen zum Restaurant unterwegs war, befand er sich schon fast einen Kilometer vom Tatort entfernt.

Er blickte nicht zurück. Warum auch? Niemand war ihm gefolgt.

*Donnerstag, 30. September, 8 Uhr 01
Grosny*

»Schon wieder ein Anruf für Sie, Dr. Plechanow«, rief Sascha aus dem vorderen Büro. Die Sprechanlage funktionierte weiterhin nur sporadisch, aber das war inzwischen kaum noch von Bedeutung. »Mr. Sikes, von den Stadtwerken Bombay.«

Plechanow lächelte. Das Telefon hatte während der letzten Tage nahezu ununterbrochen geklingelt, genau wie er es erwartet hatte.

Seine Saat begann aufzugehen. Nachdem der Computerabsturz in Bombay den Tod von Hunderten von Menschen zur Folge gehabt hatte, hatten die Verantwortlichen sich mit Bertrand in Verbindung gesetzt, dem zweitklassigen Programmierer, der ihr Sicherheitssystem installiert hatte. Obwohl selbst Bertrand erkannt hatte, was passiert war, konnte er nicht versprechen, daß sich ein solcher Vorfall nicht erneut ereignen würde. Also hatte man sich an Plechanow gewandt, wie man es von Anfang an hätte tun sollen. Und der konnte selbstverständlich garantieren, daß ein solcher Sabotageakt in Zukunft ausgeschlossen sein würde, nachdem er ein neues Sicherheitssystem installiert hätte. Diese Zusicherung fiel ihm nicht schwer. Weltweit gab es nur eine Handvoll Programmierer, die in der Lage waren, seine Sicherheitsvorkehrungen zu überwinden, und die Interessen des Mannes, der sich als einziger diese Mühe machen würde, waren mit den seinen identisch. Daher würde er Wert darauf legen, daß das System funktionierte.

Angesichts der Beunruhigung, die solche Vorfälle auslösten, würden ein oder zwei weitere Manipulationen von Verkehrssignalen in den Großstädten ausreichen, um die Mehrzahl der Stadtverwaltungen, wenn nicht alle, Plechanow in die Arme zu treiben. Wenn sich die Chefs der Verkehrsbetriebe der großen Städte Asiens später im Jahr zur Jahreskonferenz im chinesischen

Kanton versammelten, würden die meisten von ihnen auf seiner Seite stehen. Schließlich und endlich würde er hervorragende Arbeit leisten, und dies zu einem besonders günstigen Preis. Damit stünden alle in seiner Schuld. Alle wären daran interessiert, sich mit ihm gutzustellen, um nicht das Schicksal der unglückseligen Opfer des Terrorismus zu teilen. Denn wer außer einem Terroristen konnte daran interessiert sein, die Computer von Verkehrssystemen zu sabotieren? Daraus ließ sich schließlich kein Profit schlagen.

»Hallo?«

»Wladimir? Hier ist Bill Sikes, Verkehrsbetriebe Bombay.«

»Hallo, Bill, wie geht es Ihnen?«

»Nicht besonders. Sie wissen vermutlich von unserem Problem?«

»Ja, leider. Eine schreckliche Sache, Bill. Es tut mir sehr leid.«

»Nun, das läßt sich nicht mehr ungeschehen machen, aber in Zukunft soll uns so etwas nicht wieder passieren. Würden Sie uns helfen?«

»Natürlich, Bill. Selbstverständlich werde ich Ihnen helfen.«

»Ein Anruf«, rief Sascha hinter ihrem Schreibtisch. »Aus Korea!«

Plechanow lehnte sich im Stuhl zurück. Ein glückliches Lächeln lag auf seinem Gesicht.

*Donnerstag, 30. September, 8 Uhr 15
Washington, D.C.*

Tyrone Howard traf seinen Freund Jimmy-Joe in einem Stripclub, der den Namen >Big Tits< trug. Der Zutritt war für Kinder verboten. Keiner von beiden war auch nur annähernd alt genug, aber sie hatten sich die Identität eines Erwachsenen zugelegt und kannten sich gut genug aus, um bei einer oberflächlichen Überprüfung nicht aufzufallen. Sie in einem öffentlichen Nachrichtenforum in einen Raum einschleichen, der nur für Erwachsene freigegeben war, das gelang jedem Trottel.

Außer nackten Frauen gab es hier nichts zu sehen. Zu anderen indizierten Räumen war der Zugang wesentlich schwieriger. Tyrone hatte ohnehin keine Lust, ein solches Risiko einzugehen. Wenn seine Eltern ihm auf die Schliche kämen, würde ihm das eine Tracht Prügel eintragen. Und nachdem sein Vater mit einem Computerfreak wie Jay G. zusammenarbeitete, bestand diese Möglichkeit durchaus.

»Irgendwas herausgefunden, Jimmy-Joe?« fragte ihn Tyrone.

»*No mucho*, Spiderboy. Allerdings ziemlich viel Chaos im FEN.«

Tyrone nickte. Im Far East Net war der DF - der Daten-. fluß - in den letzten Tag miserabel gewesen, das war ihm selbst schon aufgefallen. Dort trieb der wahnsinnige Programmierer sein Unwesen.

Vor der grellen Lightshow auf der Bühne bewies eine große blauäugige Brünnette zu einem wummernden Baß dem Publikum, daß ihr Haupthaar nicht gefärbt war. Tyrone starrte sie an, und sie lächelte zurück, ohne zu ahnen, daß er in Wirklichkeit ganz anders aussah. Ihre Identität konnte natürlich genauso falsch sein. Vielleicht war sie in Wirklichkeit ein dicker alter Mann.

Wenn man sich auf der Suche nach der Wahrheit befand, war man in der virtuellen Realität allerdings fehl am Platz.

»Ich werde mich mal mit den Hackern in Verbindung setzen, die ich kenne. Vielleicht finde ich einen, der uns zu den wirklich großen Fischen führt, die kleinen interessieren in dem Fall nicht.«

»Scan und lade das runter«, gab Tyrone zurück. Die brünnette Stripperin hatte die Bühne verlassen und einen anderen Platz gemacht. Siehe da: Belladonna Wright, wie sie leibte und lebte. Das war Jimmy-Joes Werk: Er hatte die Bilder programmiert und eingespeist, so daß die Frau mit Bellas Gesicht und Körper ausgestattet war. So etwas hätte Tyrone nicht einmal in der virtuellen Realität riskiert, nie im Leben. Wenn Knochenbrecher dahinter kam, dann gute Nacht.

»Ich muß gehen«, erklärte er.

Jimmy-Joe grinste bis über beide Ohren und gackerte wie ein Huhn.

»Genau, Mann, ich habe nicht die geringste Absicht, sechs Wochen lang mein Knochengewebe zu regenerieren, Monkeyboy. Erst recht nicht für eine Projektion, die nicht mal echt ist.«

»Selbst schuld. Erfährt doch keiner.«

»Zwei Worte in Knochenbrechers Ohr, und du hast einen Knoten in deinen Armen.«

Jimmy-Joe zuckte die Achseln. »Man lebt nur einmal.« Er wollte unbedingt dabei sein, wenn die falsche Bella das Kostüm ablegte.

»Ich verschwinde«, wiederholte Tyrone, gönnte sich aber auf dem Weg zur Tür einen kurzen Blick.

Vielleicht würde er in CyberNation vorbeischauen, mal sehen, was dort los war.

*Donnerstag, 30. September, 8 Uhr 15
Washington, D.C.*

In seinem Viper auf der anderen Straßenseite beobachtete Jay Gridley, wie Tyrone Howard das Striplokal verließ. Der Junge sah ihn nicht. Er lächelte. Der Colonel hatte ihn gebeten, ab und zu nach seinem Sohn zu sehen. Gridley hatte nichts dagegen, aber diesen Vorfall würde er für sich behalten. Teenager waren von Natur aus neugierig. Eine virtuelle Stripperin war deutlich weniger gefährlich als eine Menge anderer Angelegenheiten, in die ein Kind verwickelt werden konnte, sowohl on- als auch offline. Wenn ein Junge im Teenageralter sich *nicht* für nackte Frauen interessiert hätte, wäre dies für seinen Vater eher Grund zur Beunruhigung gewesen. Dies hier war völlig harmlos.

Tyrone bestieg seine Harley, startete und brauste schnell davon.

Gridley sah ihm eine Zeitlang nach und ließ dann ebenfalls den Viper an. Im Moment hatte er aber ganz andere Sorgen.

Donnerstag, 30. September, 11 Uhr 55
Washington, D.C.

Toni Fiorella machte im Kraftraum Dehnübungen, wobei sie besonders darauf achtete, die Knie aufzuwärmen, als sie Rusty hereinkommen sah. Er war bereits umgezogen und winkte ihr zu.

Als Schüler hatte er sich als recht talentiert erwiesen, war sehr gelenkig, wenn er auch ein wenig zuviel Wert auf Geschwindigkeit und Kraft legte. Keines von beiden war für *Bukti Negara* erforderlich. Beim *Serak* mochten ihm diese Fähigkeiten von Nutzen sein, aber dafür würde er noch Jahre brauchen, wenn er überhaupt solange durchhielt. Bis jetzt hatte er zumindest bei keiner Übungsstunde gefehlt, und seinen Bewegungen nach zu schließen hatte er alleine geübt. Die körperliche Nähe bereitete ihm nach wie vor Schwierigkeiten, er versuchte häufig, zuviel Distanz zu halten, was seine Technik beeinträchtigte. Aber mit der Zeit würde sich das geben.

»Hallo, Guru.«

»Fangen wir an, Rusty.«

Er nickte und stellte sich mit gespreizten Beinen in Position. Die Hände hingen mit nach vorne gerichteten Handflächen neben seinem Körper, während die Fingerspitzen zum Boden wiesen.

Anders als bei einigen der traditionellen japanischen Kampftechniken mußte man hier nur eine Handvoll indonesischer Begriffe beherrschen, um dann ihre Art des *Silat* praktizieren zu können. Einer davon bedeutete *en garde*: >*Jagah*<.

Ihre Pose glich der Rustys. Ihr Guru hatte recht. Wenn man lehrte, lernte man selbst. Bevor man etwas weitergab, mußte man darüber nachdenken und seine Gedanken ordnen. Die zeremonielle Verbeugung, die sie seit Jahren praktizierte, war ein gutes Beispiel dafür. Für sie bestand sie aus einer einzigen langgezogenen, geschmeidigen Sequenz, aber für einen Anfänger setzte sie sich aus einer Serie kleinerer Bewegungen zusammen, von denen jede ihre eigene Bedeutung besaß:

Am Anfang präsentiere ich mich selbst dem Schöpfer ...

Der linke Fuß kam ins Spiel, trat neben und ganz leicht vor den rechten. Mit gebeugten Knien wurden die Hände nach links an die

Hüfte geführt, wobei die Handflächen nach unten gerichtet waren und die linke auf der rechten lag.

Ich präsentiere meine Kenntnis der Kunst nach bestem Wissen...

Die Hände bewegten sich in einer bittenden Geste aneinandergelegt nach oben und nach vorne, wobei die Handflächen nach oben zeigten, fast, als hielte man ein Buch. Die rechte Hand ballte sich zur Faust, die linke schlang sich um die rechte, beide kehrten zur Brust zurück.

Ich bitte den Schöpfer darum, mir all die Dinge zu offenbaren, die meine Augen nicht sehen ...

Eine weitere Bewegung ahmte erneut das Halten eines Buches nach, dann bedeckten die geöffneten Hände die Augen .

... und sie in mein Herz zu schreiben ...

Die Hände preßten sich in der Bewegung des *Na maste*, der klassischen Geste des Gebets, zusammen, und berührten über dem Herzen die Brust .

... bis ans Ende.

Die letzte Bewegung war eine Wiederholung der zweiten, bei der die nach unten gerichteten Handflächen auf der linken Hüfte ruhten.

»Bitte führen Sie Ihr *Djuru* aus.«

Rusty nickte und begann mit dem ersten *Djuru*.

Es war der einfachste aller Tänze, aber alles andere, jeder komplizierte Ablauf entwickelte sich daraus. Eine Metapher für das Leben, wie Toni wußte.

*Donnerstag, 30. September, 12 Uhr 30
Washington, D.C.*

Selkie kaufte sich in dem chinesischen Restaurant, zu dem ihre Zielperson manchmal mittags mit dem Dreirad fuhr, eine Cola, süßsaures Huhn und klebrigen Reis. Es war ein warmer Tag, aber eine leichte Brise sorgte dafür, daß die Feuchtigkeit erträglich

blieb, und so ließ sie sich an einem der kleinen weißen, schmiedeeisernen Tische vor dem Restaurant nieder. Diesmal trug sie ein ausgebeultes graues T-Shirt, eine schwarze Baumwollhose in Übergröße, eine Baseballkappe und eine dunkle Sonnenbrille. -Ihre Perücke war brünett und veränderte, obwohl sie zum Großteil unter der Mütze verborgen blieb, ihr Aussehen so stark, daß sie niemandem mehr glich, den die Zielperson zu Gesicht bekommen hatte.

Da erschien er auch schon auf dem Dreirad, das halb liegend gefahren wurde. Ein dünner Schweißfilm glänzte auf Gesicht und Hals in der dunstigen Sonne.

Selkie öffnete die Kartons und leerte Huhn und Reis auf einen Pappteller, auf dem sie beides mit den Einweg-Eßstäbchen verrührte, bis sich Soße und Reis vermischt hatten. Ein Dutzend andere Gäste saß ebenfalls in der Sonne und genoß das Essen, aber sie vermied jeden Blickkontakt mit ihnen und der Zielperson.

Diese parkte das Dreirad, nahm Handschuhe und Helm ab und hängte sie an die Lenkstange, bevor sie in das Restaurant hineinging. Die Beine waren straff, die Muskeln angespannt von der Fahrt. Dem Blick eines interessierten Beobachters blieb unter den Spandex-Shorts nur wenig verborgen, und Selkie war interessiert: Sie war keine Nonne, auch wenn sie während der Arbeit enthaltsam lebte. Mora Sullivan konnte sich im Bett amüsieren, wenn ihr danach war, für Selkie war das Risiko zu groß.

Sie hatte diese Einstellung nicht immer gehabt. Einmal, zu Beginn ihrer Laufbahn, hatte sie ihre Zielperson in einer Bar angesprochen. Das Opfer war ein gutausschender Mann gewesen, und sie war ihm ins Hotel gefolgt und hatte mit ihm geschlafen. Eine aufregende Begegnung.

Als er zufrieden und erschöpft eingeschlafen war, hatte sie eine schallgedämpfte 22er-Pistole aus der Handtasche gezogen und ihn zweimal in den Hinterkopf geschossen. Er war nicht einmal aufgewacht. Damals war sie sehr zufrieden mit sich gewesen, weil sie ihn in den letzten Augenblicken seines Lebens glücklich gemacht hatte. Wenn man sterben mußte, gab es Schlimmeres, als eine leidenschaftliche Frau zu lieben, einzuschlafen und nie wieder aufzuwachen.

Aber das war dumm von ihr gewesen. Sie hatte Haare und Körperflüssigkeiten am Tatort hinterlassen, war, allerdings getarnt, vom Hotelpersonal gesehen worden. Der Vorfall hatte keine Konsequenzen gehabt und war längst zu den Akten gelegt, aber damals hatte sie sich selbst gefährlich überschätzt. Der Mann hier wäre zu einer anderen Zeit, an einem anderen Ort vielleicht eine nette Abwechslung im Bett gewesen, aber sie hatte nicht die Absicht, ihre Freiheit aufs Spiel zu setzen, nur um sich Sentimentalitäten hinzugeben.

Sie verzehrte ihr Huhn. Selkie hatte schon besser gegessen, aber auch schlechter.

War heute der Tag? Sie warf einen Blick auf die Zielperson, die Schlange stand, um ihre Bestellung aufzugeben.

Selkie lächelte.

21

*Freitag, 1. Oktober, 7 Uhr
Kiew*

In Kiew gab es mehrere anständige Restaurants, doch das Frühstück fand in einer Privatsuite im sechsten Stock des neuen Hilton statt, nicht weit von den lieblichen Ufern des Dnjepr, dort, wo früher ein Theater und Geschäfte gestanden hatten. Anders als ein öffentliches Restaurant konnte man eine solche Suite auf elektronische Abhörgeräte überprüfen, und das war auch geschehen. Die Fenster waren mit einfachen Vibratoren versehen, die jeden Laserleser ausschalteten, den ein eventueller heimlicher Beobachter aus der Entfernung auf sie richten mochte. Das Personal hatte man fortgeschickt, die Türen waren versperrt, somit strikte Geheimhaltung gewährleistet. Nicht, daß es wahrscheinlich war, daß ihnen jemand nachspionierte. Niemand außerhalb dieses Raumes ahnte auch nur, was hier vor sich ging. Aber man konnte wirklich nicht vorsichtig genug sein.

Plechanow trug hier ein ausdrucksloses Lächeln zur Schau, das nichts über seine Gedanken verriet. Für ihn war es nur eines von vielen Treffen. Inzwischen waren die Mitspieler bekannte Größen, deren Schicksal allein in seiner Hand lag.

Heute handelte es sich um Politiker, morgen würde es das Militär sein. In ein paar Tagen würde er in einem anderen Hotelzimmer, in einem anderen Land ähnliche Gespräche mit Politikern und Generälen führen, sich nach allen Richtungen absichern.

Es gab Rührei und ein ausgezeichnetes Lachsragout, dazu Kaffee und Saft. Plechanow genoß das starke, bittere Getränk, das so dunkel war, daß es wie Espresso wirkte. Mit solch hervorragendem Kaffee hatte er hier nicht gerechnet.

»Haben Sie alle Ihre neuen Transfernummern?«

Außer ihm befanden sich noch drei Personen im Raum, zwei Männer und eine Frau, alles demokratisch gewählte Mitglieder der Werchowna Rada, des ukrainischen Parlaments.

»Ja«, erwiderten sie im Chor.

Plechanow nickte. Die Summe elektronischen Geldes, zu der er den dreien Zugang verschafft hatte, war unbedeutend, ungefähr eine halbe Million für jeden in einheimischer Währung. Für einen Kartoffelbauern, eine Universitätsdozentin mit einer Teilzeitstelle und einen Offizier im Ruhestand allerdings eine nicht unbedeutende Summe. Sie war dazu bestimmt, Räder zu ölen und Sand im Getriebe zu beseitigen, diente für Bestechungen, Geschenke, politische Spenden, was immer erforderlich war. Später würde viel mehr Geld fließen, die Macht neu verteilt werden. Diese drei würden aus der nächsten Wahl als der neue Präsident und seine beiden einflußreichsten Minister hervorgehen. Wer von ihnen welchen Posten erhielt, mußte er noch bestimmen, aber ihm blieb nicht allzu viel Zeit, daher wollte er die Entscheidungsfindung so bald wie möglich abschließen.

Morgen würde er mit seinen beiden zahmen ukrainischen Generälen sprechen, denen er ebenfalls einen höheren Rang und mehr Prestige in Aussicht gestellt hatte. Viele Wege führten nach oben, aber wenn man auf dem Gipfel angelangt war, fand sich die größte Macht in den Munitionssäcken der Militärs und in den Aktentaschen der Angehörigen der Legislative. Hatte man beides in der Hand, war man so gut wie unbesiegbar. Wenn sich nur noch ein einziger Faktor dazugesellte, war man für niemanden mehr erreichbar.

Schade, daß die Kirchen ihre einstige Macht eingebüßt hatten...

»Genosse Plechanow?« fragte die Frau, Ludmilla Komjakow, deren Eltern ursprünglich aus Moskau stammten. Früher war sie in der Kommunistischen Partei sehr aktiv gewesen. Es lag lange zurück, daß man ihn »Genosse« genannt hatte, zumindest in dieser Bedeutung.

»Ja?«

»Es hat einige ... Schwierigkeiten mit der Gewerkschaftsbewegung gegeben. Igor Bulawin droht, die Mitglieder zum Streik aufzurufen, wenn die neuen Reformgesetze verabschiedet werden.«

»Bulawin ist ein dummer Kosak«, sagte Rasin, ein ehemaliger Armeeoffizier, der es bis zum Major gebracht hatte, bevor er in die Politik ging.

»Du bist auch Kosak, Jemeljan«, erwiderte Ludmilla.

»Deswegen weiß ich es ja. Keine Sorge wegen Bulawin. Er könnte in dem alten Auto, auf das er so stolz ist, einen tödlichen Unfall haben. Das läßt sich leicht arrangieren.«

Plechanow blickte die Frau an. »Haben Sie auch das Gefühl, daß die Bedrohung durch Bulawin solch einen ... Unfall rechtfertigt, Ludmilla?«

Sie schüttelte den Kopf. Mit vierzig war sie immer noch eine schöne Frau. »Er stellt eine Bedrohung dar, aber ich halte es nicht für unbedingt erforderlich, ihn umzubringen.«

»Der Tod ist endgültig«, erklärte Rasin.

»Da, das ist er, aber Bulawin ist ein Übel, das wir kennen. Wenn wir ihn lebend an eine Stange in unserem Zelt fesseln, könnte er uns noch von Nutzen sein.«

»Und wie wollen Sie ihm die Ketten anlegen? Er ist zu dumm, um Angst vor Drohungen zu haben, er läßt sich nicht bestechen und hat offenbar keine Leichen im Keller, die sich gegen ihn verwenden ließen. Ich meine, wir sollten ihn erledigen.«

Der andere Mann, Demitrius Skotinos, gehörte zur griechischen Minderheit und bewirtschaftete immer noch einen kleinen Hof auf dem Land, wo er Kartoffeln anbaute. Er schwieg.

»Vielleicht könnten wir eine Leiche in seinen Keller schmuggeln?« schlug Komjakow vor.

Rasin schnaubte verächtlich, während Plechanow sie mit erhobenen Augenbrauen anblickte.

»Bulawin liebt den Schnaps und die Frauen«, erläuterte sie. »Bis jetzt ist er diskret gewesen und hat sich beherrscht, um seine Gewerkschaftsmitglieder nicht abzuschrecken. In der Öffentlichkeit trinkt er nicht allzuviel, ab und zu gönnt er sich ein Stündchen mit einer Sekretärin. Männer sind Männer, die halten das für normal. Vielleicht könnten wir ihm eine Frau liefern ... die ihn mit Alkohol versorgt und sich auf Aktivitäten einläßt, die die Gewerkschaftler und seine Frau für ... geschmacklos hielten? Die Möglichkeiten sind zahlreich. Diese Frau würde natürlich über eine holografische Kamera von hervorragender Qualität verfügen.«

»Pah!« meinte Rasin. »Warum schmuggeln Sie ihm nicht gleich einen Jungen oder ein Schaf ins Bett? Alles vögeln, was nicht niet- und nagelfest ist, das halten Frauen für die Lösung aller Probleme.«

»Das ist vielleicht sinnvoller als die Lösung der Männer: Alles töten, was nicht niet- und nagelfest ist.« Sie lächelte.

Plechanow gefiel ihre Reaktion. Ihr Vorschlag erschien ihm sinnvoll. Brutale Schläger waren leicht zu finden, Subtilität selten. Ein lebender Feind, den man in der Hand hatte, war manchmal wertvoller als ein toter unter der Erde. Manchmal.

Zumindest wußte er jetzt, wer Präsident der Ukraine werden würde.

*Donnerstag, 30. September, 23 Uhr
Washington, D.C.*

»Ich wette, du hast noch nie gesehen, wie jemand getötet wurde, Scout.«

Für einen Augenblick unterbrach der kleine Hund sein Schnüffeln und Pinkeln und wedelte mit dem Schwanz. Da der Bemerkung kein Befehl folgte, begab er sich erneut ans Werk.

Als alte Frau verkleidet, bewegte Selkie sich auf die Wohnung ihrer Zielperson zu. Sie hatte sich für diese Nacht entschieden. Die Zielperson schlief noch nicht, was ungewöhnlich war; die Leselampe brannte noch. Es würde ein einfacher Job werden, sauber und schnell. Bis jemand erfuhr, daß er tot war, wäre sie längst wieder zu Hause und würde Phyllis Markham für immer verschwinden lassen.

Selkie bückte sich und tätschelte den Hund, wobei sie die Leine löste. »Bei Fuß, Scout«, befahl sie.

Sie zupfte die dünnen weißen Baumwollhandschuhe zurecht, griff nach dem Stock und richtete sich langsam und mühsam auf. Als sie weiterhumpelte, hielt sich der Hund dicht bei ihr. Jeder, der mehr als ein paar Meter entfernt war, mußte annehmen, daß sie ihr

Schoßtier immer noch an der Leine führte, vor allem, wenn man sie schon vorher gesehen hatte. Es war so einfach, die Leute zu täuschen.

Vor dem Haus angekommen, zwang sie sich, mehrmals tief ein- und auszuatmen. Egal, wie oft sie solche Jobs schon erledigt hatte, der Adrenalinrausch ließ nie auf sich warten. Ihr Herz rastete, ihre Atmung beschleunigte sich, sie fühlte sich angespannt, nervös, ungeduldig. Sie verstand es, dieses Phänomen für sich zu nutzen, sie liebte es geradezu. Wenn sie kein Lampenfieber mehr fühlte, keine Schmetterlinge im Bauch, dann war es Zeit aufzuhören, egal, wieviel Geld noch fehlte bis zu dem Ziel, das sie sich gesetzt hatte. Allzu abgebrüht zu sein war gefährlich.

Herbstliche Düfte erfüllten die Nacht. Es roch nach Blättern und Gras, aus einem Lüftungsschacht stieg der Geruch von Weichspüler. Die kühle Luft liebte die Haut, der nicht von Make-up bedeckt war. Am Himmel glitzerten die Sterne über den Lichtern der Stadt, Diamanten an einem nahezu klaren Himmel. Ein Nachtfalter flatterte vorüber und hinterließ geisterhafte Spuren in der Dunkelheit. Ihre Wahrnehmung wurde stets nahezu psychedelisch scharf, wenn es um Leben oder Tod ging. Auch dies war einer der Punkte, die sie so an ihrem Job liebte.

Man lebte nie so intensiv wie beim Tanz mit dem Tod.

Ein rascher Blick zeigte ihr, daß sie weit und breit der einzige Mensch auf der Straße war. Sie drängte Scout in das Gebüsch links von der Eingangstür, wo er nicht zu sehen war. »Platz, Scout«, befahl sie. »Liegenbleiben.«

Gehorsam streckte sich der Kleine. Sie hatte mit ihm geübt und wußte, daß er diese Position mindestens eine Stunde lang halten würde. Mehr als fünf Minuten würde sie nicht brauchen.

Selkie ging zur Tür und klingelte.

Alex Michaels lag im Bett und döste vor sich hin, den technischen Bericht auf den Knien balancierend, als ihn das Klingeln rausriß. Er warf einen Blick auf die Zeitanzeige neben dem Bett. Wer mochte das um diese Zeit sein?

Er erhob sich und warf sich einen Morgenmantel über, den er, angesichts der Tatsache, daß er nichts darunter trug, sorgfältig zuband.

Es klingelte erneut.

Noch im Halbschlaf, runzelte er die Stirn. Vermutlich ein Kollege.

So? -Warum haben sie dann nicht angerufen? Schließlich hat man im Büro deine Nummer.

Er öffnete die Nachttischschublade und nahm den Taser heraus, der zur Ausstattung gehörte. Nicht, daß er ernsthaft beunruhigt gewesen wäre, als er ihn in die Tasche gleiten ließ, aber in Washington hatte es mehrere Raubüberfälle gegeben, bei denen bis an die Zähne bewaffnete Typen an die Tür geklopft und sich dann den Zutritt erzwungen hatten. Vorsicht war besser als Nachsicht.

Durch den Spion sah er die alte Dame, die immer ihren Pudel spazierenführte. Erleichtert öffnete er die Tür.

»Es tut mir so leid, daß ich Sie störe«, erklärte sie aufgeregt, »aber Scout ist weggelaufen.« Sie hielt ihm die kleine Plastikbox mit der aufgerollten Leine vor die Nase, aus der der Karabinerhaken baumelte. »Ich glaube, er hat sich durch Ihr Tor gezwängt und ist hinter das Haus gelaufen. Könnten Sie es mir aufmachen? Ich wollte hier nicht mitten in der Nacht herumschreien, wo doch alles schläft.«

»Natürlich. Warum gehen Sie nicht durch das Haus nach hinten?«

»Ich möchte Ihnen keine Mühe bereiten, ich kann außen herumgehen.«

»Kein Problem.« Lächelnd schloß Michaels die Tür hinter ihr. »Folgen Sie mir.« Er führte sie durch das Wohnzimmer.

»Ich weiß nicht, was in ihn gefahren ist«, erklärte die alte Dame hinter ihm. »So etwas tut er sonst nie. Ich glaube, er muß etwas im Gebüsch gehört haben.«

»Alle meine Nachbarn haben Katzen. Allerdings sind die meisten größer als Ihr Hund. Er könnte also in Schwierigkeiten geraten, wenn er sich mit einer von ihnen anlegt.«

Sie befanden sich bereits in der kleinen Küche und hatten die Schiebetür aus Glas fast erreicht, als Michaels den Hund bellen

hörte. Das Geräusch schien von vorne zu kommen. Wahrscheinlich hatte er die Spur der Katze verloren und suchte nach Frauchen.

»Oh, da ist er ja.« Er wandte sich um - und sah, wie die alte Dame ihren Stock einem Baseballschläger gleich über die Schulter schwang.

Ihr Gesicht zeigte kalte Entschlossenheit.

Sie holte aus und hieb nach ihm, als wollte sie ihn in Grund und Boden stampfen.

Mist!

Während er in der Tasche nach dem Taser fummelte, versuchte er gleichzeitig, nach rückwärts auszuweichen, war jedoch bei keiner dieser Aktionen besonders erfolgreich. Er stieß gegen den Eßtisch, wo sich sein Bademantel an einem der Stühle verfang und diesen umriß. Der Stuhl fiel zwischen ihn und die alte Frau und rettete ihm das Leben.

Der Stock zischte durch die Luft, aber als sie näherkam, stieß sie mit dem Schienbein gegen den umgestürzten Stuhl und blieb stehen.

»Fuck!«

Das Wort schien ihm ganz und gar undamenhaft, und ihre Stimme klang plötzlich tiefer, glatter, jünger.

Michaels, der immer noch rückwärts taumelte, stieß heftig mit dem Kopf gegen die Schiebetür. Es klang geradezu metallisch, aber das Glas hielt ...

Die alte Frau schob den Stuhl mit dem Fuß beiseite und wollte sich ihm nähern, um ihm mit dem erhobenen Stock den Schädel einzuschlagen, aber jetzt hielt er den Taser in der Hand, zielte auf sie und betätigte den Auslöser ...

Nein, nicht den Auslöser, aus Versehen hatte er das Laserzielgerät eingeschaltet! Verdammt!

Ein winziger roter Punkt erschien, aber auf der Wand neben der Frau. Er bewegte den Taser, bis sich der zirkulierende Punkt auf der Brust der Alten befand ...

Sie fletschte die Zähne und schleuderte den Stock, der ihn unter dem ausgestreckten Arm auf den Bauch traf. Schmerzhaft war der Aufprall nicht, aber wuchtig genug, um ihn sein Ziel

verfehlen zu lassen. Der Laserpunkt sprang zur Seite, weg von der Frau ...

Sie wirbelte herum und rannte davon. Als er sich erholt hatte, war sie schon fast außer Sicht, hatte nahezu die Haustür erreicht. Teufel, war die schnell! Tasernadeln waren bei einer Entfernung von über fünf bis sechs Metern wirkungslos, wenn er aus dieser Distanz überhaupt traf ...

Er rannte ihr nach. Wer sie war und was sie hier trieb, war ihm völlig unklar, aber dies war sein Haus. Seine Überraschung verwandelte sich allmählich in Wut. Was, zum Teufel, bildete sich diese Frau ein? Wie konnte sie es wagen?

Er hörte sie etwas schreien, was er nicht verstand, aber als er die Haustür erreichte, war sie bereits zwanzig Meter entfernt und rannte wie ein Windhund davon. In einem Winkel seines Gehirns wunderte er sich immer noch über die scheinbar Siebzugjährige, die sprintete wie eine Olympiateilnehmerin, obwohl er längst wußte, daß er eine jüngere, verkleidete Frau vor sich haben mußte.

Er begann ihr nachzulaufen, aber ihr Vorsprung war zu groß, und sie lief zu schnell. In Bademantel und Hausschuhen hatte er nicht die geringste Chance, sie einzuholen.

Die Gefahr war vorüber, er hatte sie verjagt. Jetzt mußte er nur noch die Polizei holen. Sollte die doch nach ihr suchen.

Er wollte schon wieder ins Haus gehen, als er in den Büschen ein Geräusch vernahm. Er richtete den Taser aus, schwenkte den roten Laserpunkt auf der Suche nach einem Ziel hin und her. »Wer ist da? Keine Bewegung, sonst schieße ich!« In diesem Moment hätte er jeden erledigt, der ihm in die Quere kam.

Nichts.

Vorsichtig näherte er sich dem Gebüsch.

Auf dem Boden lag mit ausgestreckten Vorderpfoten der Schoßhund der alten Dame und sah zu ihm auf. Das Tier bellte einmal und wedelte dann mit dem Schwanz.

Michaels schüttelte den Kopf. Großer Gott!

Er bückte sich. »Komm mit, Junge. Hierher, Scout.«

Der Hund sprang auf und lief mit gesenktem Kopf und wild wedelndem Schwanz auf ihn zu. Als er den kleinen Pudel auf den Arm nahm,leckte das Tier ihm die Hand.

Stirnrunzelnd stellte Michaels fest, daß sein Atem viel zu schnell ging. Mit einem tiefen Seufzer versuchte er, sich zu beruhigen.

Was, zum Teufel, ging hier vor?

*Donnerstag, 30. September, 23 Uhr 55
Washington, D.C.*

Verdammter Mist!

Während Selkie im Fluchtauto in die Nacht von Maryland hineinfuhr, stieg erneut Wut in ihr auf. Mit dem Ballen der rechten Hand hämmerte sie auf das Lenkrad ein. > *Mist, Mist, Mist!*«

Ihr war klar, daß das reine Energieverschwendung war und jetzt auch nicht weiterhalf. Vorbei war vorbei, der Fehler lag ganz allein bei ihr. Der verdammte Hund hatte ihre Anweisungen genau befolgt, aber sie hatte vergessen >ruhig< zu sagen. Wahrscheinlich hatte er eine Katze gewittert und gebellt. Das war ganz natürlich, schließlich hatte sie es ihm nicht verboten!

Dumm. Ein Anfängerfehler, zu einfach, als daß sie daran gedacht hätte. Und auch wenn sie damit nur Energie verschwendete, es ärgerte sie doch. Erneut hieb sie auf das Lenkrad.

Es war kaum zu glauben, aber wenn einen das Glück im Stich ließ,- dann gründlich. Ging etwas schief, dann *genau* im falschen Moment. Die Ausführung ihres Auftrags war dadurch ruiniert worden, daß der Hund genau in dem Augenblick gebellt hatte, in dem sie zuschlagen wollte. Eine Sekunde früher wäre sie noch eine lächelnde alte Dame gewesen, die hinter der Zielperson herhumpelte. Eine Sekunde später hätte der Mann bewußtlos auf dem Boden gelegen und auf den Gnadenstoß gewartet, wäre das Spiel gelaufen gewesen.

Wenn der Hund nicht gebellt hätte. Wenn die Zielperson keinen Taser in der Tasche gehabt hätte. Wenn ihr der Stuhl nicht in den Weg geraten wäre ...

Wenn, wenn, *wenn*.

Verdammt!

Jetzt hatten sie den Hund, ihren Stock, und wenn sie nicht unwahrscheinlich blöd waren, wußten sie, daß auf Alexander

Michaels ein Mordanschlag geplant war. In Kürze fänden sie sicher die Wohnung, die sie im Viertel gemietet hatte. Dort gab es zwar keinerlei Hinweise auf ihre wahre Identität, aber sie wußten dann, daß sie ihm aufgelauert hatte. Wahrscheinlich nützte ihnen das nicht viel, aber eines war sicher: Die Zielperson war für sie jetzt sehr viel schwieriger zu erreichen.

Trotz der Wut zauberte dieser Gedanke ein Lächeln auf ihr Gesicht. Natürlich würde sie ihn trotzdem eliminieren, das war keine Frage. Die Hindernisse würden größer sein, das Risiko ebenfalls, aber wenn sie einen Auftrag annahm, erfüllte sie ihn auch. Immer.

Also gut - sie hatte sich eine Herausforderung gewünscht, jetzt hatte sie sie bekommen.

*Freitag, 1. Oktober, 0 Uhr 34
Washington, D.C.*

Alex tat so, als wäre nichts Besonderes vorgefallen, aber Toni durchschaute ihn. Er war verstört, auch wenn er ruhig wirkte, während er in Freizeithose und T-Shirt herumstand, barfuß, den Pudel auf dem Arm haltend, der Teil der Tarnung des Killers gewesen war. Geistesabwesend streichelte er den Hund, während die Polizisten grüßend an ihre Mützen tippten und verschwanden. Man hatte dafür gesorgt, daß die Streifenwagen das Blaulicht ausgeschaltet ließen, aber die Aktivitäten um Alex' Haus waren für diese Uhrzeit dennoch höchst ungewöhnlich. Aus den Fenstern der umliegenden Häuser sahen besorgte Nachbarn, andere standen vor den Türen und versuchten herauszufinden, was vorgefallen war.

Toni war erleichtert, daß Alex nichts zugestoßen, daß der Mordversuch fehlgeschlagen war. Außerdem freute sie sich, daß er sie zuerst, vor allen anderen, angerufen hatte. Das bedeutete etwas.

Sie hatte die Untersuchung sofort an sich gezogen. Hier war die Net Force zuständig, schließlich gehörte die Angelegenheit zum Fall Steve Day. Die örtliche Polizei wurde nur benötigt, um

die Gegend nach der Frau abzukämmen, und dafür war es vermutlich ohnehin zu spät. Unter einem Busch würde sie sich kaum verstecken. Wenn es sich überhaupt um eine Frau handelte. Vielleicht hatten sie es mit einem kleinen Mann zu tun, der sich verkleidet hatte?

»Alex?«

»Hm?«

»Wir brauchen den Hund.«

Er sah auf das Tier hinunter und blickte dann Toni an. »Den Hund? Warum das?«

»Wir müssen ihn mit einem Scanner untersuchen, um zu überprüfen, ob er irgendwo ein Implantat trägt, anhand dessen er sich identifizieren ließe.«

»Nein, er bleibt bei mir. Sie können mir jemanden vom Labor schicken, der ihn hier untersucht.«

»Alex, er gehört zu m Beweismaterial.«

»Nein, ohne den Burschen hier würde ich jetzt in einem Loch neben Steve Day liegen.« Er kraulte das Tier hinter dem Ohr. »Du bist wirklich ein guter Junge, stimmt's, Scout?«

Toni nickte. Wenn sie ihn nicht kennen würde, hätte sie leicht den Eindruck bekommen können, Alex habe jede Nacht Besuch von Killern, so ungerührt wirkte er. Aber sie kannte ihn, vielleicht besser als er sich selbst. »Vermutlich sind wir hiermit ohnehin eine Weile beschäftigt.« Sie hielt den Stock in die Höhe, der in spurensicheres Plastik eingewickelt war.

»Sie hat Handschuhe getragen«, erklärte Alex. »Weiß, vermutlich aus Seide oder Baumwolle. Den Stock hat sie mit Sicherheit abgewischt, nachdem sie sie angelegt hat. Die Handschuhe, meine ich.«

»Eine Überprüfung kann nicht schaden.«

Er zuckte die Achseln.

Der letzte Streifenpolizist war inzwischen verschwunden, aber vier Beamte der Net Force waren zurückgeblieben. Zwei der Männer hatten an den beiden Eingängen zu Alex' Haus Position bezogen, einer saß in einem Wagen auf der anderen Straßenseite, der vierte stand vor der Schiebetür. Sie würden Alex jetzt immer begleiten, bis der Fall gelöst war.

Toni fühlte eine Wut in sich aufsteigen, die ihr die Arbeit erleichtern würde. Wer auch immer diese Person war, ob Mann oder Frau, sie würde nichts zu lachen haben, wenn sie sie zuerst in die Finger bekam. »Alles in Ordnung?«

»Ja, es war nur ein fürchterlicher Schock, diese nette alte Dame aus der Nachbarschaft dabei zu ertappen, wie sie mir den Schädel einschlagen wollte.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Ich habe sie seit mindestens einer Woche in der Gegend gesehen.«

»Die Beamten, die hier während der verschärften Sicherheitsmaßnahmen Dienst taten, registrierten sie ebenfalls. Das war kein spontaner Angriff, Sie wurden gründlich ausspioniert.«

Er nickte. »Weil ich Steve Days Amt übernommen habe. Wahrscheinlich hatte diese Frau auch mit dem Anschlag auf ihn zu tun.«

»Ja, der Gedanke ist mir auch schon gekommen.«

»Na gut, nehmen Sie den Stock mit ins Labor.«

»Ich kann hierbleiben, wenn Sie das möchten.«

»Nein, gehen Sie an die Arbeit, ich bin okay«

Widerstrebend verließ sie ihn. Der Anblick von Alex, der den kleinen Hund tätschelte, verfolgte sie auf dem gesamten Rückweg zur Zentrale.

Freitag, 1. Oktober, 7 Uhr 37
New York City

Johnny der Hai stand mit einem Blatt Papier in der Hand vor Ray Genalonis Schreibtisch.

»Okay, was gibt's?«

»Das hier ist gerade von unserem Mann bei der Washingtoner Polizei hereingekommen. Ich dachte, Sie würden das gerne sofort sehen.«

Genaloni nahm das Papier entgegen, setzte die Lesebrille auf und begann, es zu studieren.

Noch ehe er die ersten Worte lesen konnte, unterbrach Johnny ihn. »Sieht so aus, als hätte eine Frau versucht, den Chef der Net Force zu töten.«

Genaloni sah auf und blickte ihn über die Brille hinweg an. »Versucht? Nur versucht?« Erst jetzt wurde ihm die volle Bedeutung der Aussage bewußt. »Eine Frau? Wollen Sie damit sagen, Selkie ist eine Frau?«

Johnny hob beide Hände, um seine Unwissenheit zum Ausdruck zu bringen. »Das hier stammt von unserem Mann in Washington.«

Genaloni las das Dokument. Es handelte sich um die Kopie eines Polizeiberichts und klang reichlich mager. Viel war nicht herauszuholen. Aber offenbar handelte es sich auch nicht um eine Polizeiangelegenheit, vielmehr hatte sich das FBI eingeschaltet.

Genaloni schüttelte den Kopf. Eine Frau. Er wollte es kaum glauben. Drei-, viermal hatte er mit Selkie telefoniert, aber darauf wäre er nie gekommen. Sie klang wie ein Mann. Diese Tatsache beunruhigte ihn mehr als der fehlgeschlagene Mordversuch, und schon der mißfiel ihm gewaltig. Was, wenn man sie erwischt hätte? Was, wenn sie Buch führte und es gelänge, die Verbindung zu ihm herzustellen?

Natürlich hatte er sich früher schon mit diesem Problem beschäftigt, es tatsächlich aber nie besonders ernstgenommen, denn Selkie hatte seine Aufträge stets erfüllt. Eine Menge Geld stand auf dem Spiel, also konnte er, nein *sie* kein Interesse daran haben, ihn ans Messer zu liefern. Und nun? Eine üble Situation, vor allem, wenn sie es wirklich mit einer Frau zu tun hatten. Frauen konnte man nichts Wichtiges anvertrauen.

»Auf unserer Gehaltsliste stehen doch auch ein paar Computerfreaks, stimmt's?«

»Hervorragende Leute.«

»Sie sollen sich an die Arbeit machen. Ich will, daß sie Selkie aufspüren. Finden Sie sie - wenn es wirklich eine Frau ist.«

»Und dann?«

»Nichts. Finden Sie sie einfach. Wenn es soweit ist, werde ich entscheiden, was geschieht.«

Johnny nickte und ging. Genaloni studierte noch einmal das Fax. Die ganze Affäre mit Luigi und dem FBI hatte ihm von Anfang an nicht gefallen, und es wurde von Tag zu Tag schlimmer. Vielleicht war es an der Zeit, Luigi abzuschreiben und die Reihen zu schließen. Dafür mußte er ihn allerdings erst finden und, falls er geplaudert hatte, beseitigen. Selkie mußte aufgespürt und ebenfalls eliminiert werden. Und der Mann, der das erledigte, auch, um keinerlei Risiko einzugehen.

Mein Gott, dieser Mist hatte ihm gerade noch gefehlt. So wie es im Augenblick aussah, würde er auf dem Weg zum gesetzestreuen Bürger knietief durch Blut waten müssen.

Freitag, 1. Oktober, 9 Uhr 12
New Orleans

Jay Gridley schaltete vom vierten in den dritten Gang zurück und genoß das kraftvolle Grollen des Viper, während er das Tempo verlangsamte, um nach rechts in die Ausfahrt einzubiegen. An einer Ampel hielt er an, um ein paar Lastwagen vorbeizulassen, bevor er nach rechts abbog.

Willkommen in New Orleans, der Stadt der Lebensfreude.
Laissez les bon temps rouler ...

Einem Gerücht zufolge war hier eine Gaunerei im Gange, Geld wurde umgeleitet, und niemand wußte, wer dahintersteckte. Dem wollte er nachgehen. Vielleicht fand er hier den Burschen, den er suchte.

An einer weiteren Ampel schaltete er in den Leerlauf. Während er auf Grün wartete, warf er einen Blick hinüber zum Zeitungskiosk an der Ecke. Zeitungen und Illustrierte wellten sich in der schwülen Hitze, die Titelseiten hingen schlaff herab. An die Wand des Kiosks hatte man eine große bunte Landkarte mit der Überschrift *CyberNation* geheftet. Damit mußte er sich eingehender beschäftigen. Ein Mann in seiner Position sollte über solche Dinge Bescheid wissen.

Eine Schlagzeile erregte seine Aufmerksamkeit. Eine Dollarnote schwenkend, winkte er den Verkäufer heran und deutete auf die Zeitung, die ihn interessierte. Der Mann neben dem Kiosk trat auf die Fahrbahn, nahm Jays Geld entgegen und reichte ihm das Gewünschte.

THAILÄNDISCHER PREMIER STIRBT BEI AUTOUNFALL, hieß es in fetten Lettern.

Wechselgeld erhielt er nicht.

Es gelang ihm, den ersten Absatz zu überfliegen, bevor die Ampel auf Grün schaltete.

Offenbar war Premierminister Sukho mit seinem Auto von einer Brücke gestürzt. Zum Zeitpunkt des Unglücks befand er sich allein im Wagen. Ein merkwürdiger Vorfall.

Seine Witwe enthielt sich jeden Kommentars.

Gridley seufzte.

In der halbmondförmigen Stadt waren die Straßen von den Autos der Einheimischen und Touristen verstopft. Die Besucher wollten sich den Fluß ansehen, die pikanten Speisen genießen, eventuell eine Stripvorführung in der Bourbon Street im französischen Viertel besuchen. Wenn man eine offiziell gesponserte Sehenswürdigkeit in der virtuellen Realität besuchte, mußte man sich mit den Bedingungen der realen Welt herumschlagen. Selbst im Oktober war die schwüle Hitze hier kaum zu ertragen.

Sein Ziel war ein Viertel namens Algiers, nicht gerade die beste Gegend, obwohl man sich seit Jahren um eine Sanierung bemühte. Er hatte sich über den Ort informiert, und ihm war klar, daß er sich dort auf keinen Fall unnötig lange aufhalten wollte. Sein Viper war so schnell, daß er damit vielen Problemen aus dem Weg gehen konnte, aber er war kein Panzer. Können und Schnelligkeit, das war sein Kapital. Bis jetzt war er damit den Gaunern der virtuellen Realität entkommen, aber auch ein Experte landete manchmal in einer Sackgasse.

Während er sich durch die engen Straßen schlängelte, behielt er die übrigen Verkehrsteilnehmer und die Fußgänger im Auge, die an den Straßenecken herumlungerten und Bier aus Flaschen mit langen Hälsen tranken. Andere griffen zu unbekannten Flüssigkeiten, deren Behälter in Papiertüten verborgen blieben. In

diesem Viertel waren die meisten Gesichter schwarz oder zumindest dunkel, und keines von ihnen wirkte freundlich.

Er beobachtete, wie Geld im Austausch gegen Tütchen oder Ampullen den Besitzer wechselte. Frauen im Minirock und mit hohen Absätzen lehnten an Bushaltestellen oder neben den Eingängen von Bars und hielten nach potentiellen Kunden Ausschau.

Selbst in der virtuellen Realität achtete er wohlweislich darauf, sich von ihnen fernzuhalten.

Nach einem Blick auf die Anweisungen, die man ihm gegeben hatte, bog er erneut nach rechts ab und fand sich auf einer Straße wieder, wo kaum zwei Autos nebeneinander Platz hatten. Vor ihm lag die Zweigstelle der Bank von Louisiana, die er gesucht hatte. Sie wirkte wie ein Wohnwagen ohne Räder, den man vor einem Grundstück voller Bauschutt abgestellt hatte.

Vor der Filiale parkte eine in glänzendem Metallicblau lackierte neue Corvette, ein Cabrio, mit heruntergeklapptem Verdeck. Der Motor lief. Ein an sich jung aussehender Mann, der sich aber wie ein alter Mensch bewegte, kam aus der Bank gerannt. In dem gepflegten Anzug und mit der Aktentasche in der Hand hätte er ein Geschäftsmann, ein Kunde sein können, wäre da nicht die Maske gewesen, die er trug.

Als er aufsah, entdeckte er Gridley und rannte zu seinem Wagen. Während er die Fahrertür öffnete, schleuderte er die Aktentasche auf den Beifahrersitz und sprang in den Wagen.

Mit einemmal begriff Gridley. Das mußte der Programmierer sein!

Grinsend beschleunigte er. Er würde dem Schwein den Weg abschneiden. Der würde ihm nicht entkommen.

Doch der Maskierte war zu schnell für ihn, fuhr mit quietschenden Reifen an und beschleunigte rasant.

Auch gut, nicht so wichtig! Die Corvette mochte schnell sein, aber dem Viper konnte sie nicht das Wasser reichen. Motor und Getriebe seines Wagens waren dem des anderen weit überlegen, außerdem war er wesentlich schneller.

Gridley trat das Gaspedal durch, bis der Viper zu fliegen schien. Schon holte er auf. »Gib auf, Junge, du hast keine Chance!« sagte er laut.

Die schmale Straße war nicht für schnelle Autos gebaut worden, eine Geschwindigkeit von hundertzwanzig war hier geradezu mörderisch. Beide Wagen gingen quietschend in eine Rechtskurve, aber Gridley hielt den Viper auf der Straße, schaltete, tippte das Gaspedal an, holte weiter auf. Jetzt lag er nur noch einhundert Meter zurück, eine Distanz, für die er nicht mehr als fünf Sekunden bräuchte ...

Da warf der Fahrer der Corvette eine Handvoll glänzender Münzen in die Luft.

Zumindest sah es zunächst danach aus. Erst als sie auf der Straße aufschlugen, erkannte Gridley, daß die vermeintlichen Geldstücke Stacheln trugen.

Spikes!

Er stieg auf die Bremse. Die Räder blockierten, der Wagen schleuderte und wurde langsamer, aber damit nicht genug. Zuerst erwischte es den linken Vorderreifen, der mit einem Knall wie bei einem Feuerwerkskörper explodierte. Der Viper brach nach links aus. Gridley riß das Lenkrad herum und hatte das Fahrzeug fast wieder unter Kontrolle, als der rechte Vorderreifen platzte. Dadurch geriet der Wagen erneut ins Schleudern, prallte gegen den Bürgersteig und verlor die Bodenhaftung. Als das Fahrzeug in ein Schaufenster rauschte, platzten auch die beiden Hinterreifen. Gridley raste durch die Auslage in eine kleine Bäckerei. Das Glas der Verkaufstheke splitterte, der Wagen rutschte rückwärts, stieß einen Tisch um und kam an einem Tresen zum Stehen. Unter der Wucht des Aufpralls löste sich eine alte metallene Registrierkasse von ihrem Platz und stürzte auf die Kofferraumklappe des Viper.

Da waren größere Reparaturen fällig.

Übersät von Glasscherben und Gebäckteilen, blickte Gridley aus seinem Wagen heraus den entsetzten Bäcker an, der mit weißer Schürze und Mütze direkt neben der Tür des Wagens stand.

Als Jay endlich klar wurde, daß der Bursche gewonnen hatte, schüttelte er nur den Kopf. Seine Fahrt war zu Ende, der andere längst über alle Berge.

»Hallo«, begrüßte er den Bäcker, der ihn aus weit aufgerissenen Augen anstarrte. »Sind die Donuts frisch?«

23

*Freitag, 1. Oktober, 13 Uhr 32
Washington, D.C.*

Während er vor seinem Schrank stand und darauf wartete, daß das Lesegerät seinen Daumenabdruck erkannte, vernahm Tyrone Howard die Stimme des Schicksals. Bis jetzt hatte er sich diese immer ganz anders vorgestellt, keineswegs so sanft, heiser und sexy. Kaum zu glauben, daß sie ihn ins Verderben reißen sollte.

»Hi, bist du Tyrone?«

Als er sich umwandte, stand Belladonna Wright in voller Lebensgröße vor ihm. Vierzehn Jahre alt, das schönste Mädchen der Eisenhower Middle School, vermutlich sogar in ganz Washington. Und sie lächelte ihn an.

Lächelte.

Er war ein toter Mann.

Was wollte sie ausgerechnet von ihm? Wenn Knochenbrecher LeMott davon erfuhr, konnte er sich gleich die Kugel geben, das würde ihm viel Ärger ersparen. Großer Gott!

»Äh, äh, ja?« Zu seinem Entsetzen brach seine Stimme. Diese Schande würde er bestimmt nicht so schnell verschmerzen.

»Sarah Peterson hat mir erzählt, daß du dich mit Computern auskennst und so gut erklären kannst, daß sogar eine Null wie ich es kapiert. Wenn ich im Programmieren keine ausreichende Note schaffe, bekomme ich großen Ärger. Könntest du mir vielleicht helfen?«

Sein Selbsterhaltungstrieb schrie laut auf. Sobald er begriffen hatte, wer da vor ihm stand, hatte er sich hinter einem großen Felsen in Tyrones Gehirn verschanzt und feuerte von dort seine Warnungen ab. *Nein! Achtung, Gefahr! Danger! Warnung, Warnung, lauf, flieh, der Damm ist gebrochen, der Vulkan explodiert, die Außerirdischen kommen! Nein, tut mir leid, geht nicht, äh, negativ, null!*

Statt dessen kamen aber ganz andere Worte aus Tyrones Mund.
»Äh, okay, natürlich«, hörte er sich darauf antworten.

Wer hat das gesagt? Bist du völlig übergeshnapppt? Tod! Vierteilung! Zerstörung! Autsch! schrie sein Selbsterhaltungstrieb, während er verzweifelt versuchte, unter dem Felsen ein Loch zu graben.

»Oh, danke. Hier ist meine Telefonnummer«, erwiderte Bella.
»Ruf mich an, damit wir einen Termin vereinbaren, okay?«

Natürlich, okay! Ist ganz okay, daß Knochenbrecher LeMott dich zerlegt wie ein verkochtes Suppenhuhn.

Mit einem automatischen Lächeln nahm Tyrone den Zettel entgegen. »Okkkay.«

Bella lächelte, wandte sich ab und ging davon. Besser gesagt, sie schritt davon wie eine polynesishe Prinzessin über einen weißen Sandstrand, Herrscherin, soweit ihr Auge reichte.

In Tyrone erhob die Lust ihr Haupt, während gleichzeitig Angst den Speichel versiegen ließ, bis sich der Mund anfühlte wie ein Haufen Knochen, der seit Hunderten von Jahren in der Wüste Gobi bleichte.

Du weißt, welche Zukunft vor uns liegt, du Vollidiot! Lauf um dein Leben, nimm einen neuen Namen an, verlasse die Stadt!

»Ty-rone! War das etwa Bella, mit der du gerade gesprochen hast?«

Mit einem blöden Nicken starrte er Jimmy-Joe an.

»Mann-o-Mann, nicht schlecht, Ty-rone! Gute Arbeit! Übrigens, herzlichen Glückwunsch zu deinem schwarzen Gürtel.«

Tyrone runzelte die Stirn. »Was? Von welchem schwarzen Gürtel redest du?«

»Von dem, den du sicher brauchen wirst, wenn Knochenbrecher herausfindest, daß du versuchst, dich an seine Bella heranzumachen. Entweder schwarzer Gürtel oder eine Pistole. Ich persönlich würde die Pistole vorziehen.«

»Ich habe sie doch gar nicht angemacht! Sie wollte nur, daß ich ihr beim Programmieren helfe!«

»Na klar.«

»Das stimmt! Sie hat mir ihre Telefonnummer gegeben, damit wir uns verabreden können. Wir sollen uns später treffen, um ... äh ... «

»An irgendeinem privaten Ort, nehme ich an, wie zum Beispiel bei ihr zu Hause?« ergänzte Jimmy-Joe.

»O Mann. O nein.«

»O ja. Ich sehe folgendes Szenario vor mir: Knochenbrecher kommt vorbei, sieht, wie du dich über Bellas appetitliche Schulter beugst und deine Hand auf ihre ... Maus legst, und dann *Sayonara*, Tyrone-San.«

»Ah!«

»Ich wüßte einen Ausweg. Du könntest zu beschäftigt sein, um ihr zu helfen.«

»Stimmt. Aber dann wird sie sauer und erzählt Knochenbrecher, ich hätte sie beleidigt, und dann bringt er mich auch um.«

»Sieht ziemlich aussichtslos aus.«

»Warum grinst du? Ich finde das nicht lustig, Jimmy-Joe.«

»Kommt ganz auf den Standpunkt an. Wenn du sowieso den Löffel abgeben mußt, kannst du genauso gut vorher ein wenig Spaß haben und glücklich sterben.«

»Ich glaube, mir wird schlecht.« Plötzlich überkam Tyrone ein dringendes Bedürfnis. Jimmy-Joes Gekicher im Ohr, floh er den Gang hinunter.

Freitag, 1. Oktober, 19 Uhr 30
Grosny

Schwer atmend, saß Plechanow in seinem Sessel. Er hatte die VR-Ausrüstung abgelegt. Wie war der Net-Force-Mann so schnell und so dicht an ihn herangekommen? Gut, es war ihm gelungen, den Kerl aufzuhalten, dessen Programm zu zerstören, aber um Haaresbreite wäre er ertappt worden, und das hätte nicht passieren dürfen.

Deutlich vernehmbar atmete er aus, um sich zu beruhigen. Natürlich, er war der Beste, aber es mußte immer einen zweiten, dritten oder zehnten Mann geben. Der Angriff auf den Chef der

Net Force und die anderen Ablenkungsmanöver hatten dafür sorgen sollen, daß die Programmierer der Einheit anderweitig beschäftigt waren. Ihre Top-Leute konnten zwar nicht wirklich mit ihm konkurrieren, aber an der Spitze waren die Unterschiede nicht mehr allzu groß. Diese Burschen waren gefährlich. Wenn sich einer von ihnen zur rechten Zeit am rechten Ort aufhielt, konnte das problematisch werden.

Er rieb sich die Augen. Der Gegner hatte ihn also entdeckt. Natürlich war er nie wirklich in Gefahr gewesen, sein Fluchtweg war wohlgeplant. Verfolger ließen sich auf verschiedene Weise abschütteln, selbst wenn die erste Maßnahme versagt hätte, was nicht geschehen war. Für diesen unwahrscheinlichen Fall hatte er die Sicherheitsmaßnahmen entwickelt. Und war er etwa nicht entkommen? Dieser Junge, ein thailändisches Waisenkind, das die amerikanische Nationalität angenommen hatte - wie hieß er doch gleich? Groly? Gridley? - war gut. Er hatte schnell reagiert, aber es mangelte ihm an Erfahrung. Wenn sie beide in den virtuellen Ring stiegen und ihre Handschuhe anlegten, war der Junge im Vorteil - aber in dieser Arena galt das Box-Reglement nicht. Wenn sie von keinem Fairneßgebot behindert wurden, waren die alten Füchse den Jungen stets überlegen, so schnell die auch sein mochten ...

Dennoch würde er in Zukunft vorsichtiger sein. Das perfekte Verbrechen zeichnete sich nicht dadurch aus, daß man entdeckt wurde, aber entkam. Vielmehr bemerkte bei einem perfekten Verbrechen niemand, daß es überhaupt begangen worden war. Bei diesem Unternehmen hatte er die Latte nicht so hoch gesetzt, aber einem Verfolger zu entkommen war längst nicht so gut wie unbemerkt zu bleiben. Das mußte besser werden.

Auf seiner Agenda standen nun die Reisen nach Weißrußland und Kirgisien. Er säte weiter. Bald würde die Zeit der Ernte kommen.

*Freitag, 1. Oktober, 16 Uhr 02
Washington, D.C.*

Michaels' Boß hatte sich online bei ihm gemeldet. Er brachte keine guten Nachrichten.

»Der Präsident ist beunruhigt, Alex. Inzwischen sind mehr als drei Wochen vergangen.«

»Das ist mir bewußt, Sir.« Michaels war auch bewußt, wie steif er klang.

Walt Carver war nicht wegen mangelnder Sensibilität Direktor des FBI geworden. »Legen Sie die Stacheln wieder an. Das ist doch nicht Neues für Sie. Hier geht es um Politik.«

»Ich verstehe.«

»Wir brauchen einen Erfolg«, fuhr Carver fort. »Nicht unbedingt einen großen, aber zumindest einen Brocken, den wir den hohen Tieren vor die Nase halten können, damit sie sich nicht auf uns stürzen. Je eher Sie denen etwas bieten, desto besser. Eher heißt in diesem Fall in den nächsten Tagen.«

»Ja, Sir.«

»Ich werde Ihnen den Senatsausschuß vom Hals halten, aber bis Montag brauche ich etwas über die Ermordung von Day. Spätestens bis Dienstag.«

»In Ordnung, Sir.«

Nachdem Carver die Verbindung unterbrochen hatte, erhob sich Alex. Er mußte sich dringend bewegen, um seine Nervosität abzubauen. Nicht genug damit, daß er letzte Nacht fast ermordet worden wäre, jetzt saß ihm auch noch der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika im Genick. Wenn er nicht bald etwas herausfand, war er in dieser Stadt erledigt, denn wenn die Mächtigen entschieden, daß er ein Versager war, konnte er seine Karriere vergessen.

Auch gut. Er liebte die Arbeit, war damit zufrieden, aber er konnte einen neuen Job finden, das war nicht das Problem. Solange er Steves Mörder erwischte, bevor man ihn vor die Tür setzte, konnte er damit leben. Nach dem Amt hatte er sich ohnehin nicht gedrängt, vor allem nicht, wenn er diesen Preis zahlen mußte.

Plötzlich fühlte er den Drang, seine Tochter anzurufen. Er sah auf die Uhr. Kurz nach vier Uhr nachmittags, aber in Idaho war es ein paar Stunden früher. Ob sie schon von der Schule zurück war? Keine Ahnung. Eigentlich hätte er das wissen müssen, aber er wußte es tatsächlich nicht. Besaß sie einen Beeper? Wußte er auch nicht. Selbst wenn, sollte er sie mitten im Unterricht anpiepsen? Das würde sie nur aufregen. Und was wollte er ihr sagen? Hallo, Schätzchen, rat einmal, was Daddy gestern passiert ist. Er wurde fast ermordet, und jetzt ist er vermutlich auch noch seinen Job los.

Er konnte mit niemandem über den Vorfall sprechen, selbst wenn er es sich noch so sehr gewünscht hätte. Und eigentlich war es auch vollkommen überflüssig, denn es brächte ihn doch nicht weiter, wenn er über sein schweres Schicksal jammerte. Außerdem wollte das ohnehin niemand hören.

Er war zu nervös, um stillzusitzen. Vielleicht sollte er in den Krafraum gehen und sich dort austoben. Schaden würde es nicht, möglicherweise fühlte er sich danach besser. Manchmal half ihm die Bewegung, den Kopf frei zu bekommen, fiel ihm dabei etwas Vernünftiges ein. Ein bißchen Krafttraining war keine schlechte Idee. Wenn er hier herumhing, fand er mit Sicherheit keine Lösung.

Ein Schreibtischhengst zu sein war kein großes Vergnügen, das hatte er inzwischen begriffen.

*Freitag, 1. Oktober, 16 Uhr 42
Washington, D.C.*

Jay Gridley betrat das virtuelle Geschäft von Cane Masters in Incline Village, Nevada. Lieber hätte er in New Orleans den Bankräuber gejagt, aber der Programmierer musste warten. Er hatte ausreichend Gelegenheit gehabt, sich das Fahrzeug des Mannes anzusehen, und er hatte ein Gefühl dafür bekommen, wie sich der andere bewegte, und, nachdem er den Überfall noch einmal durchgegangen war, auch für dessen Verfahrensweise.

Manche Dinge ließen sich verbergen, andere schimmerten immer durch. Vor allem der Stil unterschied einen guten Programmierer von einem anderen. Daher war Gridley sicher, daß er den Mann sofort erkennen würde, falls er noch einmal auf dessen Spur stieß. Das war ein gewaltiger Vorteil, den er zu nutzen gedachte.

Aber letzte Nacht hatte jemand versucht, seinen Boß zu ermorden, und das hatte Vorrang.

Die Wände des Ladens waren von Halterungen bedeckt, in denen polierte Stöcke aus glänzendem Eichen-, Hickory und Walnußholz hingen. Auch andere Waffen aus Holz waren hier zu finden, wie Knüppel und Escrimastöcke. Außerdem wurden Gymnastikbänder, Videos, Bücher, Jakken und bedruckte T-Shirts angeboten.

Eine attraktive chinesische Verkäuferin stand hinter dem Tresen und lächelte Jay entgegen, der sich die Waffe, die bei dem Angriff auf Alex Michaels verwendet worden war, unter den Arm geklemmt hatte. »Kann ich Ihnen helfen?« erkundigte sie sich.

Gridley reichte ihr den Stock. »Stammt der hier von Ihnen?« Da er die Produktbeschreibungen und GIF-Animationen aller kommerziellen Hersteller von Stöcken in Nordamerika studiert hatte, bis er auf das entsprechende Modell gestoßen war, kannte er die Antwort bereits.

Die Frau untersuchte den Stock. »Ja, das ist das Schulungsmodell in Hickory. Ist damit etwas nicht in Ordnung?«

»Nein, soweit mir bekannt ist, funktioniert er hervorragend, aber ich benötige Informationen darüber. Besitzen Sie Aufzeichnungen über Ihre Verkäufe?«

»Selbstverständlich.«

»Läßt sich herausfinden, wer dieses Exemplar erstanden hat?«

Das Lächeln verschwand. »Ich bedaure, aber unsere Kundenunterlagen sind vertraulich, Sir.«

»Gibt es hier einen Geschäftsführer, mit dem ich sprechen könnte?«

»Einen Augenblick.«

Wenige Sekunden später tauchte hinter der Verkäuferin ein hochgewachsener Mann auf, der Gridley kritisch betrachtete. »Kann ich Ihnen helfen, Sir?«

Gridley holte seinen Net-Force-Ausweis hervor und reichte ihn dem Mann, während er den mitgebrachten Stock schwenkte. »Dieser Stock wurde bei einem Mordanschlag auf einen Bundesbeamten verwendet. Ich brauche Ihre Verkaufsunterlagen.«

»Ich fürchte, das ist nicht möglich.«

»Ich denke doch. Wenn Sie sie mir freiwillig aushändigen, können Sie uns beiden viel Zeit und Ärger ersparen und sich meiner Dankbarkeit versichern. Ich kann mir aber auch einen Durchsuchungsbefehl besorgen. Dann bin ich in einer Stunde mit einer Horde von Programmierern zurück, die auf Steuerangelegenheiten spezialisiert sind. Die würden sämtliche Aktivitäten ihrer Firma in den letzten zehn Jahren auseinandernehmen und mit Sicherheit auf einige Unregelmäßigkeiten stoßen. Sie wissen doch, bei dem komplizierten Steuerrecht, mit dem man sich heutzutage herumschlagen muß, ist es so gut wie unmöglich, ehrlich zu sein, selbst wenn man die besten Absichten hat.«

Der Mann griff nach Gridleys Ausweis und ließ ihn durch einen Scanner laufen. Als die Bestätigung kam, erklärte er: »Selbstverständlich sind wir der Regierung gerne behilflich. Denise, würden Sie bitte die Verkaufsberichte für den Herrn hier transferieren?«

Gridley nickte, ohne zu lächeln. Schade, daß dieser Trick nicht funktionierte, wenn er einen Tisch in einem anständigen Restaurant haben wollte.

Vor dem Geschäft stand sein neuer Viper. Besser gesagt, sein alter Viper, denn das Programm, das er im Moment benutzte, war eine Sicherungskopie desjenigen, das in New Orleans zerstört worden war. Es war daher leicht überholt, und einige Feinheiten fehlten. An dem vernichteten Exemplar hatte er lange gefeilt und es versäumt, die Updates zu sichern. Das war kein großes Problem, aber es würde ein wenig dauern, bis dieses hier so gut lief wie das andere.

Im Auto sah er sich den Ausdruck an. Cane Masters war seit mindestens fünfzehn Jahren im Geschäft und hatte in diesem Zeitraum Tausende von Stöcken verkauft. In den letzten zehn Jahren hatten sie mehrere hundert Exemplare des Modells

verkauft, für das sich die Net Force interessierte. Immerhin - Hunderte von Möglichkeiten waren besser als gar keine.

Er betätigte den Anlasser und runzelte ein wenig die Stirn, weil der Motor nicht rund lief. Ein Tuning tat drin gend not. Er legte den Gang ein und fuhr davon.

24

*Freitag, 11. Oktober, 23 Uhr 14
Las Vegas*

Gregori die Schlange hatte dreihundert Dollar in Chips gewonnen. Er spielte Black Jack an einem der Fünf-DollarTische des großen, pyramidenförmigen Kasinos, betrank sich zur Feier des Tages und hielt, während er munter vor sich hin plauderte, nach einer Prostituierten Ausschau. Solange er weiterspielte, waren die Getränke frei. Wahrscheinlich würde ihm die Prostituierte den größten Teil seines Gewinns abnehmen, aber zumindest bekäme er als Gegenleistung ein paar Augenblicke lieblosen Vergnügens - zusammen mit dem Risiko, sich eine tödliche Krankheit einzufangen.

Rushjo wußte nicht, wie weit HIV unter amerikanischen Liebesdienerinnen verbreitet war. In Teilen Afrikas und Südostasiens waren acht von zehn Huren infiziert. Selbstverständlich gab es Impfungen gegen die verbreitetsten Stämme des Virus, aber offenbar fand man jede Woche einen neuen. Dabei hatte die Schlange mehr als einmal damit geprahlt, unter keinen Umständen ein Kondom zu benutzen. Rushjo kümmerte es nicht, ob sich die Schlange etwas holte und anschließend langsam und qualvoll verreckte. Er bedauerte nur Gregoris Frau, die möglicherweise ebenfalls mit dem Erreger infiziert würde, bevor ihr Gemahl die Gnade hatte zu sterben. Außerdem bedauerte er sie dafür, daß sie überhaupt einen solchen Idioten geheiratet hatte ...

Rushjo stand neben einem elektronischen Spielautomaten, umgeben vom unangenehmen Kreischen der anderen Maschinen, während die Besucher mechanisch und freudlos Hebel oder Knöpfe bedienten. Niemand schien sich zu amüsieren, kein Lächeln, kein Schulterklopfen, nur angespannte manische Konzentration, als ließen sich durch diese Fixierung die Gewinnssymbole magisch anordnen, so daß die Maschinen ihre

Münzen ausspuckten. Hin und wieder geschah das tatsächlich, dann kamen zum allgemeinen Lärm die blinkenden Lichter und die ohrenbetäubende Kakophonie der Maschine hinzu, die ihren Schatz aufgeben mußte. *Sieh her, bedeutete das, manche gewinnen tatsächlich! Wirf mehr Geld hinein, du könntest der nächste sein!*

Eigentlich hätte allein die Gier Freude bereiten sollen, aber anscheinend tat sie es nur, wenn man gewann.

Rushjo wußte nicht, warum er mit der Schlange an die sen Ort gegangen war. Er war kein Spieler. Karten, Würfel, Glücksräder - alles Dinge, die sich seiner Kontrolle entzogen. Solche Art Risiken interessierten ihn nicht. Es gab nichts zu gewinnen außer Geld, und das hieß, er hätte genauso viel Spaß daran zu gewinnen, wie zu verlieren.

Vielleicht wollte er sich nur beweisen, daß er sich noch entspannen und amüsieren konnte. Wenn ja, dann war dies nicht der richtige Weg, um es zu demonstrieren. Es war noch nicht einmal Mitternacht, und er hatte genug von dem Lärm, dem Getöse der Maschinen und den unglücklichen Stimmen der Kasinobesucher. Insbesondere hatte er genug von Gregori der Schlange. Der Mann hatte den anderen vier Spielern an seinem Tisch bereits klar gemacht, daß er ein russischer Kriegsheld sei. Bald würde er von seinen Orden reden. Rushjo wollte diese Geschichten nicht mehr hören. Nie wieder.

Die Zeiten waren längst vorbei, als Rushjo nächtelang durchfeierte und, ohne zu schlafen, am nächsten Tag sofort wieder an die Arbeit ging. Das dekadente Leben taugte nur für die Jungen und die Dummen.

Winters kam heran und stellte sich neben Rushjo. Der Amerikaner trug ein schwarzes T-Shirt mit dem Emblem eines anderen Kasinos auf dem Rücken, das die Form eines Löwen hatte. Seine Jeans wurde von einem breiten Gürtel mit großer, glänzender Schnalle gehalten, die Füße steckten in Cowboystiefeln. In einer Hand hielt er einen bräunlichen, wäßrig aussehenden Drink. Er wirkte, als gehörte er hierher.

Nachdem er einen Schluck getrunken hatte, legte er die Stirn in Falten. »Eidechsenpisse«, meinte er, nahm aber trotzdem einen weiteren Schluck. »Willkommen im Disneyland für Erwachsene, mein Freund. Haben Sie beim Reinkommen den ganzen Quatsch

von Todesfluß und Fahren mitbekommen? Hundsköpfige Götter, Ra und all das? Mein Gott, man kommt sich vor wie auf einer Reise in die Vergangenheit. Mit dem Pyramidenboot der Mumie auf die andere Seite.«

Rushjo sah auf seine Armbanduhr.

»Unser Junge macht wohl ein paar Dollar, was?«

»Er liegt vorn. Noch drei gute Spiele, dann will er gehen, um sich weibliche Gesellschaft zu erkaufen.«

»Keine schlechte Idee, das Geld auf die Art zu verpulvern«, meinte Winters. »So behält man wenigstens etwas davon in guter Erinnerung, im Gegensatz dazu, wenn man es beim Spielen verliert.«

»Gregori hat ein System.«

Winters lachte, nahm einen letzten Schluck und stellte das Glas mit Eiswürfeln neben sich auf den Fußboden. »Ein System? Zum Teufel, wenn Sie Geld und ein System haben, schickt Ihnen das Kasino ein Flugzeug, um Sie abzutransportieren. Sie kriegen Ihr Zimmer, das Essen und alle Getränke umsonst. Das einzige, das beim Black Jack neben Falschspielen funktioniert, ist Karten zählen, und wenn sie Sie dabei erwischen, fliegen Sie raus. Aber unser kleiner Gregg hat nicht einmal genug Grips, um die drei oder vier Karten in seiner Hand zu addieren, geschweige denn die vielen Spiele in dem Kasten zu überblicken. Ich bin über einer Bar mit Pokertischen und Spielautomaten aufgewachsen. Glauben Sie mir, wenn man an den Tischen bleibt, gewinnt immer das Haus.«

Rushjo sah Winters an, dann wieder auf die Schlange. »Ich gehe in mein Zimmer zurück.«

»Ich sehe unserem Gregg eine Weile zu. Vielleicht kann ich ihn aus dem Ärger heraushalten.«

Draußen war es kühl, sogar nach einem solchen Tag, an dem nachmittags beinahe Körpertemperatur geherrscht hatte. Ein böiger Wüstenwind wirbelte die trockene, staubige Luft umher. Die Wedel der Palmen, die um die Parkplätze der riesigen schwarzen Pyramide herum gepflanzt worden waren, flatterten wie organische Flaggen. In der Höhe, direkt aus der Spitze des Gebäudes, brach ein heller Lichtstrahl hervor. Er war so gleißend und heiß, daß er Staub anzog und nach oben in den nächtlichen Himmel trieb.

Neben diesem laserartigen Strahl, der aus der Pyramide schoß, würde jeder Suchscheinwerfer verblassen.

Disneyland für Erwachsene, genau. Dekadent bis ins Extrem.

Was würde er tun, wenn dieser Auftrag erfüllt war? Wohin sollte er gehen? Jedenfalls nicht nach Hause zu den erstickenden Erinnerungen, deren er sich jedesmal, wenn er sich umsah, nicht erwehren konnte. Vielleicht würde er in eine Wüste wie diese hier ziehen, die den künstlichen grünen Flecken umgab. Weit fort von allen und allem würde er zum Einsiedler werden, der nur in der Gesellschaft von Spinnen, Skorpionen und echten Schlangen lebte. Tagsüber ließe er sich rösten, um in den kalten Nächten, auf einer Pritsche liegend, dem Wind, der den Sand polierte, zu lauschen. In der Ferne vielleicht das Heulen eines Kojoten ...?

Angesichts seiner ausschweifenden Fantasie mußte er lächeln. Nein, er würde nicht in die Wüste ziehen. Statt dessen würde er einen neuen Job von Plechanow annehmen, denn von Männern wie ihm würde er immer wieder Aufträge erhalten. Und er würde sie ausführen - so lange, bis eines Tages ein jüngerer, schnellerer, hungrigerer Gegner käme. Dann wäre es vorbei.

Niemals würde er von einer Brücke springen oder den Pistolenlauf schlucken. Auch davonlaufen und sich verstecken kam für ihn nicht in Frage. Er beabsichtigte, weiterhin das einzige zu tun, das er je gekonnt hatte, und er wollte es so gut wie möglich machen, denn das war alles, was er besaß. Neben Anna war es alles, was er je besessen hatte. Das war sein Weg, und er würde ihn beschreiten, bis er endete.

Der trockene Wind folgte ihm, während er zu seinem Hotel hinüberging.

Samstag, 2. Oktober, mittags
Quantico

Toni beugte sich hinunter, berührte ihre Fußspitzen und ließ sich dann in die Hocke fallen. Ihre Knie knackten. Dann kam sie

wieder hoch und schüttelte die Beine aus. Außer ihr befanden sich nur noch zwei andere Sportbegeisterte im Kraftraum der Net Force. Die meisten trainierten samstags nicht, und normalerweise hätte sie das auch nicht getan. Doch solange sie noch nichts über Days Tod herausbekommen hatten und wegen dieses neuerlichen Vorfalls mit Alex, würde sie keinen einzigen Tag freinehmen. Keiner würde das tun.

Als sie aufschaute, sah sie Rusty aus dem Herrenumkleideraum kommen. Ihn hatte sie heute nicht erwartet. Normalerweise hatten die FBI-Schüler in dieser Ausbildungsphase am Wochenende frei.

»Guru«, sagte er, eine kurze Verbeugung andeutend.

»Rusty. Ich hätte nicht gedacht, Sie heute hier anzutreffen.«

»Na ja, ich wußte, daß Sie trainieren, und hatte nichts anderes zu tun. Das heißt, wenn Sie nichts dagegen haben?«

»Keineswegs.«

Toni stellte fest, daß ihr die Rolle der Trainerin Spaß machte. Sie war gezwungen, die eigene Haltung zu überprüfen, damit sie sie richtig weitergab. Ihr Guru hatte recht gehabt: Der Lehrer lernte ebensoviel wie der Schüler.

Etwa fünf Minuten vergingen mit Lockerungsübungen, Dehnen der Muskeln und Kreisen der Gelenke. »Gut, fangen wir an«, sagte Toni dann.

Rusty stellte sich ihr gegenüber in Position. Nachdem sie sich verbeugt hatten, begann Toni mit dem ersten *Djuru*.

Während Rusty unter ständiger Wiederholung der einfachen Kombination aus Block, Ellbogencheck und Schlag vor und zurück tänzelte, korrigierte Toni seine Haltung, erklärte ihm die Beinarbeit und veränderte hier und da die Position seiner Hände. Sie selbst hatte einen solchen Bewegungsablauf immer mindestens ein Dutzend Male, wenn nicht sogar hundertmal wiederholen müssen, bevor er saß. Rusty hingegen hatte eine gute Auffassungsgabe und lernte die Lektionen entsprechend schnell.

Nachdem sie zehn Minuten lang *Djurus* geübt hatten, hielt Toni inne. »Gut, heute arbeiten wir an den Techniken *Sapu* und *Beset*.«

Er nickte zwar, blickte aber etwas verständnislos drein. »Also gut.«

Sie lächelte. »*Sapu* ist eine gleichmäßig durchgezogene Bewegung mit der Innenseite des Fußes oder des Beins. Wörtlich übersetzt heißt es >Besen<. *Beset* hingegen bedeutet Widerstand mit der Ferse oder der Beintrückseite. Setzen Sie den rechten Fuß vor, und schlagen Sie mit rechts zu.«

Rusty nickte und gehorchte. Sein Schlag war hart, denn er hätte ihn sonst wiederholen müssen. Sie wehrte den Angriff mit beiden Handflächen ab und setzte den rechten Fuß vor, genau außen neben seinen.

»Gut. Sehen Sie, wo unsere Füße stehen? Ich befinde mich außerhalb Ihres angreifenden Fußes. Wir nennen das *Luar*. Gehen Sie jetzt wieder in Ausgangsstellung, und dann das Ganze noch mal, genau wie eben.«

Er folgte ihren Anweisungen.

Dieses Mal wehrte sie den Angriff ab und setzte ihren Fuß nach innen. »Diese Position ist innen und heißt *Dalam*.«

Er sah nach unten. »*Luar* ist außen, *Dalam* innen. Kapiert.«

»Genau. Beim *Silat* gibt es im Grunde vier Positionen, die man im Verhältnis zu den Füßen des Gegners einnehmen kann. Das heißt, ich könnte als Reaktion auf Ihren rechten angreifenden Fuß meinen rechten oder linken Fuß nach vorn setzen, und zwar an die Außenseite oder nach innen. Wenn Sie mit links in den Ausfallschritt gingen, hätte ich die gleichen vier Positionen zur Verfügung. Das heißt, ich habe immer vier grundlegende Möglichkeiten zu reagieren, egal welchen Fuß Sie nach vorn setzen.«

»Verstanden.«

»Schlagen Sie noch einmal zu, aber langsam. Die erste Technik, die ich Ihnen zeigen werde, heißt *Beset Luar*.«

»Mit welcher Hand?«

»Egal. Was Sie mit der Rechten können, geht auch mit links. Innen geht auch außen, hoch auch niedrig.«

»Ich glaube, das sollte ich mir lieber aufschreiben.«

»Nicht nötig. Sie bekommen es noch öfter zu hören. Immer wieder, bis es klappt. Beim *Silat* geht es nicht um harte und schnelle Techniken, sondern um Gesetze und Prinzipien. Man braucht zwar etwas länger, bis man es beherrscht, aber sobald man es begriffen hat, kann man es jederzeit anwenden. Obwohl ich

Ihnen, wie Sie merken, detaillierte Einzelabläufe zeigen muß, besteht das Ziel letztendlich darin, ein Generalist zu werden. Schlagen Sie noch einmal zu, aber verhalten.«

Er setzte einen Fuß vor und zielte mit der rechten Faust andeutungsweise auf ihre Nase.

»Okay, erst den Schlag blocken, von außen. Dann schiebe ich Ihren Arm zur Seite und nach hinten, und zwar so ...« Sie drehte seinen Arm nach unten, quer vor seinem Körper nach außen. Dabei hielt sie ihn knapp oberhalb des Ellbogens mit der linken Hand fest. »Jetzt gehe ich mit rechts einen Schritt vor und setze meinen Fuß direkt hinter Ihren. Er zeigt geradeaus, nicht zur Seite wie jetzt.« Toni demonstrierte erst die falsche Position, danach die richtige. Dabei übertrieb sie den Ausfallschritt und stampfte mit dem Fuß auf. »Meine Hüfte platziere ich neben Ihre und drehe sie nach innen wie bei der Djuru-Stellung, sehen Sie? Schultern und Hüften bilden einen rechten Winkel.«

»Ja.«

»Das ist die Grundstellung, die Basis. Mit der linken Hand drücke ich Ihren Arm nun herunter bis fast hinter meinen Rücken. Das ist der Winkel. Der Mensch hat nur zwei Füße, das heißt, egal, wie er steht, er ist immer in mindestens zwei Richtungen instabil. Im Moment sind Sie nach vorn oder nach hinten stabil, aber wenn ich ein rautenförmiges Muster mit Ihren Füßen auf der senkrechten Mittellinie bilde, können Sie im Neunzig-Grad-Winkel nichts ausrichten.«

»Geometrie«, bestätigte Rusty grinsend.

»Genau. Meine rechte Hand lege ich an Ihren Hals. Ich könnte auch schlagen oder stoßen, aber im Moment genügt dieser Griff. Der Ellbogen zeigt nach unten. Das ist mein Hebel. Jetzt habe ich alle drei zusammen: Basis, Winkel und Hebel. Was passiert jetzt?«

»Ich gehe zu Boden?«

»Exakt. Wenn ich mit meinem rechten Fuß den Widerstand gegen Ihren Fuß nur ein klein wenig verstärke, also den *Beset anwende*, dann gehen Sie sogar etwas schneller zu Boden.«

Toni spannte ihren Fuß an und zog Rustys Fuß weg. Der FBI-Schüler knickte rücklings ein und schlug hart auf der Matte auf. Rasch kam er wieder auf die Füße.

»Noch einmal«, sagte sein Guru. »Langsam, damit Sie es mitbekommen.«

Er holte aus. Toni wehrte den Schlag ab, setzte einen Fuß vor und preßte ihre Hüfte fest gegen die Innenseite seines Oberschenkels.

»Wichtig ist, ganz dicht heranzukommen, so daß Sie die Bewegung Ihres Angreifers spüren«, erläuterte sie. »Beim Silat klebt man förmlich an seinem Gegner. Das klingt gefährlich, insbesondere wenn man daran gewöhnt ist, mit Abstand zu kämpfen. Aber wenn man weiß, was man tut, ist der Innenbereich ideal. Beim Kämpfen auf Distanz benutzen Sie die Augen, beim Nahkampf dagegen sind Sie mit dem Körper des Gegners auf Tuchfühlung, so daß Sie seine Bewegungen spüren. Fühlen Sie den Druck meiner Hüfte?«

»O ja, Ma'am, allerdings.«

Sie beförderte ihn wieder auf die Matte. Die unterschwellige sexuelle Anspielung in seiner Stimme war ihr nicht entgangen. Toni lächelte. Wenn ihm das gefiel, dann sollte er nur abwarten, bis sie noch einen Schritt weiter gehen und ihm den Dalam zeigen würde.

Samstag, 2. Oktober, 12 Uhr 18
Quantico

Alex Michaels schlenderte den Korridor entlang. Zum Essen war er zu überdreht. Er hatte Gridley auf den Stock angesetzt, mit dem die Killerin auf ihn losgegangen war, und einige seiner Leute durchstöberten das Netz, um den virtuellen Bankraub in New Orleans zu überprüfen. Alle Informationen würden bei der Net Force zusammenlaufen, ohne daß es für ihn etwas zu tun gab, womit er den Prozeß hätte beschleunigen können. Für 13 Uhr 30 hatte er eine Besprechung mit seinen Spitzenleuten angesetzt, bis dahin war nichts Neues in Angriff zu nehmen.

Mittags trainierte Toni für gewöhnlich im Kraftraum. Da er nicht nur ziellos umherlaufen wollte, konnte er genauso gut dort einmal vorbeischaun.

Als er ankam, sah er, daß Toni gerade mit dem kräftigen FBI-Rekruten arbeitete, dem sie Unterricht in ihrer Kampfsportart gab. Sie standen sich gegenüber, die Beine ineinander verhakt, ihre Taille bohrte sich in seinen Schritt. Michaels beobachtete, wie der Mann über Tonis Oberkörper langte, ihre rechte Brust zu umfassen schien und sich unbeholfen verrenkte, um sie auf die Übungsmatte zu werfen.

Michaels stutzte und runzelte die Stirn. Irgendwie versetzte ihm das einen Stich.

Toni lachte, kam mit einer Schulterrolle wieder hoch und stellte sich ihrem Schüler gegenüber in Position. Dann gerieten beide in rasche Bewegung. Der FBI-Azubi schlug zu, sie tauchte unter seinem Arm hindurch und hob ihr Gegenüber mit einer Bewegung aus, der Michaels nicht ganz folgen konnte. Beide lachten lauthals, als sich der angehende FBI-Mann wieder aufrappelte. Während sie mit ihm sprach, trat sie nah an ihn heran und preßte ihre Hüfte gegen die Innenseite seines Oberschenkels.

In diesem Moment bemerkte der Schüler den Zuschauer und sagte etwas zu Toni. Sie drehte sich um und sah Alex an der Tür stehen.

»Hallo, Alex.«

Immer noch fühlte er Ärger in sich aufsteigen. Was war das? Toni hatte doch das Recht, diesem Neandertaler beizubringen, was sie wollte. Ihn ging das nichts an. Obwohl ihm das völlig klar war, wurde das nagende, undefinierbare Gefühl plötzlich zu etwas, das er zu identifizieren in der Lage war.

Eifersucht.

Blödsinn, jetzt mal halblang! Toni war seine Stellvertreterin, nicht mehr. Beide hegten keine Gefühle füreinander. Und wenn doch, so wäre es dumm, sie auszuleben. Er war ihr Vorgesetzter. Techtelmechtel am Arbeitsplatz waren unerwünscht.

Wenn sie ihre Mittagspause damit verbringen wollte, mit diesem FBI-Kraftprotz auf Tuchfühlung zu gehen, war das ganz allein ihre Sache...

Er schüttelte den Kopf bei dem Versuch, den Gedanken wie Wasser nach einer Dusche loszuwerden.

»Alex?«

»Schon gut. Ich kam auf dem Weg in die Kantine zufällig vorbei. Wir sehen uns nachher bei der Besprechung.« Er drehte sich um und ging. Was Toni in ihrem Privatleben tat, ging ihn nichts an. Basta, Ende. Er hatte wirklich genug mit sich selbst zu tun.

*Samstag, 2. Oktober, 13 Uhr
Miami Beach*

In der Miami-Identität war sie eine Hobbyläuferin. Ob wohl ihr das Laufen nicht sonderlich viel Spaß bereitete, gehörte es zu ihrer Tarnung. Deswegen tat sie es. Es war hier ebenso Teil von ihr wie der falsche Name und die gefälschte Lebensgeschichte. Nein, bei einem Marathon würde sie nie mitlaufen, hatte sie sich als Antwort überlegt, falls jemand danach fragen sollte. Vielleicht einmal zwanzig Kilometer, wenn sie richtig in Form wäre

Zehn Kilometer war Mora Sullivan heute mittag gelaufen, die letzten drei davon im strömenden Regen eines subtropischen Gewitters. Als sie triefend naß nach Hause kam, blinkten die Warnsignale ihres Computers.

Alle Dioden der Gebäudealarmanlage zeigten grünes Licht, also war niemand in das Gebäude selbst eingedrungen. Der Computeralarm war durch einen elektronischen Einbruch oder einen versuchten Einbruch ausgelöst worden.

Sie trocknete sich Gesicht und Haare mit dem Frotteehandtuch ab, das sie neben der Tür deponiert hatte. Im Sommer regnete es hier fast jeden zweiten Tag. Auch wenn die Hurrikansaison beinahe vorbei war, hatte der Oktober noch einiges an Stürmen zu bieten. Sie streifte ihre nassen, (Schuhe und Socken ab und ließ die Hüfttasche mit der so gut wie wasserdichten 9mm-Glock aus Plastik fallen. Dann schälte sie sich aus Sport-BH und Slip und trocknete sich fertig ab, bevor sie zum Computer hinüberging.

Nachdem sie das Handtuch über den Bürostuhl gelegt hatte, setzte sie sich nackt auf das feuchte Handtuch. »In das Sicherheitsprogramm einloggen.«

Das Voxax-System aktivierte den Anmeldebildschirm. Wenn sie die Wahl hatte, zog Sullivan bei der Computerarbeit die Echtzeit der virtuellen Realität vor. Sie hielt nicht viel davon,

nichts um sich herum sehen und hören zu können, solange sie im Netz surfte.

Sie überprüfte das Programm. Jemand hatte versucht, in den Com-Schaltkreis von Selkie einzudringen. Zwar hatten sie nur einige rasche Sprünge in das von ihr konstruierte Labyrinth hinein unternehmen können, bevor sie das Signal wieder verloren, aber selbst das war erstaunlich. Wer immer es versucht hatte, mußte ziemlich gut sein. Ein Profi.

Sie hoffte nur, daß derjenige nicht gut genug gewesen war, um die Kletten zu orten, die sie für potentielle Eindringlinge programmiert hatte.

»Sicherheitsprogramm, den Eindringling zurückverfolgen.«

Reihen von Zahlen und Buchstaben liefen über den Bildschirm, danach erschien eine Landkarte. Wellenförmige hellblaue Linien leuchteten auf, während das Klettenprogramm das Ursprungssignal des Eindringlings durch eine Reihe von Firewalls und Relaisstellen hindurch wieder in den Computer einspeiste. Als das Programm New York erreichte, leuchtete der Punkt, der den Eindringling darstellte, grell auf. Gleichzeitig wurde eine elektronische Adresse angezeigt, die in roter Schrift unterhalb des Punktes ebenfalls blinkte.

Aha, der Einbrecher war zwar gut, aber eben nicht genial. Die Klette war unentdeckt geblieben. Angesichts des Preises, den sie für das Programmbezahlt hatte, sollte das nicht allzusehr verwundern.

»Sicherheitsprogramm, Verzeichnis umkehren. Ungekürzte E-Mail-Adresse überprüfen.«

Ein noch größeres Gewirr aus Buchstaben und Zahlen lief über den flimmernden Bildschirm.

Ein Name blinkte auf: Ruark Electronic Services, Inc.

Einen Moment lang geschah nichts. Dann erschien eine Liste mit Namen. Heloise Camden Ruark, Präsidentin und Vorstandsvorsitzende; Richard Ruark, Vizepräsident; Mary Beth Campbell, Finanzleiterin. Eine Aktiengesellschaft, eingetragen im Juni 2005 im Bundesstaat Delaware und so weiter und so fort.

Sieh an, sieh an. Anteilseigner mit fünfundsiebzig Prozent der ausgegebenen Aktien an ihrem Besitz war eine Organisation

namens Electronic Enterprises Group, rein zufällig eine hundertprozentige Tochter von Genaloni Industries.

Sullivan lehnte sich zurück und starrte auf den Bildschirm. Genaloni versuchte also, sie ausfindig zu machen. Sie nickte. Das war zu erwarten gewesen. Unter dem dünnen Deckmantel der Ehrbarkeit war der Mann nichts weiter als ein primitiver Gauner. So jemand reagierte auf Bedrohungen, ob echt oder eingebildet, indem er alle Brücken auf dem Weg zu seinem Schloß zerstörte. Anschließend stand er dann neben einem Topf mit blubberndem Blei, um jeden zu kochen, der die Flüsse dennoch überwand. Warum mit einer Nadel stechen, wenn ein Felsbrocken in Reichweite liegt? Genaloni hatte vermutlich von dem Anschlag auf ihre Zielperson erfahren. Da diese sie als Frau gesehen und das zweifelsohne zu Protokoll gegeben hatte, war der Gangster jetzt doppelt beunruhigt. Frauen traute er nicht über den Weg, und Mißerfolge waren ihm über alle Maßen verhaßt. Ein Fehlschlag bedeutete in Genalonis Kreisen, daß man das Geschäft verlor. Beim zweiten würde es ihr unweigerlich an den Kragen gehen.

Das kam nicht unerwartet. Eigentlich hatte sie schon früher damit gerechnet, daß Genaloni versuchen würde, Selkie aufzuspüren. Auch andere Auftraggeber hatten das getan. Aber bisher hatten ihre Schutzvorkehrungen stets ausgereicht; niemand war auch nur in ihre Nähe gelangt.

Inzwischen waren die Adresse und die Identität, die sie benutzt hatte, als sie den Auftrag von Sampson angenommen hatte, Schnee von gestern. Selbst wenn man das Apartment ausfindig machte, fände man nichts, was sich mit Mora Sullivan oder einem ihrer anderen Decknamen in Verbindung bringen ließe. Dennoch deutete sie den Vorfall als schlechtes Omen. Genaloni war ein gewalttätiger Mensch, soviel stand fest. Darüber hinaus war er nicht nur clever, sondern auch sehr hartnäckig. Falls ihn der Gedanke beunruhigte, mit Selkie in Verbindung gebracht werden zu können, dann würde er nicht eher ruhen, bis diese Verbindung beseitigt wäre. Sollte das beinhalten, sie finden und töten zu müssen, würde er auch davor nicht zurückschrecken. In Genalonis Dschungel regierte das Gesetz der Selbsterhaltung. Auch wenn in einer Entfernung von einer halben Meile vor ihm ein alter, verkrüppelter Löwe trottete, würde er ihn erschießen - immerhin

bestand die Möglichkeit, daß er sich eines Tages umdrehte. Sicher ist sicher.

Sie kratzte sich die juckende linke Schulter. Für das verfehlte Ziel würde sie jetzt zwar kein Geld mehr bekommen, aber das war nicht so wichtig. Ihr Stolz war verletzt, und deshalb würde sie diesen Auftrag zu Ende bringen, ob mit Bezahlung oder ohne, das stand fest. Obwohl sie nicht glaubte, daß Genalonis Hacker sie fänden, durfte sie auch hinsichtlich des Gangsterbosses kein Risiko eingehen. Schließlich wollte sie nicht für den Rest ihres Lebens ständig wachsam über die Schulter schielen müssen. Sie würde den Auftrag, die Zielperson in Washington D.C. zu eliminieren, zu Ende bringen, und abgesehen davon etwas gegen Genaloni unternehmen.

Und danach? Nun, vielleicht war es an der Zeit, daß sie sich zur Ruhe setzte. Wenn sich eine frische Brise zum Hurrikan entwickelte, ging eine kluge Frau in Deckung. Vielleicht würde sie an einen anderen Ort ziehen.

*Samstag, 2. Oktober, 13 Uhr 15
Washington, D.C.*

»Tyrone?«

Sofort erkannte er die Stimme des Schicksals, auch wenn die Bildübertragung des Telefons deaktiviert war. »Ähm, ja.«

»Hier ist Bella. Hast du meine Telefonnummer verlor en?«

»Hm, nein, ich wollte dich auch gerade anrufen.«

Das ist gut, flüsterte die Stimme der Selbsterhaltung aus ihrer Deckung hinter dem Felsen in seinem Gehirn. Lüg ihr was vor. Erst ein wenig, dann ordentlich dick auftragen. Erzähl ihr, du bist sterbenskrank und darfst das Haus auf keinen Fall verlassen.

»Fantastisch. Dann kannst du also heute nachmittag vorbeikommen?«

Nein! Bloß nicht! Auf ganz und gar keinen Fall! »Ähm, klar. Kann ich. Ich komm' vorbei. Ich meine, zu dir nach Hause.«

»So gegen drei?«

»Geht klar, gegen drei.«

»Die Adresse hast du?«

»Ja.«

»Gut, wir sehen uns dann. Und Tyrone? Danke, das ist wirklich wichtig für mich, weißt du.«

»Ähm ... klar. Nopro.«

»Discom.«

Klar, nopro und discom, du Trottel! Weil es so wichtig für sie ist, wird Knochenbrecher es vielleicht kurz und schmerzlos für dich machen und dir nur mal eben das Genick brechen. Damit du es dann schnell hinter dir hast, Blödmann. Hohlkopf! Vollidiot!

Er starrte das Telefon an. Eigentlich sollte er in Panik geraten, aber komischerweise tat das nur ein kleiner Teil von ihm. Und zwar genau jener Teil, der in seinem Kopf hinter einem Felsbrocken in Deckung gegangen war. Der Rest von ihm war ... wie sollte er es beschreiben? Fasziniert? Ja, das traf den Nagel auf den Kopf. Das hübscheste Mädchen der Schule hatte ihn, Tyrone, um Hilfe gebeten. Er würde sie zu Hause besuchen, ganz dicht neben ihr stehen oder sitzen und ihr etwas zeigen, wovon er wirklich etwas verstand ...

Also gut. Wie schon James Bond gesagt hatte: Man stirbt nur einmal. Außerdem würde Knochenbrecher ihn wahrscheinlich nicht wirklich umbringen. Vielleicht würde er ihn nur zusammenschlagen, und das könnte er immerhin überleben, oder?

Seine Mutter kam mit einem Stapel Zeichnungen unter dem Arm herein. Sie baute gerade an einem Vogelhaus. »Hallo, Schatz. Wer hat angerufen?«

»Jemand von der Schule. Ich soll ihnen bei einem Computerprojekt helfen. Nachher, um drei Uhr, gehe ich kurz zu ihnen, okay?«

»>Jemand<? >Ihnen<? Sieh an, wir sprechen also in der Mehrzahl.« Seine Mutter konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. »Ist dieser >jemand< vielleicht weiblichen Geschlechts, Ty?«

»Ach komm schon, Mom!«

»Aha. Hab' ich mir's doch gedacht. Wie heißt sie denn?«

»Belladonna Wright.«

»Ist das die Tochter von Marsha Wright?«

»Glaub' schon.«

»Ich erinnere mich an sie. Sie spielte doch in dem Theaterstück mit, das ihr in der dritten Klasse aufgeführt habt, nicht wahr? Ein hübsches kleines Ding.«

»Sie ist keine neun mehr, Mom.«

»Das will ich meinen. Soll ich dich hinfahren?«

»Ich fahre lieber mit der Bahn«, entgegnete er. »Ist nicht weit.«

»Gut. Schreib mir die Telefonnummer auf, und sei um sieben zum Essen zu Hause.«

»Geht klar, Mom.«

»Kopf hoch, Ty. Zu unserer Zeit sind wir zwar noch auf Dinosauriern zur Schule geritten, aber ich kann mich noch ganz gut an alles erinnern. Es ist nicht so gefährlich, sich mit einem weiblichen Wesen zu unterhalten, wie du denkst.« Sie lachte.

Das glaubst du, sagte die Stimme der Selbsterhaltung aus ihrer Deckung heraus.

Samstag, 2. Oktober, 13 Uhr 33

Quantico

Endlich einmal eine Besprechung, die pünktlich begann. Michaels warf einen Blick in die Runde. »Also gut, verschwenden wir keine Zeit. Jay?«

Mit einer Handbewegung schaltete Jay Gridley den Präsentationscomputer ein. »Wir haben schlechte und gute Nachrichten. Der Stock stammt aus diesem Laden hier.« Ein Bild erschien auf dem Schirm. »Hergestellt wurde er von einer Firma, die hauptsächlich Kampfsportprofis beliefert. Es handelt sich um folgendes Modell ...« Auf dem Bildschirm erschien ein weiteres Foto, diesmal von dem Stock. »Nach dem Ausschlußprinzip haben wir eine ganze Reihe von Kunden ausschließen können. Rechtmäßige Lehrer, Leute, die wirklich auf einen solchen Stock angewiesen sind, Sammler und die üblichen Verrückten, die sich

aus Paranoia derartige Sachen kaufen. Danach bleiben noch acht Käufer übrig.«

Die entsprechenden Namen waren jetzt auf dem Bildschirm zu lesen. »Von diesen acht haben unsere Beamten bisher fünf befragt. Vier konnten den Stock vorzeigen, dessen Kauf registriert worden war. Einer hatte ihn an einen Freund verschenkt, den wir ebenfalls aufsuchten.« Fünf Namen verschwanden vom Bildschirm. »Einer der drei übrigen Verdächtigen ist ein Überlebenskünstler aus Grants Pass in Oregon. Er verwehrt der lokalen Polizei, der Staatspolizei und jeglichen Bundesbeamten den Zugang zu seinem Grundstück. Der besagte Herr ist siebzig und hat sich laut einer medizinischen Akte einer Hüftoperation unterzogen. Während wir hier tagen, lassen wir einen Durchsuchungsbefehl ausstellen, um das Anwesen nach dem Stock abzusuchen. Ich schätze, er wird sich darauf stützen, wenn wir ihn besuchen.«

Auf dem Bildschirm begannen die letzten beiden Namen abwechselnd in roter und blauer Schrift aufzuleuchten. »Bleiben diese beiden übrig. Ihre Identität konnten wir noch nicht klären.« Er schüttelte den Kopf. »Sie sind, um es vorsichtig zu formulieren, recht interessant.«

Michaels wurde hellhörig. »Interessant?«

Jay winkte in Richtung des Bildschirms. Einer der Namen blinkte jetzt gelb. »Wilson A. Jefferson aus Erie, Pennsylvania. Im Laufe der letzten drei Jahre hat Mr. Jefferson einen fraglichen Stock, zwei Sätze Escrima-Stöcke und einen Satz eigens für ihn angefertigter jawara-Stöcke gekauft. Sie wurden an eine Postfachadresse geliefert. Der fragliche Stock ist das Modell rechts. Die Escrima-Stöcke werden bei einer philippinischen Kampfkunst eingesetzt, die sich -ntan höre und staune - Escrima nennt. Die anderen benutzt man in verschiedenen Kampftechniken. Der Name lawara ist japanisch. Laut dem Mietvertrag für das Postfach und dem vorgelegten Führerschein ist Mr. Jefferson weiß, männlich, einundvierzig Jahre alt und unter dieser Adresse wohnhaft.«

Der Name einer Straße und eine Hausnummer leuchteten auf dem Bildschirm auf. »Die Überprüfung der Adresse war jedoch negativ. Eine Person mit diesem Namen hat nie dort gewohnt. Auf den ersten Blick scheinen Jeffersons Papiere in Ordnung zu sein,

aber bei näherem Hinsehen lösen sie sich in Luft auf. Es handelt sich um einen elektronischen Menschen.«

»Der Attentäter«, vermutete Toni.

»Ja und nein«, erwiderte Jay. »Denn es gibt da noch Mr. Richard Orlando.« Auf dem Bildschirm entstand Bewegung. »Im Laufe der vergangenen vier Jahre hat Mr. Orlando fünf Stöcke erworben, zwei davon entsprechen dem Modell, um das es uns geht. Alle fünf wurden an eine Postfachadresse in Austin, Texas, geliefert. Die Überprüfung seiner Person ergab, daß es sich um einen siebenundzwanzigjährigen Latino handelt. Soweit wir das bis jetzt beurteilen können, existiert auch er nur als Datensatz in einigen Computersystemen und taucht sonst nirgends auf. Das Foto auf seinem Führerschein ist so verschwommen, daß es zu jedem in diesem Raum Anwesenden passen würde. Seltsamerweise sind alle Fotos von Mr. Jefferson übrigens genauso unscharf.«

»Ein und dieselbe Person, die zwei verschiedene gefälschte Identitäten benutzt«, mutmaßte Michaels.

»Das ist auch meine Ansicht«, stimmte Jay zu. »Dabei sind sie sehr unterschiedlich und tausend Meilen voneinander entfernt. Falsche Identitäten, über die niemand stolpert, der nicht gezielt nachhakt.«

»Beeindruckend«, meinte Toni. »Was sind die guten Nachrichten?«

»Das *waren die* guten Nachrichten«, antwortete Jay und fuhr fort. »Niemand kann sich an Mr. Jefferson oder Mr. Orlando erinnern., Wir haben Angestellte bei der Post befragt, ohne etwas herauszubekommen. Es gibt keine Spuren, die uns weiterbringen. Nach dem derzeitigen Stand der Ermittlungen existierten die beiden elektronischen Personen nur, um die Lieferungen einiger ausgefallener, aber völlig legaler Stöcke entgegenzunehmen, und waren dabei meilenweit voneinander entfernt. Aber ich möchte wetten, daß sich die Person, die diese Dinger wirklich hat - vorausgesetzt er oder sie besitzt sie noch, weil ihm oder ihr mittlerweile klar sein dürfte, daß wir diese Spur verfolgen -, weder in Pennsylvania noch in Texas aufhält.«

»Die Spur verläuft im Sande«, folgerte Toni.

»So im Sande wie ein Kriechtief in der Sahara«, bestätigte Jay.
»Wir bleiben dran. Aber wer immer es ist, er ist ein echter Profi, denn er hat für ein banales Detail keine Mühe gescheut.«

»Was sich auszuzahlen scheint.« Michaels nickte nachdenklich. »Ich tippe weiterhin auf eine Frau. Unter der Verkleidung der alten Dame schien mir kein Mann zu stecken. Vielen Dank, Jay. Toni?«

»Wir überprüfen zur Zeit alle uns bekannten professionellen Attentäter. Bisher haben wir nichts Wesentliches gefunden, keinen Hinweis auf einen Profi der genannten Art.«

»Wie sieht es mit Unwesentlichem aus?«

»Gerüchte über die eine oder andere undurchsichtige Person, das Übliche. Der Eismann, der einen mit seinem kalten Blick für immer erstarren läßt. Das Gespenst, das durch die Wand geht. Ein Selkie, der seine Erscheinung immer wieder verändert - alles Großstadtlegenden. Das Problem mit den wirklich guten bezahlten Killern ist, daß sie sehr zurückgezogen leben. Man kann sie eigentlich nur schnappen, wenn sie von einem ihrer Auftraggeber verpiffen werden.«

Michaels nickte wieder. Das war ihm bekannt. Seit Steve Days Ermordung hatte er darüber schon öfter nachgedacht. »Gibt es sonst noch was?«

Brent Adams, der Leiter der Abteilung für Organisierte Kriminalität des FBI, ergriff das Wort. »Irgend etwas ist innerhalb von Genalonis Organisation im Gange.«

Michaels hob die Augenbrauen und sah zu Adams hinüber.

Der FBI-Mann fuhr fort: »Unsere Leute sind den Hinweisen nachgegangen und haben alles hervorgekramt, was innerhalb des letzten Jahres Genalonis Handschrift trug. Vor ein paar Wochen erhielt das FBI in New York City eine Anfrage von einem Anwalt Genalönis. Es ging um die Verhaftung eines gewissen Luigi Sampson. Sampson ist Ray Genalonis rechte Hand, der Chef seiner legalen und illegalen Sicherheitsoperationen.«

»Und?«

»Nun ja, unsere Agenten in New York hatten Sampson gar nicht verhaftet. Nachdem Genalonis Leute nicht mehr nachfragten, kümmerte sich keiner weiter darum. Vermutlich ein Irrtum.«

»Was heißt das im Klartext?«

Adams schüttelte bedauernd den Kopf. »Das wissen wir nicht. Jedenfalls haben unsere Abhöranlagen und Überwachungskameras seither nichts mehr von Sampson gesehen oder gehört.«

»Vielleicht ist er im Urlaub«, schlug Jay vor.

Adams zuckte die Schultern. »Vielleicht. Könnte aber auch sein, daß er Ray Genaloni verärgert hat und in einem Acker in der Nähe von Dead Toe, South Dakota, die Radieschen von unten betrachtet.«

»Ich glaube nicht, daß da Radieschen wachsen ... viel zu kalt«, meinte Jay.

»Sie würden sich wundern«, warf Toni ein.

»Warum sollten Genalonis Leute wegen Sampson auf das FBI zukommen, wenn sie ihn ausgeschaltet haben?« wollte Michaels wissen.

Adams neigte den Kopf zur Seite. »Vielleicht, um sich ein Alibi zu verschaffen. Bei diesen Typen weiß man nie, was sie vorhaben. Erst machen sie ein paar kluge Schachzüge hier und da und dann plötzlich irgendwas absolut Dummes.«

»Vielleicht war dieser Sampson für Steve Days Tod verantwortlich«, sagte Toni. »Genaloni ist nervös geworden und hat ihn ausgeschaltet, um nicht als Drahtzieher entlarvt werden zu können.«

Adams wirkte nicht überzeugt. »Ich weiß nicht. Obwohl, möglich wäre es. Ray Genaloni ist sehr vorsichtig. Er geht nicht auf die Straße, ohne daß seine Leute vorher sechs Blocks in beide Richtungen überprüft haben.«

Michaels blickte starr auf den Tisch. Irgend etwas störte ihn, ließ ihm keine Ruhe. Leider wußte er nicht genau, was es war. Mit einem Seufzer riß er sich los. »Na schön, bleiben Sie dran, Brent. Jay, Sie verfolgen die Spur mit dem Stock weiter. Versuchen Sie, noch mehr herauszufinden, und gehen Sie auch der Sache in New Orleans nach. Wir können nicht unsere gesamte Energie für die Day-Untersuchung aufwenden. Gibt es sonst noch etwas?«

Niemand brachte ein anderes Thema vor.

»Gut, dann machen wir uns wieder an die Arbeit.«

Michaels ging in sein Büro zurück. Es sah nicht gut aus für seine Mannschaft. Die Zeit lief ihnen davon, und sein Job stand

auf dem Spiel. Schon in ein paar Tagen würde sich vielleicht jemand anderes um alles kümmern.

Möglicherweise war die Zeit gekommen, aus dem Staatsdienst auszuschcheiden. Nach Idaho zurückgehen, einen Job als Programmierer für Computerspiele oder dergleichen annehmen und die Wochenenden mit seiner Tochter verbringen - weit weg von allem hier.

Unsinn. Solange Steve Days Mörder frei herumlief, würde er nicht aufhören, selbst wenn er im Keller Büroklammern zählen müsste. Mochte man ihm nachsagen, was man wollte, aber Alexander Michaels würde nicht aussteigen, wenn es hart auf hart kam. Das war nicht seine Art.

26

*Samstag, 2. Oktober, 23 Uhr 05
Grosny*

Eine Wanderung auf seinem beschaulichen Pfad durch den Regenwald hätte Plechanow zwar vorgezogen, aber im Moment hatte er es eilig. Da er es sich nicht leisten konnte, Zeit zu verlieren, fuhr er mit dem Auto. Das Programm war noch geladen. Nach dem unglücklichen Zusammentreffen mit dem amerikanischen Net-Force-Agenten hatte er zunächst vorgehabt, es als Vorsichtsmaßnahme sofort zu vernichten. Irgendwann würde er die Software wirklich löschen, aber im Moment war es ihm zu umständlich, offline zu gehen, die Ausrüstung abzulegen, ein neues Szenario zu programmieren und erst dann Helm und Handschuhe wieder anlegen zu können. Das war einer der Nachteile des alten Systems, das ihm dennoch besser gefiel als die neuen. Mit den neuen Geräten konnte man innerhalb der virtuellen Realität ohne viele Umstände auf ein anderes Programm umschalten.

Aber das war jetzt nicht so wichtig. Er hatte nur einen kurzen Ausflug vor, um einige geringfügige Änderungen in einem legalen Szenario in Canberra vorzunehmen. Die Chancen, daß die Net Force ihn erwischte, waren gleich. null. Außerdem waren viele blaue Corvettes unterwegs, wahrscheinlich einige tausend.

Er legte den Gang seines virtuellen Renners ein und gab Gas.

*Samstag, 2. Oktober, 15 Uhr 05
Washington, D.C.*

Als Belladonna Wright Tyrone die Tür öffnete, bemerkte er als erstes ihre engen Shorts und das ausgeleierte Sweatshirt, das sie

trug. Es war ärmellos mit einem weiten Ausschnitt, der den Blick auf viel nackte Haut freigab.

Ausgesprochen viel wunderschöne, nackte Haut.

Als nächstes bemerkte er die massige Gestalt von Knochenbrecher LeMott, der auf einer Couch im Wohnzimmer hinter Belladonna saß.

Tyrone schien es, als setzte sein Herz für mindestens fünf Sekunden aus. Dann stieg ihm der Mageninhalt bis zum Hals hoch und blieb in der Kehle stecken. Gedärme und Blase drohten sich zu entleeren. Das Ende war nah.

»Hi, Tyrone. Komm rein.«

Der Stimme der Selbsterhaltung hatte es die Sprache verschlagen. Unzusammenhängendes Gemurmel und Wimmern war alles, was sie hervorbrachte. Seine Füße schienen ihm nicht mehr zu gehören. Aber sie trugen ihn ins Haus.

»Tyrone, das ist mein Freund Herbert LeMott. Motty, das ist Tyrone.«

Motty? Das war ja zum Lachen. Doch das Lachen würde ihm wohl sofort für immer vergehen.

Knochenbrecher trug ein enges T-Shirt und eine Baumwollshorts, die aus den Nähten zu platzen drohten, als er sich erhob. Er bestand fast nur aus Muskeln. Wie ein menschlicher Tyrannosaurus baute er sich vor Tyrone auf. Jeden Moment mußte Godzillas Schrei zu hören sein ...

Aber Knochenbrechers Stimme klang sanft, ruhig und eigentlich ziemlich hoch. »Tag, Tyrone, nett, dich kennenzulernen«, sagte er und streckte ihm die rechte Hand entgegen.

Tyrone ergriff sie und war erstaunt, wie sanft Knochenbrechers Händedruck war.

Ihm schoß das Bild einer Maus in einem Zeichentrickfilm durch den Kopf, die einen Dorn in der Pranke eines Löwen suchte.

»Wirklich nett von dir, daß du Bella beim Programmieren hilfst. Darin war ich nie besonders gut. Ich bin dir sehr dankbar. Wenn ich mal was für dich tun kann, sag mir Bescheid, ja?«

Hätte Knochenbrecher sich plötzlich in eine Riesenkröte verwandelt und angefangen, auf der Suche nach Fliegen durch den Raum zu hüpfen, wäre Tyrone nicht erstaunter gewesen. O Mann!

»Also Bella, ich muß jetzt gehen. Wir haben heute Training im Kraftraum. Ich rufe dich nachher an.« Er beugte sich herunter - für ihn ein langer Weg - und küßte Bella auf die Stirn.

Sie lächelte und tätschelte seinen Rücken, als wäre er ihr Lieblingssperd. »Okay. Paß auf dich auf.«

Nachdem Knochenbrecher gegangen war, verriet Tyrone's Gesichtsausdruck ihn offenbar. »Hast du etwa gedacht, Motty würde handgreiflich werden?« fragte Bella mit einem Lächeln.

»Der Gedanke kam mir kurz in den Sinn.« *ja, kurz - so kurz wie eine Schnecke braucht, um über eine Salzebene zu kriechen.*

»Motty ist eine Seele von Mensch. Er kann keiner Fliege etwas zuleide tun. Mein Zimmer ist oben, komm mit.«

Es sei denn, die Fliege legt ihre Hand auf deinen Hintern ...

Während sich Tyrone darüber wunderte, daß er noch am Leben war, folgte er Bella die Treppe hinauf.

Ihr Heimcomputer entsprach dem üblichen Standard. Die Ausrüstung für virtuelle Realität war zwar nicht auf dem neuesten Stand, insgesamt aber akzeptabel. Schon nach wenigen Minuten stellte er fest, daß sie sich in den grundlegenden Systemen besser auskannte, als sie zugegeben hatte.

Er sagte es ihr.

»Na, ja, ich bin ganz gut in Theorie und Echtzeit, aber mein Netzwerk ist ziemlich langsam«, erklärte sie.

»Dann bist du genau an den Richtigen geraten. Hast du noch eine VR-Ausrüstung?«

»ja, hier.«

»Leg sie an, wir spazieren durch's Web. Wir fangen in einem der großen kommerziellen Netze an, das ist für jeden leicht zu schaffen.«

»Wie du meinst, Tyrone.«

Von einer Welle plötzlicher Furchtlosigkeit erfaßt, wagte er einen Vorstoß. »Du kannst >Ty< zu mir sagen«, schlug er vor.

»Wie du meinst, Ty.«

Sie legte die Ausrüstung an und setzte sich neben ihn auf die Bank vor dem Computer. Sie saßen so dicht beisammen, daß er die Wärme ihres nackten Beines spürte. Eine Haaresbreite näher, und sie würden sich berühren.

Wahnsinn! Diesen Moment würde er nie vergessen. Vielleicht war dieser Augenblick in seinem ganzen zukünftigen Leben durch nichts mehr zu übertreffen.

Noch während er darüber nachdachte, wurde ihm klar, daß es durchaus etwas gab, das alles übertreffen konnte. Wenn ihm nur ein Grund einfiel, einen halben Zentimeter nach links rücken zu können. Dann gäbe es ein weiteres Highlight in seinem Leben. Der halbe Zentimeter konnte aber ebensogut ein Lichtjahr sein. Er war zwar mutig, aber nicht dumm.

*Sonntag, 3. Oktober, 6 Uhr
Sarajewo*

»Erste Abteilung, linke Flanke! Zweite Abteilung, Rücken-
deckung geben!«

Handfeuerwaffen knatterten, die Kugeln fetzten die Rinde von den Bäumen und gruben Furchen in den Boden. Sie befanden sich in einem Stadtpark - oder dem, was davon übrig war. Der Angriff war unerwartet erfolgt.

John Howard eröffnete mit seinem Maschinengewehr das Feuer. Das Gewehr bäumte sich in seinen Händen auf, als die schweren .45er Geschosse nacheinander losdonnerten.

»Sir, wir haben ... ah ...«

Der Lieutenant ging zu Boden, eine verirrte Kugel im Genick.
Woher kamen sie, verdammt noch mal?!

»Dritte Abteilung, Feuer erwidern bei fünf Uhr! Vorwärts!
Feuer ...!«

Einer nach dem anderen gingen seine Männer zu Boden. Ihre Waffen funktionierten nicht, sie steckten bis zum Hals im Schlamassel ...

Mit einem Ruck streifte sich John Howard die VR-Ausrüstung ab und ließ sie verärgert zu Boden fallen. Er schüttelte den Kopf. Mist.

Oben schliefen seine Frau und sein Sohn. Es würde noch einige Stunden dauern, bis sie aufstehen, sich anziehen und zur Kirche gehen würden. Da er nicht mehr hatte schlafen können, war er heruntergekommen, um Schlachtszenarien auf dem Computer durchzuspielen. Er hätte sich jedoch besser auf Schach beschränkt oder es ganz gelassen - denn bisher hatte er in allen Kampfszenarien verloren.

Er stand auf und ging in die Küche. Aus dem Kühlschrank nahm er eine Milchtüte und goß sich ein kleines Glas voll ein. Nachdem er die Tüte zurückgestellt hatte, setzte er sich an den Tisch und starrte in die Milch.

Er war deprimiert, das stand fest.

Es war keine richtige Depression - zum Seelenklumpner würde er nicht gehen müssen -, aber er war eindeutig niedergeschlagen. Er verstand das nicht, denn es gab keinen Grund dafür. Er hatte eine wunderbare Frau, ein wohlgeratenes Kind und einen Job, um den ihn die meisten Militäroffiziere beneideten. Gerade war er von einer Mission zurückgekehrt, in der er alle Ziele erreicht hatte. Nicht einen einzigen Soldaten hatte er während der Operation verloren. Alle waren zufrieden mit ihm gewesen. Sein ziviler Chef hatte ihn für eine Belobigung durch den Präsidenten vorgeschlagen. Was also machte ihm zu schaffen?

Was stimmte nicht, außer daß er darauf brannte, sich mitten in eine massive kriegerische Auseinandersetzung zu stürzen? Woher kam diese Einstellung? Kein Mann im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte wünscht sich einen Krieg.

Er starrte noch immer in die Milch. Wenn er ehrlich war, fehlte ihm die Feuerprobe. Er hatte sich noch nie richtig bewähren müssen. An den entscheidenden militärischen Auseinandersetzungen war er nicht beteiligt gewesen. Desert Storm hatte er verpaßt, und als die Polizeiaktionen in Südamerika aus dem Ruder gerieten, bildete er gerade Rekruten aus. In der

Karibik traf er einen Tag zu spät ein, die Waffen waren schon abgekühlt und schwiegen wieder. Sein bisheriges Leben hatte er als Mann des Militärs verbracht, hatte trainiert, gelernt und sich auf den Ernstfall vorbereitet. Er verfügte über Material und Fähigkeiten und wollte beides im Kampf erproben. Aber in Zeiten des Friedens war für solche Dinge kein Platz.

Aus diesem Grund war er zur Net Force gegangen. Hier bestand zumindest die Aussicht, an einen heißen Krisenherd abkommandiert zu werden. Wärmer als bei der Mission in der Ukraine war es bisher allerdings noch nicht geworden. Zwar war ein solcher Einsatz besser, als im Büro zu sitzen und Berichte zu lesen, aber es war doch nicht mehr als ... eine lauwarme Angelegenheit.

»Morgen.«

Howard blickte auf und sah Tyrone in Pyjamahose vor sich stehen.

»Ist doch erst kurz nach sechs«, sagte Howard. »Warum bist du denn schon so früh auf?«

»Weiß ich auch nicht. Ich bin wach geworden und konnte nicht mehr einschlafen.«

Tyrone ging an den Kühlschrank, um die Milch herauszunehmen. Er schüttelte die Papptüte und setzte sie, nachdem er festgestellt hatte, daß sie fast leer war, an den Mund. Dann grinste er seinen Vater an. »Mom hat gesagt, das sei in Ordnung, wenn ich alles austrinke«, erklärte er.

Howard grinste zurück.

Tyrone nahm noch einen Schluck. Dann wischte er sich über die Lippen. »Kann ich dich was fragen, Dad?«

»Schieß los.«

»Was machst du mit einer Militärmacht, die größer und stärker ist als deine und ein Territorium besetzt hat, worauf du es abgesehen hast?«

»Das hängt von der Zielvorgabe, dem Terrain, den Waffen und der verfügbaren Ausrüstung ab. Außerdem von den Transportmöglichkeiten und einer Menge anderer Dinge. Zuerst bestimmst du dein Ziel, dann mußt du dir eine durchführbare Strategie ausdenken und eine Taktik zurechtlegen, um das Ganze durchzuziehen.«

»Aha.«

»Seit wann interessierst du dich für solche Dinge?«

»Oh. Das ist doch das, was du den ganzen Tag machst. Ich dachte ... äh ... ich wollte nur mal wissen, wie das geht ... sozusagen.« Tyrone senkte den Blick.

Howard verkniff sich ein Grinsen und blieb ernst. Der Junge war dreizehn. Die Pubertät begann. Bei ihm selbst war das schon eine ganze Weile her, aber er konnte sich noch gut erinnern. »Okay, unterhalten wir uns ein wenig über Ziele und Strategien. Dein Ziel besteht darin, das Territorium einzunehmen, ohne es zu zerstören. Sehe ich das richtig?«

»O ja.«

»Also mußt du vorsichtig vorgehen. Die Truppen des Feindes sind größer als deine. Er ist zwar stärker, aber ist er auch schlauer? Einfach angreifen und dich auf einen Kampf einlassen kannst du nicht, denn wenn die Feuerkraft des Feindes stärker ist, metzelt er dich nieder. Bevor du etwas unternimmst, mußt du zuerst die Situation erfassen. Suche nach den Schwachstellen des Feindes. Im Guerillakrieg sucht man nach einer schwachen Stelle, greift an und verschwindet schleunigst wieder. Danach versteckst du dich, zum einen, damit dein Gegner dich nicht findet, zum anderen, damit er gar nicht erst erfährt, wer du bist.«

Tyrone lehnte sich gegen den Kühlschrank. »Ja, das leuchtet mir ein.«

»Um einen Guerillakrieg zu gewinnen, sagte Mao, mußt du versuchen, die Einheimischen auf deine Seite zu ziehen.«

»Wie mach' ich das?«

»Biete ihnen etwas an, das sie vom Feind nicht bekommen können. Etwas, das wertvoller ist als das, was er ihnen geben kann. Du verschaffst ihnen die Möglichkeit, einen Vergleich zu ziehen, und dabei zeigst du ihnen seine Unzulänglichkeiten. Du überzeugst sie davon, daß du für sie besser bist. Mit seinen Waffen kannst du zwar nicht mithalten, aber vielleicht kommt er dafür gegen deinen Grips nicht an. Beweise ihnen, warum Grips wichtiger ist als Muskelkraft. Bring den Einheimischen etwas bei, das der Feind nicht kann. Zum Beispiel, wie sie mehr Fische fangen, die Ernte verbessern oder ... ihre Computer optimal einsetzen.«

Der Junge nickte.

»Wenn du ein Ziel hast, verfolgst du es zwar die meiste Zeit, aber nicht immer. Manchmal muß man aus einem schiefen Winkel heraus agieren, sich etwas distanzieren, um aus einer anderen Richtung wieder vorzustößen. Ein anderes Mal mußt du einen Schritt vorwärts machen, zuschlagen und ein paar Schritte zurückweichen, so daß dich das Feuer der Gegenseite nicht treffen kann. In dieser Art von Krieg ist Geduld der Schlüssel zum Erfolg. Du mußt deine Ziele sorgfältig auswählen; jeder Schuß zählt. Mach den Feind langsam mürbe.

Sobald du die Einheimischen auf deiner Seite hast, ist die Stärke des Feindes nicht mehr von Bedeutung. Sie werden dir helfen und dich vor den feindlichen Truppen verstecken. Vielleicht stürzen sie deinen Feind auch selbst, so daß du gar nichts mehr unternehmen mußt. Letzten Endes ist das der beste Weg.«

»Ja.«

Einen Moment lang schwiegen beide. Dann sagte Tyrone: »Danke, Dad. Ich gehe jetzt wieder ins Bett.«

»Schlaf gut, mein Sohn.«

Nachdem der Junge verschwunden war, grinste Howard vor sich hin. Es lag einige Zeit zurück, daß er in diesem Alter gewesen war. Damals schienen die Probleme ebenso groß zu sein wie alle, vor denen er seither gestanden hatte. Alles war relativ. Das durfte er nicht vergessen. Daß er jetzt da war, um seinem Sohn die Antworten zu geben, die er brauchte, war genauso wichtig, wie irgendeine Schlacht in irgendeinem fremden Land auf der anderen Seite des Globus zu gewinnen. Letztendlich war es wichtiger, Vater zu sein als Colonel.

Er probierte die Milch, aber sie war inzwischen zu warm. Er ging zur Spüle hinüber und goß sie aus. Dann spülte er das Glas und setzte es zum Trocknen auf das Abtropfgestell. Vielleicht konnte er jetzt wieder einschlafen. Ein Versuch schadete nicht.

*Sonntag, 3. Oktober, 6 Uhr 40
Washington, D.C.*

Alex Michaels stand an der gläsernen Schiebetür und beobachtete, wie der Hund durch den Garten streifte. Er hatte fest geschlafen, als Scout gekommen und zu ihm auf das Bett gesprungen war. Für einen Hund seiner Größe stellte der Sprung eine reife Leistung dar. Oben angekommen, bellte er nicht etwa. Er saß einfach da und starrte Michaels geduldig an, bis der aufstand, um ihn hinauszulassen.

Michaels ließ das Alarmsystem die meiste Zeit über aktiviert. Ein Techniker seiner Abteilung hatte eine Feinabstimmung vorgenommen und es mit dem Voxax-System des Computers verbunden. Er mußte nur das Wort >Attentäter< laut genug sagen, damit die Mikrofone im Haus ansprachen, und schon würde der Alarm ausgelöst. Jetzt hatte er den Kontakt des Alarmsystems zur Schiebetür unterbrochen, um den Hund hinauszulassen. Allerdings steckte der Taser in der Tasche des Bademantels. Er hatte sich noch nicht sehr ausgiebig mit dem Gerät beschäftigt, seit es ausgegeben worden war, aber er hatte sich vorgenommen, etwas mehr Zeit darauf zu verwenden, die Handhabung in geschlossenen Räumen zu üben. Vor allem, wie man das Ding in großer Eile aus der Tasche oder vom Gürtel bekam.

Vor dem Haus parkte ein Wagen, in dem zwei Agenten saßen. Ein dritter Mann stand am Tor an der Seite des Hauses. Michaels hätte ihn gar nicht bemerkt, wenn der Hund ihn nicht gesehen und angekläfft hätte, bis er beruhigt wurde. Der kleine Kerl war besser als jede Alarmanlage.

Als der Hund damit fertig war, den Rasen zu bewässern und zu düngen, trottete er, nun, da sein Revier vor Eindringlingen sicher war, zurück in die Küche. Zu Michaels Füßen blieb er stehen und blickte schwanzwedelnd zu ihm auf.

»Hast du Hunger, Junge?«

Ein Kläffen war die Antwort.

»Na, dann komm.«

Michaels hatte einige Dosen mit teurem Hundefutter besorgt. Er zog den Deckel von einem der Aluminiumschälchen ab und gab den Inhalt in eine kleine Schüssel. Diese stellte er neben den Wassernapf auf den Boden.

Wie immer wartete der Hund. Obwohl er Hunger hatte, blieb er vor der Schüssel stehen und sah erwartungsvoll zu Michaels auf. Er wartete auf Erlaubnis. Wer immer sein Trainer war, er hatte gute Arbeit geleistet.

»Nur zu, friß.«

Scout beugte sich hinunter und verschlang das Futter, als hätte er lange nichts zu fressen bekommen.

Als er fertig war und genug Wasser getrunken hatte, um alles hinunterzuspülen, folgte er seinem neuen Herrchen ins Wohnzimmer. Michaels, der auf dem Sofa saß, schlug sich leicht auf die Oberschenkel. Der kleine Hund sprang hoch und machte es sich auf seinem Schoß bequem. Er begann, sich die Pfote zu lecken, während Michaels ihn hinter den Ohren kraulte.

Ohne Zweifel hatte es etwas Beruhigendes, auf dem Sofa zu sitzen und den kleinen Kerl zu streicheln. Susie hätte schon immer gern einen Hund gehabt. Aber Megan hatte sie auf später vertröstet, wenn sie alt genug wäre, selbst für ein Tier zu sorgen. Bald hätte sie dieses Alter erreicht - schneller, als ihm lieb war. Acht Jahre war seine Tochter inzwischen, aber sie steuerte geradewegs auf die achtzehn zu ...

Michaels mochte Hunde. Er selbst hatte sich hier in Washington keinen zugelegt, weil er ihn nicht den ganzen Tag allein lassen wollte. Aber da Scout so klein war, bekam er im Haus ausreichend Auslauf. Die Vorbesitzer hatten eine Katze gehabt und eine Katzenttoilette auf dem Dachboden zurückgelassen. Michaels brauchte nur noch einen Sack Katzenstreu zu kaufen und die bis oben hin mit Streu gefüllte Toilette tagsüber neben die Schiebetür zu stellen. Bisher hatte der Hund sie brav benutzt, wenn er nicht hinauskonnte.

Scout leckte Michaels die Hand. Er quittierte das mit einem Grinsen.

»Dir ist es egal, ob ich Ärger im Büro habe, oder?«

Der Hund stieß ein kurzes Jaulen aus, als hätte er die Worte seines Herrchens verstanden. Er schmiegte den Kopf in Michaels Hand.

Michaels lachte. Das war das Gute an Hunden - man mußte nichts Besonderes sein, um sie zu beeindrucken. Wenn man wirklich so gut wäre, wie der eigene Hund meinte, dann könnte man sogar über den Potomac spazieren, ohne nasse Füße zu bekommen.

Nun gut. Es war Zeit, sich loszureißen. Er sollte besser duschen, sich rasieren und anziehen.

Da kam ihm ein Gedanke. Warum sollte er den Hund nicht zur Arbeit mitnehmen? Er könnte ihn im Büro herumlaufen lassen und gelegentlich mit ihm Gassi gehen. Es gab keine Vorschriften, die dagegen sprachen. Schließlich war er der Chef. Zumindest noch für einen oder zwei Tage. Also - warum nicht?

Sonntag, 3. Oktober, 7 Uhr 40

Quantico

Über seinen Sturmtiefeln aus Kevlar trug John Howard ein armeegrünes T-Shirt und eine ausgebleichene Tarnanzugshose mit durchlöcherten Taschen. Außerdem hatte er ein schwarzes Stirnband um den Kopf, denn sobald er lossprinten mußte, würde er zu schwitzen beginnen. Eine Arbeitsmütze auf dem Kopf behalten zu wollen wäre hoffnungslos. Doch sonst sah er genauso aus wie die anderen fünfzig Soldaten, die an diesem Sonntagmorgen über den Hindernisparcours sprinteten.

Howard war kein Schreibtischkommandeur, der den Truppen etwas befahl, was er selbst nicht täte - oder könnte.

Er war als letzter an der Reihe.

Fernandez pfiff zum Start. »Fertig, los!«

Howard spürte, wie der Transponder an seinem Gürtel ansprach und seine persönliche Uhr in Gang setzte. Er sprintete auf

das Wasserhindernis zu, machte einen Satz und ergriff das dicke Seil. Dann schwang er sich über den Graben, der eher ein Schlamm- als ein Wasserbad versprach. Der Trick dabei war, sich durch den eigenen Schwung vor und zurück schwingen zu lassen, mit den Armen etwas nachzuhelfen und den Körper anzuspannen. Erst beim zweiten Schwingen durfte man abspringen ...

Er ließ das Seil los und landete fast einen Meter hinter dem Grabenrand. Jetzt weiter zum Stacheldrahttunnel. Am Ende des Tunnelzugangs stand eine Schutzwand, die stabil genug war, um Maschinengewehrsalven aufzuhalten. Die Schützen hatten heute frei, aber bei einem Prüfungslauf legten sie mit gleichmäßigen Feuerstößen aus vollautomatischen Waffen ein Kugeldach über den Drahttunnel. Ein frischgebackener Rekrut würde sich vor Angst fast in die Hose machen, aber die meisten seiner Leute waren alte Hasen: Sie wußten, daß sie sich keine Kugel einfangen konnten, es sei denn, sie steckten ihren Kopf durch den Drahtzaun. Und selbst wenn man das vorhatte, würde es sich als äußerst schwierig erweisen.

»Die Zeit läuft, Colonel!« rief Fernandez ihm zu.

Howard grinste und warf sich auf den Bauch. Auf den Knien und Ellenbogen begann er, durch den Tunnel zu robben. Wenn man unten blieb, wurde man nur schmutzig. Kam man zu hoch, würde der Stacheldraht seinem Namen alle Ehre erweisen und zustechen.

Und das nicht zu knapp!

Vor ihm tauchte eine vier Meter fünfzig hohe Wand auf, an der ein Seil baumelte. Mit Schwung und wenn man sehr hoch sprang, während man gleichzeitig das Kletterseil packte, konnte man die Wand in drei oder vier Zügen überwinden. Dann brauchte man sich nur noch herüberzurollen und würde drei Sekunden später in der Sägemehlgrube landen. Mußte man allerdings erst drei Meter am Seil hochklettern, dauerte das Ganze etwas länger.

Mit einem Satz packte Howard das fünf Zentimeter dicke Tau gut drei Meter über dem Boden. Dann griff er mit der rechten Hand nach oben, umfaßte das Seil, machte das gleiche noch einmal mit links und landete auf der anderen Seite.

Das nächste Hindernis war eigentlich ein zwölf Meter langer Telefonmast, der auf zwei Meter hohen, gekreuzten

Vier-mal-vier-Stützen lag. Man mußte sich an dem einen Ende hochstemmen - dort war ein kleiner Tritt eingelassen -, auf den Mast steigen und bis zum anderen Ende balancieren. Fiel man herunter, mußte man zurückgehen und noch einmal von vorn anfangen. Der Trick dabei war, gleichmäßig zu gehen, weder zu schnell noch zu langsam. Es war zwar nicht besonders hoch, aber bei einem Sturz aus zwei Metern Höhe konnte man sich durchaus den Knöchel verstauchen oder den Arm brechen. Einmal hatte sich ein Mann das Genick gebrochen, weil er ausgerutscht und kopf-über hinuntergefallen war.

Howard erreichte den Tritt, stieß sich ab und stand auf dem Mast. Er hatte diesen Balanceakt schon hundertmal trainiert, daher hatte er den Bogen heraus. Gleichmäßig gehen - weder zu langsam noch zu schnell.

Am anderen Ende befand sich wieder eine Grube mit Sägespänen. Allerdings traf diese archaische Bezeichnung nicht ganz zu, denn der Grubeninhalt war nicht aus Holz, sondern bestand aus recycelten Kunststoffkugeln. Um nicht gleich einen Meter tief darin zu versinken, war es am besten, mit dem Hinterteil voran oder auf dem Rücken darin zu landen.

Der Colonel war am Ende des Mastes angelangt. Er lehnte den Oberkörper nach hinten und sprang nach vorn, so daß er flach auf dem Rücken landete, die Hände ausgestreckt, Handflächen nach unten. Die Kugeln gerieten in Wallung, beruhigten sich aber rasch wieder. Howard rollte sich auf die Seite und sank ein wenig ein. Dennoch erreichte er den Grubenrand und kam wieder auf die Beine.

Der Soldat vor ihm war langsamer als er. Er hatte sich gerade erst aus der Grube hochgerappelt und war nun auf dem Weg zum Minenfeld.

Howard holte den Mann ein. »Platz da!« brüllte er. Der Soldat wich zur Seite und ließ den Colonel vorbeieilen.

Er lag gut in der Zeit. Seine Bestzeit war es zwar nicht, aber er hatte kein schlechtes Gefühl.

Das Minenfeld bestand aus einem sechs Meter breiten und dreißig Meter langen Korridor aus Sand. Dieser war mit elektronischen Minen etwa von der Größe eines Softballs gepflastert. Die Minen waren zwar nicht gefährlich, aber wenn

man auf eine trat, bekam jeder das unweigerlich mit. Es ertönte ein mehrfach verstärkter Schrei, der Tote aufzuwecken schien. Jede Mine, auf die ein Läufer trat, kostete ihn fünfzehn Sekunden. Ihre Lage verrieten die kleinen Mulden, in denen der Sand etwa einen Zentimeter tiefer stand. Wenn man den Parcours als erster passierte, war es am einfachsten. Denn die Minen waren noch problemlos zu erkennen, so daß das Feld in zehn oder fünfzehn Sekunden überquert werden konnte. Aber wenn schon andere Läufer das Hindernis passiert hatten, wurde es schwieriger, die Minen zwischen den Abdrücken der Kampfstiefel auszumachen.

Zwei Soldaten liefen noch über den Sand, als Howard das Feld erreichte. Neulinge meinten oft, nur in die Fußabdrücke der Vorläufer treten zu müssen, um problemlos durchzukommen. Wären die Minen echt, würde das auch funktionieren. Aber die Fallen wurden alle zwei Minuten per Zufallsgenerator neu gelegt. In die Fußstapfen der anderen zu treten, brachte möglicherweise nicht den gewünschten Erfolg. Sicher sein konnte man jedenfalls nicht.

Ein bestimmtes Raster ließ sich auch nicht ableiten, denn Howards Techniker hatten Anweisung, es etwa einmal in der Woche zu variieren.

Auch hier war Gleichmäßigkeit der Schlüssel zum Erfolg. Versuchte man sich zu beeilen, wurde man mit Sicherheit über Gebühr beschallt. War man zu langsam, fing man an, sich zu viele Gedanken zu machen, und sah Fallen, wo keine waren.

Er betrat den Sand.

Vierzig Sekunden später hatte er das Minenfeld überwunden, ohne auch nur eine der ohrenbetäubenden Lärmquellen auszulösen. Er fühlte sich ziemlich gut, denn er hatte einen der Soldaten auf dem Sandfeld überholt und den anderen auf dem Weg zum letzten Hindernis hinter sich gelassen.

Die letzte Prüfung an diesem Tag kam in Gestalt von Sergeant Arlo Phillips, einem fast zwei Meter großen, hundertzwanzig Kilo schweren Kampfausbilder. Seine Rolle war einfach. Man mußte versuchen, an ihm vorbeizukommen und einen Summer zu betätigen, der auf einem Pfahl in der Mitte eines auf dem weichen Boden aufgemalten, weißen Kreises montiert war. Die Aufgabe des Sergeants bestand darin, den Teilnehmer aus dem Kreis zu

befördern, ehe er den Summer erreichte. Es durfte nur jeweils ein Soldat in den Kreis. Einmal hinausgeworfen, mußte man sich wieder hinten anstellen und es erneut versuchen. Obwohl die eigene Stoppuhr anhielt, wenn man den Kreis erreichte - der Transponder am Gürtel schaltete sie ab, wenn man sich vor dem Kreis in die Schlange einreihete - und nur noch die Zeit stoppte, die man innerhalb des Kreises verbrachte, kostete dieses Hindernis die meisten Prüflinge erhebliche Punkteverluste. Die Kampfausbilder konnten es nicht vertragen zu verlieren. Sie wechselten sich innerhalb des Kreises ab. Alle waren ausgesprochen gut. Phillips war kräftig, geschickt und liebte diese Übung. Wenn man ihm Mann gegen Mann und von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand, würde er sein Gegenüber glatt fertigmachen, sofern man versuchte, ihn mit Muskelkraft zu besiegen. Es gab Soldaten, die schworen, gesehen zu haben, wie Phillips das Vorderteil eines Dodge Kleintransporters hochhob und in eine zu enge Parklücke bugsiierte. Die einzige Möglichkeit, ihn zu schlagen, bestand darin, außerhalb seiner Reichweite zu bleiben.

Als Howard an die Reihe kam, lief er geradewegs auf Phillips zu, duckte sich erst nach rechts, dann nach links. Er täuschte einen Angriff von oben vor, um schließlich nach links wegzutauchen, und rollte an Phillips vorbei. Der Ausbilder erwischte Howards rechten Fuß, als er wieder hochkam, aber es war schon zu spät - der Colonel griff nach dem Summer. Allerdings konnte er ihn nur mit den Fingerspitzen kurz berühren, dann zog Phillips ihm den Fuß weg, und er ging bäuchlings zu Boden. Doch es hatte ausgereicht - der Summer ertönte. Seine Uhr stoppte die Zeit. Für ihn war der Hindernislauf vorbei.

»Sie haben Offiziersglück, Sir«, sagte Phillips.

Howard kam auf die Füße, klopfte sich den Sand ab und grinste den kräftigeren Mann an. »Ich verstehe. Nur Glück gehabt, nicht gut gewesen.«

»Genau, Sir.« Phillips wandte sich ab. »Der nächste!«

Howard ging zu Fernandez hinüber, der mit einigen Technikern die Punkte für die Übung notierte.

»Ich glaube, Sie werden langsam alt, Colonel, Sir. Sie waren Dritter.«

»Hinter wem?« Howard zog sich das Stirnband vom Kopf und wischte sich damit den Schweiß um die Augen herum ab.

»Nun, Sir, Captain Marcus ist erster mit gut sechzehn Sekunden Vorsprung. Sie haben ihm gegenüber Zeit verloren, weil er Phillips mit seinem geliebten Jiu-Jitsu-Manöver überrumpelt hat.«

»Und wer ist zweiter?«

Fernandez grinste breit. »Nur kein Neid, Sir.«

»Ich fasse es nicht.«

»Doch, Sir, ich war schneller als Sie.«

»Mit wieviel Vorsprung?«

»Zwei Sekunden«, antwortete Fernandez.

»Großer Gott.«

»Ich glaube, der war dieses Mal auf meiner Seite, Sir.«

»Wenn Sie schneller waren, müssen Sie über das Minenfeld geflogen sein.«

»Ich bin zwischendurch mal gelandet und hab' ein Bier getrunken, Sir. Ich hatte mir schon gedacht, daß ich massenhaft Zeit habe.«

Grinsend schüttelte Howard den Kopf. »Wie schneiden die Jungs ab?«

»Ganz gut, insgesamt. Ich habe unsere A-1-Jungs - und Mädchen - gegen Mitglieder der Sondereinheiten mit Ausnahme vielleicht der besten SEALs-Leute antreten lassen. Sie haben ziemlich gut abgeschnitten.«

»Machen Sie weiter, Sergeant.«

»Ja, Sir.«

Howard ging zu den neuen Offiziersumkleideräumen hinüber, um sich umzuziehen. Verdammt, alles war neu, vor ein paar Jahren hatte das hier noch ganz anders ausgesehen ... Wenn er sich etwas beeilte, könnte er rechtzeitig zu Hause sein, um mit seiner Frau in die Kirche zu gehen.

Sonntag, 3. Oktober, 8 Uhr 45
Luftraum über Marietta, Georgia

Mora Sullivan schaute aus dem Fenster des Jets auf die tief unter ihr liegende Landschaft. Sie hatte beide Sitze der Ersten Klasse auf diesem Flug für sich. Das war kein Zufall, denn sie kaufte vorsichtshalber immer zwei Flugtickets, für den Fall, daß sie die Identität wechseln mußte, bevor sie den Flieger bestieg. Das Flugzeug war nur zur Hälfte besetzt, so daß sich niemand auf dem leeren Platz neben ihr niederlassen würde.

Der Herbst präsentierte sich in voller Pracht - in Georgias Mischwäldern hoben sich zwischen den immergrünen Pinien die Harthölzer deutlich durch orangefarbene, gelbe und rote Schattierungen ab. Auf Flügen schlief sie meistens, aber an diesem Morgen war sie zu aufgedreht und nervös. In all den Jahren, in denen sie schon im Geschäft war, war es nur zweimal vorgekommen, daß sie ihren Auftraggeber eliminieren mußte. Für den ersten, Marcel Toullier, erhielt sie einen entsprechenden Auftrag sechs Monate, nachdem sie für den Franzosen tätig gewesen war. Daß er zu ihren Auftraggebern gezählt hatte, verlieh ihm keine Immunität, vielmehr betrachtete sie es als eine rein geschäftliche Angelegenheit, nichts Persönliches. Dabei hatte sie Toullier durchaus sympathisch gefunden.

Beim zweitenmal ging es um die Eliminierung des Wafenhändlers Denton Harrison. Er hatte einige dumme Fehler gemacht und kam in den Knast. Es lag genug gegen ihn vor, um ihn fünfzig Jahre hinter Schloß und Riegel zu bringen. Sullivan war klar, daß er reden und sein Wissen preisgeben würde, nur um aus dem Gefängnis zu kommen. Früher oder später hätte er möglicherweise auch erwähnt, daß er Selkie angeheuert hatte. Die Telefonnummern, die sie ihm damals gegeben hatte, hätten zwar ins Leere geführt -die Leitungen waren längst abgeklemmt und nicht mehr zurückzuverfolgen -, aber bislang wußten die Behörden nicht einmal mit Sicherheit, ob Selkie überhaupt existierte. Und so sollte es auch bleiben.

Harrison trug kugelsichere Schutzkleidung der Klasse zwei und war von Bundespolizisten umgeben, als man ihn vom

Gerichtsgebäude in Chicago an einen sicheren Ort bringen wollte. Sie gab den Schuß aus einer Entfernung von zweihundert Metern ab. Kevlar der Klasse zwei konnte der .308er Patrone des Heckenschützengewehrs nichts entgegensetzen: Sie durchschlug Harrisons Aorta und hinterließ bei ihrem Austritt aus seinem Rücken ein faustgroßes Loch. Er war schon mausetot, noch bevor der Knall des Schusses ihn erreicht hatte.

Und nun also Genaloni.

Ein Flugbegleiter kam vorbei. »Kaffee? Saft? Irgend etwas anderes zu trinken?«

»Nein, vielen Dank.«

War es überhaupt nötig, den Mafiakönig außer Gefecht zu setzen?

Wenn sie reflexartig an diese Möglichkeit gedacht hatte, wäre sie nicht besser als er. Daß sie etwas unternehmen mußte, war klar. Und weil sie ihren Lebensunterhalt mit dem Ausschalten von Menschen verdiente, war das ihre Stärke. Deshalb mußte sie es als Möglichkeit in Betracht ziehen. Aber es gab noch andere Mittel. Da sie sich entschlossen hatte, sich demnächst aus dem Geschäft zurückzuziehen, brauchte sie die alten Identitäten, die Häuser und Mietwohnungen nicht mehr. Sie könnte eine Spur legen, die in einem Autounfall oder einem anderen Unglück enden würde, so daß jeder, der sie verfolgte, von ihrem Tod überzeugt wäre.

Oder sie stellte Genaloni eine Falle und brachte ihn für ein fingiertes Verbrechen hinter Gitter. Natürlich würde er auch von einer Gefängniszelle aus weiter Macht ausüben, das war bei Kerlen seines Kalibers immer so. Aber er würde die Prioritäten auf seiner Liste anders verteilen. Selbst jemand wie Genaloni würde sich nach fünf oder zehn Jahren hinter schwedischen Gardinen nicht mehr an sie erinnern.

Männer wie Genaloni starben entweder relativ jung oder landeten früher oder später im Knast. Sie schafften sich auf beiden Seiten des Gesetzes viele Feinde, so daß die Wahrscheinlichkeit recht hoch war, daß einer ihrer Widersacher sie irgendwann erwischte. Natürlich gab es auch neunzigjährige Ex-Ganoven, die, im Rollstuhl Sauerstoff aus tragbaren Flaschen tankend, vorgaben, schwach oder senil zu sein. Das waren die Ausnahmen von der Regel. Alte schnauzbärtige Capones, die trotz aller lauernden Ge-

fahren immer noch frei herumlaufen oder - besser gesagt -herumfahren.

Selkie seufzte. Wie ging sie am besten vor? Sie mußte sich ziemlich schnell entscheiden. Sobald sie dem Hundezwinger im Norden des Bundesstaates das Geld für den kürzlich abhanden gekommenen Hund gezahlt hatte, würde sie nach Albany fahren und zu Hause darüber nachdenken.

*Sonntag, 3. Oktober, 13 Uhr 28
Washington, D.C.*

Tief durchatmend stand Tyrone vor Bellas Haustür und versuchte, etwas ruhiger zu werden. Der Nachhilfeunterricht gestern war ziemlich gut gelaufen. Sie war 'zwar keine ausgesprochen tolle Netzsurferin, aber ganz annehmbar.

Zweimal hatte sie mit ihrer Hüfte die seine gestreift. Und einmal, als sie über ihn hinweg nach einem Magnetgriffel langte, hatte er das Gewicht ihrer Brust auf seinem Arm gespürt.

Eines Tages würde diese Erinnerung vielleicht verblassen, aber in diesem Moment trug sie nicht gerade dazu bei, seinen Pulsschlag zu verlangsamen.

Er drückte auf den Summer.

Bella öffnete die Haustür. Heute trug sie ein weniger aufreizendes Outfit - einen dunkelblauen Jogginganzug. Ihre Haare waren ordentlich hochgesteckt, und sie sah frisch geduscht aus. Sie roch sauber und ein bißchen nach Seife.

»Hallo, Ty. Ich war gerade unter der Dusche. Entschuldige meinen Aufzug.«

Diesen Anblick konnte er sich lebhaft vorstellen: Bella unter der Dusche.

»Nein, nein, du siehst prima aus«, sagte er. Aber er sprudelte die Worte viel zu schnell mit viel zu hoch klingender Stimme heraus. Er war einfach zu blöd. Verdammt!

»Komm rein.«

In ihrem Zimmer legten sie die VR-Ausrüstung an, um mit dem Nachhilfeunterricht anzufangen.

Tyrone meinte: »Gut. Heute benutzen wir mal mein Programm. Hast du etwas dagegen, zu zweit auf einem Motorrad zu fahren?«

»Nopro«, antwortete Bella. »Alles, was du willst.«

Schön wär's. Allerdings hatte das, was er wollte, nichts mit dem Netz zu tun. Nein, Mann, absolut und überhaupt nichts. Statt dessen sagte er: »Okay. Das Szenario sieht folgendermaßen aus...«

Sonntag, 3. Oktober, 21 Uhr 45
Grosny

Plechanow loggte sich ein und aktivierte die virtuelle Realität. Ihm fiel ein, daß er das alte Programm noch immer nicht gelöscht hatte. Die metallicblau glänzende Corvette parkte direkt vor ihm am Randstein. Im Geiste schüttelte er den Kopf. Er sollte das Ding wirklich loswerden. Schon gut, schon gut. Sobald er den kurzen Abstecher in die Schweiz hinter sich gebracht hätte, würde er das Programm verschrotten. Endgültig.

Sonntag, 3. Oktober, 13 Uhr 50
Washington, D.C.

Während sie auf der Harley die kurvenreiche Straße durch die Schweizer Alpen entlang brausten, mußte Tyrone brüllen, um den Fahrtwind zu übertönen: »Hast du verstanden, wie das funktioniert? Mein Programm übersetzt die anderen Programme in kompatible visuelle Modi. Sieht du den Lastwagen dort? Wenn wir in einem Wasserszenario wären, wäre das wahrscheinlich ein Kutter oder ein Schiff.«

»Aber wie funktioniert das?« schrie Bella.

Er warf einen kurzen Blick zu ihr nach hinten. Der Wind spielte mit ihren Haaren, die sie jetzt offen trug.

»Ganz einfach. Wenn wir in völlig verschiedenen Modi sind, werden die Bilder des anderen Surfers von meinem Programm überlagert. Winkel und relative Geschwindigkeit sind gleich, genauso Luft, Wasser, Land und sogar die Fantasie. Wenn die Modi ähnlich genug sind - wie der Lastwagen, der im Straßenszenario ist, nicht im Wasser oder so -, übernimmt mein Programm sein Bild, ohne es zu verändern, um die VR-Geschwindigkeiten zu halten. Die meisten Leute, die hier zusammentreffen, nehmen entweder das eine oder das andere Programm und benutzen es gemeinsam. Anderenfalls kommt es zu einer Zeitverzögerung in der Bildwiederholrate von einigen Mikrosekunden.«

»Aha, ich verstehe.«

»Der Lastwagen ist in Wirklichkeit ein dickes, kodierte Infopaket, deshalb ist er so langsam. Paß mal auf.« Tyrone drehte am Gasgriff und ließ den kraftvollen Motor der Harley aufheulen. Sie überholten den dahinkriechenden Lkw und scherten vor ihm wieder ein, weil ihnen ein Auto entgegenkam.

Bella kreischte.

Das gefiel Tyrone.

»Ist das handelsübliche Software?«

»Na ja, diese habe ich etwas modifiziert.«

»Das kannst du?«

»Klar. Ich könnte auch selbst ein Programm schreiben, aber es ist einfacher, ein vorhandenes zu ändern.«

»Kannst du mir zeigen, wie das geht? Ein eigenes Programm schreiben?«

»Ja, klar, *nopro*. Ist gar nicht so schwer.«

»Super!«

In diesem Augenblick mußte Tyrone an das Gespräch mit seinem Vater denken. *Biete den Einheimischen etwas an, das sie vom Feind nicht bekommen können*, hatte er gesagt. Auch wenn Tyrone Knochenbrecher nicht unbedingt als einen Feind betrachtete, so hatte sein alter Herr den Nagel auf den Kopf getroffen. Er hatte etwas, das LeMott nicht hatte, eine Fähigkeit,

ein Talent, das Bella in diesem Moment wollte. Das bedeutete wirklich DF - der Datenfluß strömte in vierter Potenz!

Sie hielten an einer Kreuzung mit einem Stoppschild. Zur CyberNation ging es links ab. Vielleicht sollte er sie dorthin mitnehmen? Als er ein paarmal dort herumgesurft war, hatte er es zwar interessant gefunden, aber die wirklich guten Sachen bekam man nur zu sehen, wenn man die Staatsbürgerschaft angenommen hatte. Und das würde nicht passieren. Er hörte seinen Vater schon sagen: »Deine Staatsbürgerschaft aufgeben, um in ein Computerland auszuwandern, das gar nicht existiert? Kommt nicht in Frage.«

Vor ihnen passierte der Querverkehr die Kreuzung. Tyrone war so mit sich beschäftigt, daß ihm fast die Corvette entging, die an ihnen vorüberzischte.

Aber nur fast. In seinem Kopf ging ein Alarm los. Eine Corvette ... Moment mal ... da war doch was ...

Ach ja, Jays Mail von gestern.. Haltet Ausschau nach einem jungen Typen im Anzug, der eine blaue Corvette fährt.

Der Straßenflitzer war schon vorbei, noch ehe er einen Blick auf den Fahrer hatte erhaschen können. Vor Tyrone an der Ampel standen zwei Autos und ein Lieferwagen. Wahrscheinlich war es nicht so wichtig.

Aber vielleicht doch. Vielleicht sollte er das zumindest abchecken? Und wenn Bella Fragen stellte, mußte er ihr den Grund nennen ...

Knochenbrecher half wohl kaum einem Bundesbeamten bei der Arbeit, oder?

Tyrone legte den ersten Gang ein und gab etwas Gas. Er lenkte das Motorrad auf den Seitenstreifen und schoß an den wartenden Fahrzeugen vorbei. Das brachte ihm ein ziemliches Hupkonzert ein.

»Wow! Ist das legal?«

»Na ja, eigentlich nicht«, räumte Tyrone ein. »Aber uns bleibt nichts anderes übrig.« An der Ecke angekommen, beugte er sich vor, um die Lage zu peilen. Dann legte er einen höheren Gang ein und drehte auf. »Siehst du die blaue Corvette da vorn?«

»Ja?«

»Die muß ich überprüfen. Ich, äh, helfe einem Bekannten, der bei der Net Force arbeitet.«

»Bei der Net Force? Wirklich?«

»Ja, klar. Jay Gridley, er ist der Computerfachmann dort. Ab und zu erledige ich etwas für ihn.«

»Wow. Super, Ty!«

Bildete er sich das bloß ein, oder war ihr Griff um seinen Oberkörper tatsächlich etwas fester geworden?

»Können wir ihn schnappen?«

»Nopro. In diesem Szenario hängt mich so gut wie keiner ab. Halt dich fest.«

Es gab keinen Zweifel, ihr Griff war fester geworden. *Ja!*

Sonntag, 3. Oktober, 21 Uhr 58
Grosny

Auf dem Rückweg von der Bank in Zürich fiel Plechanow das Motorrad auf, das sich schnell von hinten näherte. Er legte die Stirn in Falten. Einen Moment lang war er beunruhigt und beobachtete die Harley im Rückspiegel. Es dauerte nicht lange, bis das Zweirad ihn eingeholt hatte. Dann scherte es auf die Gegenspur aus und setzte zum Überholen an. Der Schwertransporter, der auf der engen zweispurigen Zubringerstraße entgegenkam, schien den Fahrer nicht zu kümmern. Plechanow warf einen flüchtigen Blick auf das Motorrad. Es saßen zwei Personen darauf, Teenager, ein Junge und ein Mädchen. Keiner von beiden schien ihn sonderlich zu beachten. Einige Sekunden später hatte der Motorradfahrer das Überholmanöver beendet und scherte wieder vor ihm auf die Spur ein. Dabei mußte er noch einmal beschleunigen und schien dem entgegenkommenden Lastwagen nur um Haaresbreite auszuweichen. Das Zweirad entfernte sich rasch.

Plechanow schüttelte den Kopf über seine eigene Paranoia. Das hatte nichts zu bedeuten. Ein Dorftrottel, der vor seiner hübschen

Freundin angeben wollte, indem er waghalsig das schnellste Fahrzeug auf der Straße überholte. Er selbst war auch einmal in diesem Alter gewesen, aber das war Lichtjahre her. So jung wollte er nicht mehr sein. Das hart erkämpfte Wissen und die Weisheit gegen brodelnde Hormone und die rücksichtslose Carpe-diem-Philosophie der Jugend eintauschen?! Nein. Teenager glaubten, sie lebten ewig und könnten alles im Leben erreichen. Er wußte es besser.

Alles hatte seine Grenzen. Selbst die Reichsten und Mächtigsten gingen am Ende den Weg allen Fleisches. Fünfzig öder sechzig Jahre weiter, und seine Zeit war abgelaufen. Aber in seinem Fall war es zumindest qualitativ wertvolle Zeit.

*Sonntag, 3. Oktober, 14 Uhr 20
Washington, D.C.*

Jay Gridley befand sich im Netz und lenkte den Viper mit hoher Geschwindigkeit mitten durch Nirgendwo in Montana, als das Szenario von der Steuerung automatisch unterbrochen wurde. Er hörte das Summen seines nicht verzeichneten Überlandtelefons im Apartment, verkürzte die Zykluszeit seines VR-Programms und stieg, aus dem Modus aus. Dann legte er die Ausrüstung ab und schaltete das eingehende Gespräch auf das Voxax-System um.

»Ja?«

»Mr. Gridley?« Die Stimme am anderen Ende klang weiblich und jung.

Jay runzelte die Stirn. Eigentlich sollte niemand, der ihn >Mister< nannte, seine Geheimnummer kennen. »Wer ist da?« fragte er.

»Belladonna Wright. Ich bin eine Freundin von Ty Howard.«

Bevor sich Gridley darüber allzuviel Gedanken machen konnte, fuhr das Mädchen fort. »Ty ist online in einem Szenario. Ich soll Sie anrufen und Ihnen die Koordinaten durchgeben. Es könnte sein, daß er die blaue Corvette aufgespürt hat, nach der Sie suchen.«

»Donnerwetter! Wo?«

Sie ratterte die Koordinaten herunter. Gridley ließ den Computer die Werte direkt in sein VR-Programm einspeisen. »Danke, Miß Wright. Sagen Sie Tyrone, ich bin schon unterwegs. Discom.«

Gridley wechselte sofort wieder auf die virtuelle Ebene. Aber als er den Modus programmieren wollte, hielt er unvermittelt inne. Wahrscheinlich handelte es sich nicht um das gesuchte Fahrzeug, aber falls doch, dann würde der Viper dem Fahrer sicher verdächtig vorkommen. Demnach wäre es sicher geschickter,

wenn er das Programm wechselte - warum ein unnötiges Risiko eingehen? Etwas weniger Auffälliges wäre gut.

Gridley rief den grauen Neon auf.

Das auf realen Straßen am häufigsten anzutreffende Auto war ein zwei Jahre alter, zumeist grau lackierter Neon. Für Neulinge und Leute, denen egal war, womit sie durch das Netz gondelten, war das die Standardeinstellung. Ein Viper war etwas Besonderes, hatte Stil und Klasse, erregte Aufmerksamkeit. Aber einer von vielen grauen Neons? Ein solches Auto machte den Benutzer mehr oder weniger unsichtbar. Wenn man etwas davon verstand, konnte man unter der Null-acht-fünfzehn-Haube allerdings einen leistungsfähigeren Motor als die Standardmaschine verbergen. Gridley wäre zwar nicht so schnell wie sonst, aber er könnte Geschwindigkeit gegen Anonymität eintauschen. Wenn es sich wirklich um den Bankräuber handelte, dann wollte er auf keinen Fall, daß der Kerl ihn allzuschnell bemerkte.

Er lud das Programm und übertrug die Koordinaten.

Die Adresse entpuppte sich als eine Tankstelle mit angeschlossener Raststätte im Westen Deutschlands. Als Gridley den Wagen auf den Parkplatz lenkte, sah er ein hübsches Mädchen von der Telefonzelle auf Tyrone zugehen, der neben seiner geparkten Harley stand. Links davon befand sich ein Volvo-Elektrolieferwagen, der gerade aufgeladen wurde. Ein sehr realistisches Szenario. Tyrone bemerkte ihn nicht, als er vorfuhr; sein Blick war auf den Parkplatz vor dem Restaurant gerichtet.

Gridley schaute ebenfalls zum Restaurant hinüber. Unmittelbar vor dem Gebäude parkte die Corvette. Das Modell und die Farbe stimmten, aber das wollte noch nichts heißen. Er brachte den Neon in der Nähe von Tyrones Maschine zum Stehen, so daß die beiden Teenager kurz auf ihn aufmerksam wurden. Dann stellte er den Motor ab und stieg aus. Es war kühl und frisch, ein wunderschöner Herbsttag. Doch der in der Luft hängende Gestank von Diesel vermischte sich mit dem Ozongeruch des großen Ladegerätes, das den Lieferwagen mit Saft versorgte. Wirklich ein ausgesprochen realistisches Szenario.

»Hallo, Tyrone.«

»Hi, Jay G. Äh, das ist, äh, Belladonna. Bella, darf ich vorstellen, Jay Gridley.«

Gridley sagte: »Wir haben telefoniert. Freut mich, dich kennenzulernen. Ist das eine virtuelle Identität oder dein tatsächliches Erscheinungsbild?«

»Das tatsächliche«, antwortete das Mädchen.

»In Wirklichkeit sieht sie noch besser aus«, warf Tyrone ein, um gleich darauf scheinbar hochinteressiert seine Schuhspitzen zu mustern.

Gridley lächelte. Zum Glück hatte der Junge eine dunkle Hautfarbe, sonst würde er jetzt so tomatenrot anlaufen, daß er ein erstklassiges Rücklicht abgäbe.

Tyrone war sich dessen bewußt. Rasch zeigte er auf den Wagen. »Da parkt die Corvette. Der Fahrer ist drinnen.«

Gridley nickte. »Danke für den Anruf. Hast du das Nummernschild überprüft?«

»Sicher, gleich als erstes. Quikscan ergab, daß es einem Wing Lu aus Kanton in China gehört. Aber eine umgekehrte Suche über das indexsequentielle Zugriffsverfahren war negativ.«

»Also ist das Nummernschild wahrscheinlich gefälscht«, vermutete Gridley. »Welch eine Überraschung.«

Tyrone wandte sich erklärend an das Mädchen. »Viele Leute wollen im Netz anonym bleiben. Neben falschen Namen und angenommenen Identitäten, hinter denen sie ihre wahre Identität verbergen, programmieren sie falsche Zugangsdaten ein wie Nummernschilder, Adressen oder Codes. Eine der wichtigsten Regeln beim Surfen durch das Netz ist ...«

»... niemals zu glauben, was man sieht«, beendete Bella seinen Satz. »Ich bin zwar kein totaler Freak, aber im Netz bin ich nicht zum erstenmal, Ty.«

»Entschuldige«, sagte Tyrone.

Gridley schüttelte den Kopf. Teenieliebe. Es tat weh, das mit ansehen zu müssen. »Was gibt es sonst noch?« fragte er, um das Gespräch wieder auf die Corvette zurückzubringen.

»Er fährt schnell, wechselt die Spur, ohne die Unebenheiten in der Mitte zu berühren. Er gerät nie hinter ein langsames Datenpaket oder wird vom Datenverkehr behindert.«

»Ein Buttersurfer«, sagte Gridley.

»Zweifellos«, erwiderte Tyrone.

»Was ist ein Buttersurfer?« fragte Bella.

»Jemand, der wie geschmiert und reibungslos durch das Web gleitet«, antwortete Tyrone. »Entweder ist er in diesem Modus besonders gut, weil er ihn schon oft benutzt hat. Oder er hat so viel Zeit im Web verbracht, daß er sich in jedem Modus gut auskennt.«

»Was bedeutet das?«

»Vermutlich ist er ein Programmierer«, antwortete Gridley.

»Darf ich fragen, warum Sie ihn suchen?« fragte Bella.

»Das kann ich dir momentan leider nicht sagen. Es geschieht im Rahmen einer laufenden Untersuchung.«

»Aber es ist eine große Sache, oder?«

»O ja, wenn es sich um den Gesuchten handelt, dann ist das eine megagroße Angelegenheit. Je mehr wir über ihn erfahren, um so besser.« Gridley warf einen kurzen Blick zu Tyrone hinüber. »Hat er euch gesehen?«

»Wir haben ihn überholt, um näher an ihn heranzukommen. Die Straße war ziemlich eng. Seitdem sind wir in einiger Entfernung geblieben. Ich glaube nicht, daß er uns gesehen hat, solange wir ihm folgten. Aber aufgrund des Überholmanövers könnte er uns wiedererkennen, wenn er uns noch einmal zu Gesicht bekommt.«

> »Also gut. Laßt die Maschine stehen und fahrt mit mir. Mal sehen, wie lange wir an ihm dranbleiben können.«

Gefolgt von den beiden Teenagern, ging Gridley zu seinem Wagen hinüber. Plötzlich schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. »Setzt euch besser nach hinten«, schlug er vor, »auf dem Beifahrersitz habe ich einen Haufen Zeugs rumliegen.«

Das stimmte zwar nicht ganz, aber bis sie den Wagen erreicht hätten, könnte er das von hier aus leicht arrangieren. Er war auch einmal in dem Alter gewesen. Es schien ihm allerdings eine Ewigkeit her zu sein, wenn er sich Tyrone und Belladonna so ansah. Aber wenn sein Gedächtnis ihn nicht völlig im Stich ließ, war es für einen Jungen in dem Alter ein aufregendes Erlebnis, neben einem hübschen Mädchen auf der Rückbank eines Kleinwagens zu sitzen.

Allerdings - wenn er es sich recht überlegte, besaß es auch für einen Mann seines Alters einen Reiz.

Sie waren gerade eingestiegen, als Tyrone sagte: »Da ist er!«

Gridley konzentrierte sich wieder. Tatsächlich, ein Mann kam aus dem Restaurant und ging auf die Corvette zu. Jay sah ihn deutlich. Ein Grinsen breitete sich in seinem Gesicht aus. Ja, das war die gleiche virtuelle Person, die er in New Orleans gesehen hatte! Ziemlich selbstgefällig von dem Typen, sie immer noch zu benutzen. Aber nicht nur das. Es war auch dumm. Das war ihre Chance. »Gut gemacht, Tyrone. Du hast was gut bei mir.«

»Ist das der Mann, den Sie suchen?« fragte Bella.

»Allerdings.«

»Super, Ty!«

Offenbar hatte jemand hinten auf dem Rücksitz gerade ordentlich Punkte gemacht. » >Jetzt habe ich dich<«, sagte Gridley, Darth Vader nachahmend. Er griff unter das Armaturenbrett und holte ein Computermikrofon hervor, das er auf Empfang stellte. »Hier spricht Jay Gridley, Agent der Net Force, Dienstnummer JG-sechs-fünf-acht-neun-neun, Autorisation Zeta eins-eins. Es liegt Priorität fünf bei diesen Koordinaten vor, ich wiederhole, Priorität fünf. Einzelheiten folgen.« Der Agent gab den Code, die gefälschten Nummernschilder der Corvette und eine Beschreibung des Fahrzeugs und der virtuellen Person durch.

Auf dem Rücksitz erklärte Tyrone dem Mädchen leise, was vorging. »Er alarmiert die Polizeibehörden. Jeder Polizist im Netz, der die Corvette entdeckt, speichert die Zeit und den Ort. So könnten wir ein Positionsraaster aufstellen, wenn wir ihn verlieren.«

»Ihn verlieren? Du glaubst also nicht, daß wir an ihm dranbleiben?« fragte Bella.

»Nicht, wenn der Typ wirklich ein Buttersurfer auf der Flucht ist. Dann ist er vorsichtig. Einen Verfolger wird er früher oder später entdecken. Wenn er die Zykluszeit verkürzt und aus dem Modus aussteigt, bleiben seine Leitungen offen, so daß wir seine Spur weiterverfolgen könnten. Wenn er uns entdeckt, muß er uns abhängen oder irgendwie anders abschütteln.«

»Nicht mit diesen Reifen«, warf Gridley ein. »Sie sind selbstabdichtend.«

»Was?«

»Schon gut.«

Tyrone fuhr fort. »Um zu entwischen, wenn er in Bedrängnis gerät, kann er sich die Ausrüstung herunterreißen oder die

Stromzufuhr unterbrechen. Wahrscheinlich würde das zu einem Systemabsturz führen und sein VRProgramm beschädigen, falls er es während des Surfens macht. Aber damit wäre er auf jeden Fall verschwunden.«

»Und das würde er tun?«

»Ich an seiner Stelle schon«, antwortete Gridley. »Die wichtigste Regel beim Computer ist die Datensicherung. Vielleicht wird er eine Weile brauchen, bis er seine Software wieder aufgespielt und die Einstellungen alle wieder vorgenommen hat. Aber für ihn wäre es immer noch besser, als wenn die Net Force in der Realität an seine Tür klopft, um ihn festzunehmen.«

»Wow.« Bella schien beeindruckt.

Gridley ließ den Motor des Neon aufheulen. »Gut, aber das kommt später.« Er beobachtete, wie die Corvette rückwärts aus der Parklücke stieß und auf den Highway fuhr. »Verfolgen wir ihn zunächst, solange er noch da ist. Schnallt euch an.«

*Sonntag, 3. Oktober, 15 Uhr
Albany, New York*

Für Sullivan war es selbstverständlich, den abhanden gekommenen Hund zu bezahlen. Sie wählte dazu den langen Weg: Die Firma, die den mit gebrauchten Hundertern vollgestopften Umschlag bei dem Hundezwinger abgab, war bereits das dritte Glied in der Kette. Sie hatte den Umschlag von dem zweiten Glied, einer anderen Firma, bekommen. Das Unternehmen am Anfang der Kette hatte das Geld wiederum an der Rezeption eines Hotels abgeholt, wo es ein Minderjähriger deponiert hatte, dem Sullivan dafür einen Sechserpack Bier spendierte. Bei dieser Transaktion war sie verkleidet gewesen. Es war sehr unwahrscheinlich, dass jemand den Weg zurückverfolgte, sofern man überhaupt darauf stieß. Außerdem verlief die Spur bei dem Jungen im Sande, denn er würde sich nur an eine Vierzigjährige mit einem warzenartigen Leberfleck auf dem Kinn erinnern.

Zurück in Albany, hatte sie eine Entscheidung getroffen. Sie war noch jung. Sechzig oder achtzig Jahre oder sogar mehr mochten noch vor ihr liegen, je nach medizinischem Fortschritt. Und es bestand kein Zweifel, daß sie sowohl geistig als auch körperlich auf dem Höhepunkt angelangt war. Besser als jetzt würden ihre Fähigkeiten nicht mehr werden. Sie hatte nach all den Jahren des Tanzes auf dem Vulkan für bestimmte Dinge ein Gespür entwickelt, eine Art Instinkt. Und sie hatte gelernt, diesem Gespür zu vertrauen. In ihrer jetzigen Situation war ihr deshalb klar, daß es Zeit wurde, sich abzusetzen. Weiterzumachen wie ein Boxer, dessen beste Zeiten vorbei waren und der über kurz oder lang von irgendeinem Großmaul mit eisernem Kiefer auf die Bretter geschickt werden würde, war keine gute Idee.

Also schön. Sobald die verfehlte Zielperson ausgeschaltet war, würde sie sich in den Ruhestand begeben, würde Selkie sämtliche Leitungen kappen. Arm war sie nicht gerade, denn sie hatte acht Millionen Dollar auf der hohen Kante. Bei sorgfältiger Investition könnte sie von den Zinsen leben. Ursprünglich hatte sie sich zwar zehn Millionen vorgenommen, aber das war nur ein hypothetisches Ziel gewesen. Es gab einige risikoreiche, aber äußerst lukrative Vorhaben, in die sie investieren könnte und die sich mit Sicherheit auszahlten. Verhungern würde sie nicht.

Das einzige ungelöste Problem war Genaloni.

Wahrscheinlich würde ihr Auftraggeber wie alle diese Schlauköpfe unter der Erde oder im Kittchen enden. Aber >wahrscheinlich< reichte nicht, um sechzig oder achtzig Jahre aufs Spiel zu setzen. Sie wollte keines dieser Jahre damit verschwenden, verstohlene Blicke über die Schulter zu werfen, weil sie Genaloni fürchten mußte.

Nein, Genaloni mußte ein Teil ihrer Vergangenheit werden. Ihrer abgeschlossenen Vergangenheit.

Das war nicht allzu schwer. Mafiosi wie er umgaben sich mit Muskelpaketen und bewaffneten Leibwächtern, um sich vor ihresgleichen zu schützen. Sie hatten Rechtsanwälte, die ihnen die Polizei vom Hals hielten. Daß ihnen von anderer Seite eine Gefahr drohen könnte, überstieg ihre Vorstellungskraft. Genaloni mochte zwar der Intelligenteste unter ihnen sein, aber er hatte seine Schwächen. Zu Selkies Geschäftsphilosophie gehörte, daß sie alles

über ihre Auftraggeber in Erfahrung brachte, bevor sie einen Auftrag annahm. Genaloni hatte nicht nur eine kleine Armee von Schlägern und Rechtsanwälten, sondern auch eine Geliebte. Sie hieß Brigitte. Dank seiner Unterstützung führte sie zwar ein finanziell sorgenfreies Leben, aber sie hatte weder Rechtsanwälte noch Leibwächter, die sie schützten.

Zunächst würde sie sich um Genaloni kümmern, danach um den Bürokraten in Washington. Dann einen Monat Urlaub auf Hawaii vielleicht. Oder Tahiti. Sie wollte irgendwohin, wo es warm war, die Sonne schien und wo sie ohne Uhren oder Arbeit einfach in den Tag hineinleben konnte.

Auf Selkies Gesicht breitete sich ein Lächeln aus. Es tat gut, ein neues Ziel zu haben.

*Sonntag, 3. Oktober, 23 Uhr 05
Auf dem nördlichen euroasiatischen Highway*

Er hatte einen Verfolger, soviel stand fest.

Plechanow stieß einen kurzen Fluch auf russisch aus, um seinem Ärger Luft zu machen. Dann schob er ihn beiseite. Was passiert war, ließ sich nicht ändern. Die Vergangenheit war nur ein Prolog. Er mußte umdisponieren.

Das Auto, das ihn beschattete, war einer der allgegenwärtigen kleinen Wagen, die im Netz und in der Realität millionenfach zu finden waren. Er hätte den Verfolger gar nicht bemerkt, wenn er nicht eine seiner Standardschleifen auf einer Nebenstraße gezogen hätte, um sich vor genau dieser Eventualität zu schützen. Es war das dritte Ablenkungsmanöver, und obwohl er die Verfolger vorher nicht entdeckt hatte, war anzunehmen, daß sie ihn bereits längere Zeit beschatteten. Wie lange schon? Doch das war nur die erste von vielen weiteren Fragen. Um wen handelte es sich? Wie hatte man ihn aufgespürt? Wie wurde er sie am besten wieder los?

Er steuerte die Corvette zurück auf die Hauptstraße. Am besten tat er so, als hätte er sie nicht bemerkt. Zumindest war er jetzt im Bilde.

Der mausgraue Wagen folgte ihm in sicherem Abstand, was seinen Verdacht bestätigte. Sie würden die Informationen sammeln, die sein Fahrzeug hergab - Vektoren, Konstruktion, Codemodule. Alles Daten, die in den Händen eines Experten letztendlich auf ihn hinweisen könnten. Die virtuelle Realität war zwar ein irrealer Ort, aber die Animationen hatten einen realen Hintergrund. Die Bilder konnten aufgezeichnet und vielleicht zurückverfolgt werden.

Insbesondere von der Net Force. Die FBI-Abteilung verfügte über genügend Computerkapazität, um sich gewaltsam einen Suchweg durch die Profile von Programmierern zu bahnen. Je länger sie ihm direkt auf den Fersen blieben, um so kleiner wurde

die Zahl der Möglichkeiten, die sie durchgehen mußten. Vorher hätte er einer von Zehn- oder Hunderttausend sein können. Doch mit jeder Minute, die sie ihn verfolgten, reduzierten sich die Möglichkeiten, denn jeder Programmierer hatte seinen eigenen Stil. Die besten unter ihnen waren daran so eindeutig zu identifizieren wie anhand von Fingerabdrücken oder der DNS. Wenn sie sich lange genug an ihn dranhängten, würden sie seine wahre Identität herausfinden. Oder zumindest so nah an ihn herankommen, daß sie ihn schon beim ersten oder zweiten Durchgang mit Hilfe ihrer Suchfilter aufstöberten. Dazu brauchten sie nur zu wissen, wonach sie suchten, welche Fragen sie dem Suchsystem stellen mußten.

Verdammt!

Er befand sich jetzt auf dem nördlichen euroasiatischen Highway. Das Baltikum hatte er schon passiert, er war fast zu Hause. Dorthin konnte er jetzt natürlich nicht fahren, aber ein plötzlicher Richtungswechsel würde seine Verfolger nur mißtrauisch machen. Außerdem mußte er davon ausgehen, daß sie nicht allein waren. Andere Verfolgerfahrzeuge fuhren vielleicht bereits vor ihm oder warteten an Kreuzungen auf ihn. Wenn der graue Kleinwagen zur Net Force oder einem damit verbundenen Agenten gehörte, würden mit ziemlicher Sicherheit noch weitere auf ihn lauern. .

So weit, so gut. Er könnte hundert Kilometer weiter auf den Indienhighway abbiegen, sie nach Süden von seiner Basis weglocken. Das Auto würde er vor einem Restaurant parken, hineingehen und aus dem Szenario aussteigen ...

Nein, das ging nicht. Bei einer derart panischen Reaktion würde er das Auto zurücklassen müssen, eine Spur, die sie möglicherweise zurückverfolgen konnten.

Er mußte sich etwas anderes einfallen lassen.

Einmal hatte es schon funktioniert. Vielleicht würde es auch diesmal klappen. Vielleicht konnte er den Wagen hinter ihm abschütteln, eine Seitenstraße nehmen und damit jeder weiteren Verfolgung entgehen. Einfach aus diesem Szenario verschwinden und es zum Teufel jagen.

Sicher war es einen Versuch wert.

Er fuhr langsamer und ließ das Verfolgerauto etwas näher herankommen. Als er soweit war, nahm er die Spikes aus dem Beutel, den er bei sich trug, und verstreute sie mit einer schnellen und geübten Handbewegung hinter sich auf die vier Spuren des Highway, ein scharfkantiger Hagelschauer ...

Der Verfolger wich aus und kam an den meisten Spikes unbeschadet vorbei. Über einige rollte er dennoch.

Na, bitte, wer sagt's denn ...!

Seine triumphierende Miene verdüsterte sich rasch. Weder verloren die Reifen des grauen Neon an Luft, noch wurde das Auto langsamer. Im Gegenteil. Es schien an Tempo zu gewinnen.

Verdammter Mist! Sie mußten einen Verdacht hinsichtlich seiner Identität haben, zumindest in dieser virtuellen Person und mit diesem Auto. Sie wußten, womit sie zu rechnen hatten, deshalb hatten sie ihr Programm gegen seine Verteidigungsmaßnahmen geschützt. Leider hatte er keine andere Ausrüstung, zumindest nichts, was Experten wie diese aufhalten würde. Vernebelungs- und Spiegelungs-Programme hatte er zuhauf, aber die würden ihm jetzt nichts nützen.

Wenn es ihm nicht gelang, sie abzuschütteln, konnte er sie auch nicht weglocken. Dazu wußten sie bereits zuviel. Er durfte es nicht riskieren, daß sie durch Osmose genug Informationen sammelten, um die Suche nach ihm weiter einzuengen. Bis zur Straße nach Indien würde er es nicht mehr schaffen.

Er mußte schleunigst aus der virtuellen Realität aussteigen!

Auf dem Bildschirm blinkte das auf möglichen Systemschaden hinweisende Warnsignal heftig auf. Dazu ertönte die Meldung: »Warnung! Systemabsturz! Warnung! Systemabsturz!«

Plechanow legte die VR-Ausrüstung ab und betätigte den Netzschalter. Er drehte dem Computer den Saft ab, ohne sich um die Prozeduren für das Herunterfahren im Notfall zu kümmern. Daten würden verstümmelt und das OS-Sicherheitssystem erheblichen Schaden nehmen. Die gesamte virtuelle Realität war komplett verloren. Aber das war alles unwichtig, wenn jede Sekunde zählte und über Flucht oder Festnahme entschied.

Verdammt, verdammt noch mal! Wie hatten sie ihn gefunden? Wieviel wußten sie?

*Sonntag, 3. Oktober, 15 Uhr 10
Washington, D.C.*

Die Corvette explodierte vor ihnen in einem grellen Feuerball und verschwand.

»Mist!« entfuhr es Jay G.

»Und weg ist er«, sagte Tyrone zu Bella. »Er hat uns entdeckt und einen Systemabsturz provoziert.« Er wandte sich an Jay G. »Hast du trotzdem was Nützliches bekommen?«

»Ja, ich glaube schon. Er war auf der Straße in Richtung Zentralasien und Rußland, vielleicht eines der GUS-Staaten. Er hätte auf die Straße nach Indien dort vorn abbiegen oder weiter in den Orient hineinfahren können. Aber wenn er nach Süden gewollt hätte, wäre er sicher schon einige hundert Kilometer vorher abgebogen:-Außerdem fährt er nicht wie einer der Japaner oder Koreaner, die ich kenne. Ich schätze, er wollte nach Hause, und ich finde, er fährt wie ein Russe.«

»Was meint er damit?« fragte Bella.

Tyrone erklärte Bella die Sache mit dem Programmiererstil.

»Wir müssen die Daten, die wir gesammelt haben, erst einmal auswerten«, sagte Jay. »Vielleicht reicht es schon, um den Kerl dingfest zu machen.«

*Sonntag, 3. Oktober, 15 Uhr 23
Quantico*

Mit einer Handbewegung aktivierte Michaels die Kommunikationseinheit. »Ja?«

»Chef, Jay Gridley hier. Ich bin im Auto auf dem Weg ins Büro. Wir haben Neuigkeiten über den Kerl, der uns in Europa und Asien Kopfzerbrechen bereitet hat.«

Michaels durchfuhr die Enttäuschung wie ein Stich. Auf seiner persönlichen Prioritätenliste war Steve Day im Moment wichtiger.

Doch für die Net Force hatte diese Sache mehr Bedeutung, auch wenn seine Karriere dabei den Bach hinunterginge. »Ausgezeichnet, Jay.«

»Ich bin in etwa fünfzehn Minuten bei Ihnen«, fuhr Gridley fort.

Der Kommandeur hatte die Verbindung gerade unterbrochen, als das Telefon erneut summt. »Hallo?«

»Hallo, Daddylein.«

»Hallo, Töchterlein!«

»Hast du noch geschlafen?«

Halb vier nachmittags, und seine Tochter wollte wissen, ob er noch im Bett lag. Er lächelte. »Nein, ich bin im Büro.«

Selbstverständlich hatte die Net Force einen Agenten für Susies Schutz abgestellt. Außerdem war die örtliche Polizei informiert worden. Aber bis her bestand kein Grund zur Beunruhigung.

»Mom hat die Bildübertragung reparieren lassen. Ich schalte sie ein.«

Auf dem Bildschirm des Computers baute sich das Bild seiner Tochter auf. Sie trug einen blauen Overall und ein rotes T-Shirt. Ihre Haare waren kürzer, als er sie in Erinnerung hatte, sie hatte sie wohl abschneiden lassen. Sie war wirklich ein hübsches Kind - ein Ebenbild ihrer Mutter, nur jünger. Der Gedanke, daß sie hübsch war, entsprang natürlich seiner durch und durch objektiven Meinung. Er grinste und schaltete die Kamera ein, damit auch sie ihn sehen konnte.

»Boah, Dad, du siehst aus wie die Oma von Drac.«

»Wer ist denn das?«

»Du machst wohl Witze. Guckst du etwa nicht *Dracs Pack*? Das ist doch überall die Nummer eins der Entcoms, Dad! Vince O'Connell spielt Drac, Stella Howard ist seine Frau, und Brad Thomas Jones spielt den Sohn. Die alte Oma ist die Mutter aus *Verdorbene Mönche*. Lebst du hinterm Mond?«

Wieder mußte er grinsen. »Ich bin in letzter Zeit nicht oft dazu gekommen, Fernsehserien anzuschauen.«

»Wirklich eine super Sendung, du solltest sie dir unbedingt ansehen. Na egal, du siehst jedenfalls furchtbar aus. Du bist doch hoffentlich nicht krank?«

»Nein. Nur müde. Zuviel gearbeitet, zuwenig geschlafen. Aber ich habe jetzt einen Hund.«

»Einen *Hund*? Einen *richtigen* Hund, keine Simulation?«

»Genau.«

»Was für einen denn? Seit wann hast du ihn? Bringst du ihn mit, wenn du zu meiner Theateraufführung kommst? Wie groß ist er? Wie heißt er? Welche Farbe hat er? Ist es ein kluger Hund?«

Er lachte. »Es ist ein Zwergpudel, sein Name ist >Scout<, und er ist etwa so klein wie eine mittelgroße Katze. Und ziemlich klug. Er wird dich bestimmt mögen.«

»Megasuper!« Susie drehte den Kopf zur Seite und rief: »Mom! Dad hat einen *Hund*! Er bringt ihn mit, wenn er uns besucht!«

Alex hörte das Gemurmel seiner Exfrau im Hintergrund.

»Meinst du wirklich, er wird mich mögen?«

»Da bin ich ganz sicher, Kleines.«

Als er sie ansah, kam ihm wieder der Gedanke, Washington zu verlassen und in den Westen zu ziehen. Die Vorstellung gefiel ihm immer besser. Natürlich würde er lieber mit hohergehobener Fahne fortgehen, als sie im Dreck hinter sich herschleifen zu müssen. Aber dennoch ...

Es nützte nichts. Die Zeit lief. Zuallererst mußte er die Sache beenden. Steve Day durfte nicht in Vergessenheit geraten. Auf keinen Fall.

Sonntag, 3. Oktober, 16 Uhr
Long Island

Ray Genaloni warf einen Blick auf seine Uhr. Auch weit draußen auf Long Island war der Sonntagsverkehr grauenhaft. Selbstverständlich saß er im Fond einer Limousine und hatte einen Fahrer, der sich damit herumschlagen mußte. Aber dennoch stank ihm das gewaltig. Jede Minute, die er in dem Gewirr von Autos

und Lastwagen feststeckte, ging von der Zeit ab, die er mit Brigitte verbringen konnte.

Sicher, er kam mindestens einmal oder zweimal pro Woche hierher. Und Brigitte war auch nicht gerade der tollste Feger, der sich je vor ihm entblößt hatte. Da hatte er schon bessere erlebt, mehr als einmal. Andererseits war sie eine Wucht, zehn Jahre jünger als er und willig, alles zu tun, was er wollte - Dinge, bei denen er nicht einmal im Traum daran dachte, sie seiner Frau gegenüber zu äußern, geschweige denn, sie mit ihr zu tun.

Brigitte wohnte in einem kleinen Haus - das er ihr gekauft hatte - in einer ruhigen Sackgasse eines netten Viertels, in dem noch größere und teurere Villen standen. Dort angekommen, blieb Genaloni im Wagen sitzen, bis seine Leibwächter im Fahrzeug vor ihm ausgestiegen waren und die Gegend kurz inspiziert hatten. Immer, wenn er hier herauskam, fuhren zwei oder drei Mann in einem weiteren Auto vor der Limousine und einige andere in einem Wagen hinter ihm. Er ließ sie draußen warten, bis er fertig war, auch wenn - soweit er das beurteilen konnte - bisher niemand versucht hatte, ihm hierher zu folgen.

Auf sein Klingeln hin öffnete Brigitte die Tür. Ihr durchsichtiges, schwarzes Seidennegligee, das vom Hals bis zum Boden reichte, verbarg absolut nichts. Ihre Großeltern stammten aus Schweden oder Dänemark, und sie war gut gebaut, vollbusig und kerngesund. Außerdem konnte man sehen, daß sie naturblond war. In jeder Hand ein Glas Champagner haltend, stand sie vor ihm. Die Gläser waren beschlagen und eisgekühlt.

»Hallo, Süßer. Mein Mann ist nicht da. Warum kommst du nicht auf einen Drink herein?«

Er lächelte. Manchmal spielte sie irgendwelche Spielchen. Er nahm ihr ein Glas Champagner ab und folgte ihr ins Haus. Ihm war klar, daß sie eine Show vor seinen Leibwächtern abzog, und das gefiel ihm. *Leidet ruhig, Jungs*, dachte er.

Sie hatte kaum die Tür zugemacht, als er mit einer Hand unter ihr Seidenteil griff und eine ihrer Brüste umschloß. Kein Silikon, nur warmer, weicher Busen.

»Na schön. Wenn es das ist, was du willst, sollten wir uns besser beeilen, bevor mein Mann nach Hause kommt.«

»Der kann warten, bis er an der Reihe ist«, gab Genaloni zurück.

*Sonntag, 3. Oktober, 14 Uhr 01
Las Vegas*

Sogar am Flughafen gab es Spielautomaten: einarmige Banditen, Pokergeräte, Bingoautomaten. Wie elektronische Bettler reihten sie sich aneinander, um den Fluggästen auf dem Weg zur Maschine das Geld aus der Tasche zu ziehen. Die Wände waren mit riesigen Bildschirmen übersät, auf denen Magier ihre atemberaubende Bühnenshow vorführten, Raubtiernummern und Revuegirls, die nicht mehr trugen als Glitzerstaub, zu sehen waren.

Rushjo beobachtete die Schlange, die stehenblieb, um einen einarmigen Banditen mit einer Dollarnote zu füttern. Dann betätigte Gregori den Hebel und wartete gespannt. Die grellen Farben des Automaten wirbelten durcheinander, bis das Gerät mit einem Klicken zum Stillstand kam. Gregori die Schlange schüttelte den Kopf und hob grinsend die Schultern. Er war kein Gewinnertyp.

»Er weiß nicht, wann er aufhören sollte, oder?« fragte Winters.

Rushjo antwortete nicht, obwohl er durchaus gleicher Meinung war. In den vergangenen drei Tagen hatte Gregori mindestens fünftausend Dollar beim Spielen verloren. Seine kleine Glückssträhne am Black-Jack-Tisch war jäh beendet. Neben dem verspielten Geld hatte er mindestens weitere zweitausend Dollar für Nuten ausgegeben. Natürlich konnte er mit seinem Geld machen, was er wollte, und Plechanow bezahlte ihn recht großzügig. Aber siebentausend Dollar bedeuteten Nahrung und Unterkunft für eine Durchschnittsfamilie in Rushjos Heimatland für ... tja, wie lange etwa? Knapp zwei Jahre? Gregori war ein Idiot, die Luft nicht wert, die er atmete.

»Ich muß telefonieren«, sagte Rushjo. »Soll er verpulvern, soviel er will. Bis zum Start der Maschine haben wir noch über eine Stunde Zeit.«

»Ich geh' mal 'rüber zum Geschenkeladen und kauf' mir eine Zeitschrift.«

Rushjo nickte. Er ging zu den öffentlichen Fernsprechern hinüber und stülpte einen Einweg-Verwürfler über das Mundstück. Dann wählte er die Notfallnummer. Es dauerte einige Sekunden, bis die Verbindung stand, da sie fünf- oder sechsmal über den ganzen Globus umgeleitet wurde. Übermäßig beunruhigt war er zwar nicht, aber Plechanow hatte die beiden letzten laut Plan vorgesehenen Anrufe, Freitag und Samstag, versäumt. Jetzt hielt Rushjo sich an die Vorgehensweise für einen solchen Fall.

»Ja«, meldete sich Plechanow kurz angebunden.

»Ist alles in Ordnung?«

»Im Grunde schon. Es hat eine unerwartete Panne gegeben. Eine Kleinigkeit, aber dennoch ein wenig besorgniserregend.«

Rushjo wartete, was Plechanow ihm mitteilen würde. Er wurde nicht lange auf die Folter gespannt.

»Das ... Technikprojekt, das Sie angefangen haben, wurde nicht zu meiner Zufriedenheit abgewickelt.«

Rushjo war klar, worum es ging. Plechanow sprach von der Aktion, die die Net Force von seinen Aktivitäten ablenken sollte. Die Ermordung ihres Leiters, die Saat, die sie gesät hatten, um die Organisation und die Mafia gegeneinander aufzuhetzen. »Es ist noch zu früh«, sagte Rushjo.

»Dessenungeachtet müssen wir die Sache vorantreiben. Die kleine Panne, von der ich sprach, ist in diesem Bereich aufgetreten und erfordert einen früheren Abschluß des gesamten Projekts.«

»Ich verstehe.«

»Es wurde ein Versuch unternommen, Ihr, äh, erstes Experiment nachzuahmen. Und zwar von einem Angestellten der italienischen Firma. Es ist ihnen aber nicht gelungen, dasselbe Ergebnis zu erzielen.«

Aha. Der Genaloni-Clan hatte einen Anschlag auf den neuen Leiter der Net Force verübt, der fehlgeschlagen war. Höchst interessant. In den Nachrichten war darüber nicht berichtet worden.

»Und Sie möchten, daß ich mich darum kümmere?«

»Genau. Warten Sie aber auf mein Signal. Vielleicht ist es noch zu früh. In ein oder zwei Tagen weiß ich Genaueres.«

»Wie Sie meinen.«

»Es wäre vielleicht ratsam, wenn Sie sich bereits in der Gegend aufhielten.«

»Natürlich.«

»Auf Wiederhören. Ich sage Ihnen morgen Bescheid.«

»Wiederhören.«

Rushjo entfernte den Einweg-Verwürfler und ließ seinen Blick darauf ruhen. Die biomolekulare Rhodopsin-Matrix, die das Kernstück des Gerätes darstellte, würde absterben, sobald der Kontakt zwischen Druckschalter und Telefonhörer unterbrochen war. In zwanzig Sekunden würden der Speicher des Gerätes leer und die Schaltungen tot sein. Es war ein nettes Spielzeug, ein Nebenprodukt aus der Kampfflugzeugforschung. Bei einem Absturz über feindlichem Gebiet sollten die Computersysteme nicht wiederhergestellt werden können. Elektronische Speicher vollständig zu löschen war schwierig. Eine Bioeinheit hingegen, die abgestorben war, ließ sich nicht mehr regenerieren.

Den Verwürfler in der Hand, wartete er eine volle Minute, bevor er das Gerät in den Abfallbehälter warf.

Sie würden also wieder nach Washington fahren. Genauer gesagt; zu einem Motel nach Maryland, etwa eine knappe Autostunde von der Hauptstadt entfernt.

Gregori riß sich von den nebeneinander aufgereihten Spielautomaten los und kam herübergetrottet.

»Sind Sie fertig mit dem Glücksspiel?« fragte Rushjo.

»Da.«

Rushjo konnte sich einen kleinen verbalen Seitenhieb nicht verkneifen. Eine kleine Spitze, die gerade ausreichte, ihn zu treffen. »Ihr System braucht anscheinend eine Feineinstellung.«

Die Schlange runzelte die Stirn. Der Ausdruck in seinem Gesicht bereitete Rushjo ein gewisse Genugtuung.

30

Sonntag, 3. Oktober, 18 Uhr 15
Quantico

Toni Fiorella trat aus der Net-Force-Zentrale in die kühle Abendluft hinaus und ging zu ihrem Auto hinüber. Der Parkplatz war fast leer, sie sah weder Fahrzeuge noch Fußgänger. Nur eine Gestalt mit einem Aktenkoffer unter dem Arm, die zielstrebig auf sie zukam. Sie erkannte den Mann.

»Rusty? Was gibt's?«

Sie sah ihn einmal tief durchatmen. »Ich habe einige Recherchen über Silat angestellt, Material aus dem Netz heruntergeladen und ein paar Bücher und alte Videos aufgestöbert. Ich dachte, äh, ich meine, vielleicht könnten wir uns das mal zusammen anschauen. Ihre Meinung dazu würde mich sehr interessieren.« Er hielt seinen Aktenkoffer in die Höhe.

»Sicher. Ich werde es mir ansehen.«

»Gut, danke. Aber ich könnte es Ihnen auch beim Abendessen kurz zeigen. Ich meine, das heißt ... falls Sie überhaupt etwas essen möchten.«

Toni hielt inne und blinzelte. Offensichtlich hatte er auf sie gewartet, und es hörte sich ganz danach an, als wollte er sich mit ihr verabreden. Stellte sich nur die Frage, ob sie sich darauf einließ.

Die allzeit wachsame Stimme der Vernunft mischte sich ein: *Essen gehen kann nicht schaden. Du mußt doch sowieso etwas in den Magen bekommen, oder?*

Sie lächelte in sich hinein. Rustys Absicht kurz zu testen hielt sie durchaus für angebracht. »Soll das eine Einladung sein?«

Wenn er einen Rückzieher machen wollte, war jetzt die beste Gelegenheit. *O nein, ich dachte nur, wir, äh, könnten etwas essen, während wir dieses Material über, äh, Silat in meinem Aktenkoffer hier durchgehen.*

»Ja, Ma'am. Ich glaube schon.«

Sie lachte. »Eine Frau zum Essen einladen und sie mit Ma'am anreden. Soviel Höflichkeit ist mir noch nicht untergekommen.« Na gut. Was soll das werden, Toni? Er ist dein Schüler, aber dazu ein äußerst attraktiver Mann. Topfit, ein helles Köpfchen und ziemlich geschickt. Abgesehen davon, daß er FBI-Trainee ist, hat er einen Abschluß in Jura. Mit ihm auszugehen könnte die Beziehung zwischen Lehrerin und Schüler beeinträchtigen. Ganz sicher würde es das Verhältnis, an dem sie Alex gegenüber arbeitete, empfindlich stören.

Mein Gott, Mädels, wenn du warten willst, bis Alex merkt, daß du eine Frau bist, wirst du wahrscheinlich vorher an Altersschwäche sterben. Außerdem geht es nur um ein Abendessen ... Er hat dir ja nicht vorgeschlagen, der Vater deiner Kinder zu werden.

»Also schön. Lassen Sie uns zusammen essen gehen. Wo steht Ihr Auto?«

»Vor meiner Haustür. Ich bin mit der Bahn gekommen.«

»Gut. Dann nehmen wir meinen Wagen. Hatten Sie an ein bestimmtes Restaurant gedacht?«

»Nein. Mir geht es weniger um das Essen, als um die Gesellschaft. Entscheiden Sie.«

Wieder mußte sie lächeln. Seine schmeichelhafte Südstaatenart war äußerst gewinnend. Toni spürte, wie ihr Adrenalin Spiegel ungewollt anstieg. Es war lange her, daß sie privat mit einem Mann ausgegangen war. Sie empfand es als Balsam für ihr Ego, wieder einmal eingeladen zu werden.

Einmal essen gehen konnte nicht schaden.

*Sonntag, 3. Oktober, 19 Uhr 44
Washington, D.C.*

Alex drehte mit Scout eine Runde durch die Nachbarschaft. Seinem Sicherheitsteam war das ein Dorn im Auge. Eigentlich glich es eher einer kleinen Parade, die durch die umliegenden Straßen führte, denn die Gesellschaft war etwas größer, als er

angenommen hatte. Vier Agenten saßen in zwei Wagen, der eine fuhr vor ihm, der andere hinter ihm, beide krochen im Schneckentempo dahin. Vier weitere waren zu Fuß unterwegs, einer ging vorweg, einer hinter ihm und dem Hund. Zwei weitere Sicherheitsleute liefen auf der anderen Straßenseite. Sie bildeten die Ecken eines mobilen Sicherheitskastens. Außerdem, so erfuhr er, patrouillierten zwei Fahrzeuge durch die Parallelstraßen, und zwei weitere überwachten die Querstraßen. In einigen Autos saß nur je weils eine Sicherheitskraft. Insgesamt, so wußte er von dem leitenden Sicherheitsangestellten, waren vierzehn Agenten im Einsatz.

Er hielt es für eine Verschwendung von Steuergeldern, so viele Sicherheitskräfte zu seinem Schutz abzustellen. Aber die Anweisung war von seinem Vorgesetzten eigenhändig unterschrieben worden.

Scout schien die Gesellschaft nicht zu stören. Er bewässerte Rasenflächen, Straßenschilder und Hydranten, blieb hier und da knurrend vor einem Gebüsch stehen, weil er irgendeine Gefahr darin vermutete. Dabei konnte sich dort nichts verstecken, was größer war als er selbst. Aber es machte ihm Spaß.

Auch Michaels genoß den Spaziergang mit Scout. Es war jetzt etwas kühler geworden, aber eine Jacke brauchte man eigentlich noch nicht. Trotzdem trug er aber eine Windjacke, damit er den Taser griffbereit in der Tasche tragen konnte. Wenn es jemandem gelang, die Sicherheitskräfte auszutricksen, dann konnte er sich wenigstens selbst verteidigen.

Vorsicht oder Angst war für ihn etwas Neues, denn um eine tatsächliche Gefahr für Leib und Leben hatte er sich bis jetzt noch keine ernsthaften Gedanken zu machen brauchen. Er war recht groß und sehr gut in Form. Zudem lebte er im Zentrum der Zivilisation. Vor einigen Jahren, als er beim FBI anfang, hatte er einige Trainingsstunden in unbewaffneter Selbstverteidigung, im Umgang mit Feuerwaffen und mit dem Taser gehabt. Aber im Moment bot ihm das nur schwachen Trost, denn in derartigen Dingen war er nicht besonders gut, da er im Grunde seines Herzens jede Gewalt ablehnte.

Als Siebtkläßler war er das letztemal in einen Kampf verwickelt worden. Damals hatte er sich mit einem Jungen namens

Robert Jeffries geprügelt. Sie waren in der Pause im Korridor zusammengeprallt. Obwohl Jeffries Schuld hatte, war er wütend gewesen und hatte Michaels aufgefordert, ihn nach der Schule vor dem Gebäude zu treffen. Das war zwar das letzte, was Michaels wollte, aber er befürchtete, schlecht dazustehen, wenn er kniff. Wie die meisten seiner Freunde dachte er damals, es wäre besser, sich zusammenschlagen zu lassen, als für einen Feigling gehalten zu werden.

Mit einem flauen Gefühl im Magen, weichen Knien und vor Angst fast bewegungsunfähig traf er Jeffries bei den Fahrradständern. Sie zogen ihre Jacken aus und umkreisten einander. Keiner wollte den ersten Schritt tun. Dicht vor sich sah er das blasse, schweißnaße Gesicht Jeffries, dessen Atmung beschleunigt war. Da dämmerte ihm, daß sein Gegner nachgedacht hatte und genauso viel Angst empfand wie er.

Wenn beide es nicht wollten, warum mußten sie dann kämpfen?

Vielleicht hätten sie sich nur das Übliche an den Kopf geworfen, sich gegenseitig ein paarmal hin und her geschubst und es dann dabei belassen. Aber jemand aus der schaulustigen Menge hatte nachgeholfen und sie kräftig gestoßen.

Mit wild schwingenden Fäusten kam Jeffries auf ihn zu.

Was dann geschah, war Michaels nie ganz klar geworden. Zunächst trommelten Fausthiebe auf seine Schultern und seinen Kopf ein, Fäuste, die er nicht spürte. Doch ausweichen konnte er ihnen nicht, obwohl sie wie in Zeitlupe und in Totenstille auf ihn zukamen.

Im nächsten Moment lag Jeffries auf dem Rücken, und er saß quer auf seiner Brust. Mit den Knien hielt er die Arme des Jungen am Boden.

Als er seinen Gegner so in der Zange hatte, hätte Michaels ihm ohne jede Gegenwehr das Gesicht zu Brei schlagen können. Aber er hatte nicht auf ihn eingepüßelt, sondern ihn nur am Boden festgehalten.

Jeffries drehte und wand sich, bäumte sich auf. Dabei schrie er, Michaels solle ihn loslassen.

Auf keinen Fall, hatte er geantwortet. Nicht, bevor du aufgibst. Ich bleibe hier die ganze Nacht sitzen, wenn es sein muß.

Stunden schienen zu vergehen, dabei war es wahrscheinlich nur eine Minute gewesen. Als Jeffries klar wurde, daß es ihm nicht gelang, Michaels abzuwerfen, willigte er ein, den Kampf zu beenden. Sie einigten sich auf ein Unentschieden, und Michaels war froh, daß es so ausgegangen war.

Scout hielt an und markierte einen Strauch als sein Revier. Dann scharfte er mit den Hinterbeinen etwas Gras über die Duftmarke.

Bei dem Gedanken an diesen lange zurückliegenden Faustkampf mußte Michaels lächeln. Wie alt war er damals gewesen? Dreizehn? Das war lange her.

Seine Miene verdüsterte sich, als ihm Scouts Vorbesitzerin einfiel und der Ausdruck ihres Gesichts, als sie ihm mit dem Stock den Schädel einschlagen wollte. Bei diesem Kampf wäre es nicht auf eine blutige Nase oder ein blaues Auge hinausgelaufen, sondern auf den Tod. Seinen Tod.

Diese Erkenntnis ließ in Michaels ein Gefühl der Vergänglichkeit aufkommen, das er vorher nicht gekannt hatte.

Er hätte umkommen können. Zack! Ein eingeschlagener Schädel, einfach so, und er wäre nie mehr aufgewacht. Nie mehr.

Natürlich wußte er rational, daß er eines Tages sterben würde wie jeder andere auch. Aber gefühlsmäßig hatte er das bis zu dem Zeitpunkt nie realisiert, als er mit zitternden Knien in der Küche saß, die Hand um den Taser klammernd, und auf seine Leute und die Polizei gewartet hatte, nachdem die Attentäterin geflohen war. Während des eigentlichen Kampfes hatte er keine Furcht verspürt. Aber danach ...

Er hatte gewaltige Angst gehabt, sich richtig hilflos gefühlt.

Er haßte dieses scheußliche Gefühl der Hilflosigkeit. Sicher, er verfolgte die Attentäterin. Er lief nicht davon. Aber obwohl er sich richtig verhielt, fühlte er sich in jenem Moment alles andere als mutig. Ihm wurde klar, daß er nicht die Fähigkeit besaß, die er dazu brauchte. Dagegen mußte er etwas unternehmen, es irgendwie in den Griff bekommen. Vielleicht sollte er mit Toni darüber sprechen. Sie war eine Expertin, das hatte er bemerkt. Vorher hatte ihn das nicht sonderlich interessiert. Aber jetzt? Vielleicht konnte sie ihm ein paar Kniffe zeigen.

Wie lautete gleich die Definition, die er neulich gehört hatte? Ein Konservativer ist ein Liberaler, der überfallen und zusammengeschlagen wurde.

In der Tat. Die Vorstellung, jemandem eine Schlagwaffe abzunehmen und dabei keinen Kratzer abzubekommen, schien Alex Michaels jetzt mehr als verlockend. Er würde nicht immer eine Armee von bewaffneten Leibwächtern um sich haben. Nein, er mußte in der Lage sein, sich selbst zu schützen, sonst würde er das Haus ohne ständige Angst nicht mehr verlassen können. Und ein Leben in ständiger Angst verleidete einem das Dasein. Er würde sich nicht unterkriegen lassen. Auf keinen Fall.

*Sonntag, 3. Oktober, 20 Uhr 09
Washington, D. C.*

Für Tyrone war es ein langer und aufregender Tag gewe-, sen. Als Bella ihn zur Tür brachte, fragte er sich, ob ein Tag überhaupt aufregender sein konnte. Zuerst Bella und dann die Sache mit Jay G. und dem verrückten Programmierer in der Corvette. Es passierte nicht alle Tage, daß ein hübsches und intelligentes Mädchen auf eine virtuelle Verfolgungsjagd mitgenommen wurde, die zudem zu einer offiziellen Untersuchung der Net Force gehörte. Sein Vater hatte recht gehabt: Das sollte Knochenbrecher erst einmal überbieten.

An der Tür verabschiedete Bella sich. »Vielen Dank für deine Hilfe, Ty. Und auch dafür, daß ich bei der Geschichte mit der Net Force dabeisein durfte. Das war wirklich megaspannend. Sag mir bitte Bescheid, was dabei rauskommt, ja?«

»Klar. Ich glaube, mit dem Programmieren wirst du keine Probleme mehr haben. Das sitzt jetzt.«

Er öffnete die Tür und drehte sich um, um sich zu verabschieden.

Bella beugte sich zu ihm hinüber und küßte ihn auf die Lippen. Es fühlte sich weich an und war viel zu schnell vorüber. Doch

auch, wenn er so alt werden würde wie Methusalem, würde er diese warme, unerwartete Berührung nie vergessen. Hätte sie ihm mit einem Hammer eins über den Schädel gezogen, so hätte ihn der Schlag nicht stärker getroffen.

»Ruf mich in den nächsten Tagen mal an«, sagte sie. »Dann können wir vielleicht was zusammen unternehmen. Inliner fahren, einen Burger essen oder irgend etwas anderes.«

Sein Verstand setzte aus, der Mund versagte ihm den Dienst. Als er sich halbwegs wieder unter Kontrolle hatte, gelang ihm ein Stottern: »W-w-was ist mit Knochenbre... äh, ich meine, was ist mit LeMott?«

»Er hat keine Besitzansprüche. Wir sind schließlich nicht *verheiratet*.« Sie lächelte. »Bis später.« Dann schloß sich die Tür hinter ihr.

Tyrone rührte sich nicht vom Fleck, sondern starrte auf die Tür. Er war völlig bewegungsunfähig, es gelang ihm weder zu denken, noch zu atmen. Als sein Verstand sich langsam wieder einschaltete, war ihm unklar, wie lange er so versteinert herumgestanden hatte. Vielleicht waren ein paar Sekunden, vielleicht aber auch einige Jahrhunderte verstrichen. Aber was bedeutete schon Zeit angesichts dessen, was Bella gerade gesagt hatte?

Ruf mich mal an. Dann können wir was zusammen unternehmen ...

O Mann!

Seine Füße mußten Bodenkontakt haben, als er zur Bahnstation hinüberging, aber Tyrone war sich dessen nicht sicher.

So war das also, wenn man verliebt war ...

*Sonntag, 3. Oktober, 22 Uhr 01
Washington, D.C.*

In ihrem Apartment sah sich Toni die schwarze Videohülle aus Plastik an, die Rusty ihr gegeben hatte. »Wo haben Sie das Video her?«

»Ich bin vor ein paar Tagen auf der Webseite eines Buchladens in Alabama darauf gestoßen. Heute morgen habe ich es erhalten. Ich habe keinen VHS-Recorder, so daß ich es mir selbst noch nicht anschauen konnte.«

Toni betrachtete die Hülle. Auf der Rückseite war ein kurzhaariger Mann in einem hellen T-Shirt und hellbrauner Hose abgebildet. Mit der Sapu-Technik wehrte er einen großen Gegner ab, der Pferdeschwanz, Jeans und eine dunkle Jacke trug. Die Hülle war offensichtlich irgendwann einmal naß geworden, denn die Rückseite war mit Wasserflecken überzogen und die Schrift völlig verblaßt, so daß sie kaum zu entziffern war. Toni konnte nur erkennen, daß es sich um eine Produktion von Paladin Press aus dem Jahr 1999 handelte. Das Unternehmen war ihr bekannt. Es brachte außergewöhnliche Bücher und Videos heraus - angefangen über Dutzende Arten, jemanden mit einem Gegenstand aus dem Küchenschrank zu töten, bis hin zu Darstellungen, die den Gebrauch von Feuer- und Stichwaffen erklärten. Wenn sie sich recht erinnerte, war das Unternehmen irgendwo in Colorado ansässig.

Auf der Vorderseite der Videohülle war der verblaßte Aufdruck zum Teil abgerissen, nur der Titel, Pukulan Pentjak Silat: *die vernichtende Kampfkunst des* Bukti Negara-Serak, *Teil drei*, war noch zu lesen. Plötzlich war sie ganz aufgeregt. Sie hatte nicht gewußt, daß jemand Videos über ihre Kampfkunst produziert hatte. Und dies war offensichtlich der dritte Teil einer ganzen Serie. »Mal sehen, ob mein Videorecorder noch funktioniert, ich habe ihn länger nicht benutzt.«

Sie ging zu dem Multimedia-Recorder hinüber und schob die Kassette in den VHS-Schlitz. Das Gerät sprang an. Sie klickte den Fernseher an und setzte sich neben Rusty auf die Couch.

Der Vorspann lief ab, dann folgte die Kamera dem Mann in der hellbraunen Hose in eine Seitengasse. Dort mühte sich gerade ein anderer Mann mit einem schweren Gegenstand ab, und bat einen Passanten um Hilfe. Plötzlich sprangen drei Angreifer hinter Müllcontainern und aus Hauseingängen hervor. Einer der Verbrecher hatte ein Messer, ein anderer einen Baseballschläger. Zu viert griffen sie jetzt den Mann in der hellbraunen Hose an.

Wie hieß er noch? Sie hatte im Vorspann nicht darauf geachtet. Egal, das konnte sie im Anschluß feststellen ...

Fünf Sekunden später lagen alle vier Angreifer auf dem Boden. Aufmerksam verfolgte Toni das Geschehen. Die Szene hätte sie gern noch einmal in Zeitlupe gesehen, denn der Mann hatte sich außerordentlich schnell bewegt. Silat war kein ästhetischer Kampfsport, es gab keine kunstvollen Posen, aber die Technik war zweifellos äußerst wirkungsvoll.

In der nächsten Szene sah man den Guru auf einer Matte stehen, im Hintergrund eine hellblaue Wand. Jetzt trug er ein schwarzes, ärmelloses T-Shirt und einen klassischen Sarong. Auf dem T-Shirt war das Bukti-Emblem abgebildet: ein Garuda-Vogel mit dem Tigerkopf auf der Brust über zwei Tjabang-Dreizacken. Der Guru schien gut in Form, sehr muskulös und selbstsicher zu sein. Sie fragte sich, wie er wohl heute, mehr als zehn Jahre später, aussah.

Toni drehte sich zu Rusty um. »Das ist fantastisch. Danke, daß Sie mir das Video gezeigt haben.«

»Ich habe es für Sie gekauft«, erwiderte er. »Ich dachte, Sie könnten mehr damit anfangen als ich.«

Sie lächelte ihn an. »Vielen Dank. Das ist sehr nett von Ihnen.« Dabei legte sie ihre Hand für einen Moment auf seinen Arm. Doch der Moment zog sich hin. Eigentlich war es nicht mehr als eine oberflächliche Geste, mit der sie ihre Dankbarkeit unterstreichen wollte ...

Es sei denn, sie ließe ihre Hand, wo sie lag.

Der Moment wurde immer länger.

Da faßte Toni einen Entschluß.

Ihre Hand blieb, wo sie war.

31

*Montag, 4. Oktober, 5 Uhr 05
Washington, D.C.*

Gridley sah auf die Uhr. Plötzlich fiel ihm auf, wie steif und müde er sich fühlte.

Er hatte die ganze Nacht durchgearbeitet.

Mit dem Material, das er heruntergeladen hatte, konnte er einen ganzen Tanker füllen, aber zumindest hatte er jetzt eine Vorstellung von dem gesuchten Programmierer. Vorher hatten sie rein gar nichts in der Hand gehabt, aber jetzt, da sie näher an ihn herangekommen waren, ergab sich langsam ein klares Bild. Die Arbeitsweise des Gesuchten wies auf eine Ausbildung in den GUS-Staaten hin. Gridley könnte wetten, daß sie es mit einem Russen zu tun hatten. Das war zwar keine stichhaltige Identifizierung, aber es engte die Suche erheblich ein.

Seine Finger bearbeiteten die Tastatur. Er befand sich im realen Modus, nicht in der virtuellen Realität. Es war eine Plackerei, im Grunde ein Abarbeiten von Zahlen und Begriffen. Aber er wollte die Ursprungsdaten so vor sich haben, wie sie real aussahen. Vom Hauptrechner der Net Force ließ er alle in Frage kommenden Möglichkeiten überprüfen. Ergebnisse, die innerhalb der festgelegten Suchparameter lagen, würden in seinen PC eingespeichert werden. Gegenwärtig ging der Computer alle in Rußland registrierten Programmierer durch. Sie würden diesen Buttersurfer schnappen. Es war nur noch eine Frage der Zeit ...

Das Signal für wichtige eingehende E-Mails ertönte. Gridley schüttelte den Kopf. Die Identifizierungskennungen waren an Ort und Stelle, so daß der Computer ein akustisches Signal ausgeben würde, sobald sich etwas Neues ergab. Er rief die eingegangene Mail auf und öffnete sie.

Sie kam von einer der Außenstellen. Man habe, hieß es darin, neue Informationen über die Ermordung von Steve Day.

Also gut. Das war auch wichtig. Wenn auch bei weitem nicht so vordringlich wie der Programmierer, wie Gridley fand. Day war tot, und daran ließ sich nichts ändern. Ihm konnte niemand mehr schaden, aber das Netz wurde nach wie vor sabotiert. Deswegen durfte die Suche nach dem Mörder allerdings nicht vernachlässigt werden. Jeder wußte, daß es dem Chef an den Kragen gehen würde, wenn sie nicht bald Ergebnisse vorwiesen. So lief das nun einmal.

Gridley lud die beigefügte Datei herunter und öffnete sie. Er brauchte nicht lange, um das Wesentliche der Nachricht zu erfassen.

Interessant. Sieh mal einer an ...

*Montag, 4. Oktober, 5 Uhr 05
Washington, D.C.*

Auf der Veranda vor dem Haus stand Megan Michaels händchenhaltend mit einem dunkelhaarigen, kräftigen Mann. Die beiden küßten sich. Der Mann ließ seine Hände über ihren Rücken gleiten und umfaßte ihren Po. Sie seufzte leise. Dann drehte sie sich um und entdeckte Alex. Sie lächelte ihn an. »Ich gehöre jetzt zu ihm«, sagte sie. »Nicht zu dir.« Sie faßte dem Mann zwischen die Beine, ließ ihre Hand dort liegen ...

Michaels schreckte aus dem Alptraum auf. Er war voller Eifersucht und Wut.

Verdammt!

Scout lag neben seinen Füßen, zu einer kleinen Kugel zusammengerollt. Auf dem Boden, unmittelbar neben dem Fernsehschrank, stand ein neues Hundekörbchen, ein erstklassiger, handgearbeiteter Korb mit einem Kissen voller Zedernholzspäne. Aber der Pudel benutzte es nicht, es sei denn, Michaels befahl es ihm. Und den Hund, der ihm das Leben gerettet hatte, einfach auf dem Boden schlafen zu lassen, schien ihm irgendwie nicht richtig zu sein. Außerdem, was sprach dagegen,

wenn Scout unbedingt auf dem Bett schlafen wollte? Schließlich war es groß genug. Er war ja keine Dogge.

Als Michaels erwachte, hob Scout den Kopf und sah ihn an. Offensichtlich kam er zu dem Schluß, daß alles in Ordnung war, denn er entspannte sich gleich wieder und rollte sich erneut zusammen.

Um zehn Uhr hatte Walt Carver eine Besprechung mit dem Präsidenten. Wenn die Net Force keine neuen Informationen hinsichtlich Days Ermordung auf den Tisch legen konnte, war ein neuer Leiter fällig. Sobald man ihn, Alex Michaels, abserviert hatte ...

Ach, egal. Er stand auf und schlurfte ins Badezimmer hinüber. Scout kam ebenfalls hoch und streckte sich wie eine Katze. Dann hopste er vom Bett herunter und lief Michaels hinterher. Neben ihm sitzend, beobachtete er aufmerksam den Urinstrahl, der in die Toilettenschüssel spritzte. Was Scout wohl dachte? Daß der Mann dieses Territorium als sein eigenes markierte?

»Ja, das ist meine Toilette, du hast es erfaßt«, sagte Michaels.
»Meine und ganz allein meine.«

Mit einem Kläffen gab Scout zu erkennen, daß er verstanden hatte.

*Montag, 4. Oktober, 5 Uhr 05
Washington, D.C.*

Toni lag im Bett und starrte an die Decke. Neben ihr unter der Bettdecke schlummerte nackt Jesse >Rusty< Russell. Er atmete hörbar.

O Gott, warum hatte sie das getan?

Sie warf einen Blick auf ihn. Rusty war attraktiv, intelligent und sexy. Ihn zu schmecken und zu fühlen hatte ihr gefallen. Alles in allem war es athletischer und befriedigender Sex gewesen. Die Kondome, die sie vor einer Ewigkeit gekauft und unter ihren Slips und BHs aus der Schublade hervorgekramt hatte, waren noch

einige Monate lang verwendbar. Sie waren beide erwachsen und unverheiratet, wen sollte es also verletzen?

Das traf zwar zu, aber dennoch stimmte irgend etwas nicht. Warum fühlte sie sich sonst so schuldig? Was hatte dieser ... *Fremde* in ihrem Bett verloren? Das Ganze erschien ihr unreal wie ein Traum, der nicht wirklich geschah. Es war ein Gefühl, das nahezu an Ekel grenzte. Ihr wurde beinahe übel. Als hätte sie einen furchtbaren Fehler begangen.

Alex sollte jetzt neben ihr liegen. *Seine* Lust sollte befriedigt, er sollte glücklich und in sie verliebt sein. Es sollte etwas bedeuten. Sie mochte Rusty zwar, er war ganz sympathisch, aber eben nicht der Mann, mit dem sie ihr Leben oder einen längeren Abschnitt davon verbringen wollte. Das wußte sie genau. Er war rücksichtsvoll und erfahren im Bett. Es hatte ihr richtig Spaß gemacht, Sex mit ihm zu haben, sie würde sich selbst belügen, wenn sie etwas anderes behauptete. Aber Sex allein genügte eben nicht, auch wenn er noch so gut war. Für eine Beziehung war mehr nötig, sehr viel mehr. Sie mochte Rusty, aber sie liebte ihn nicht.

Sie liebte Alex.

Also gut, warum hatte sie dann mit Rusty geschlafen? Und wie sollte sie Alex jetzt noch in die Augen blicken? Sie hatte ihn betrogen.

Moment mal, Mädchen ... meldete sich die Stimme der Vernunft zu Wort.

Halt die Klappe, konterte sie.

Rusty räkelte sich neben ihr im Bett.

Sie sollte aufstehen, duschen und sich anziehen. Auf keinen Fall wollte sie, daß er aufwachte und eine Fortsetzung der letzten Nacht erwartete. Es war zwar sehr nett, aber doch ein Fehler gewesen. Sie würde ihn nicht noch einmal begehen.

Montag, 4. Oktober, 5 Uhr 05
Washington, D.C.

Mit gekreuzten Beinen saß Rushjo auf dem Motelbett und starrte vor sich hin. Er war nicht gelangweilt, Langeweile kannte er seit Jahren nicht mehr. Es gab nur nichts, was ihn besonders interessierte. Das störte ihn zwar nicht allzu sehr, doch war er sich bewußt, daß ihm die innere Beteiligung an seiner Umwelt fehlte.

Irgendwann würde Plechanow anrufen, heute, morgen oder übermorgen. Dann würde der Russe, der Tschetschenien zu seiner neuen Heimat erkoren hatte, Rushjo in der ihm eigenen unverfänglichen und indirekten Ausdrucksweise einen neuen Tötungsauftrag erteilen. Das gehörte zu Plechanows übergeordnetem Plan, die Macht an sich zu reißen und einige Staaten nach seiner Pfeife tanzen zu lassen. Am Anfang hatte Plechanows Motivation für Rushjo eine Rolle gespielt. Inzwischen genügte es, wenn Plechanow den Wunsch äußerte, daß etwas Bestimmtes zu geschehen hatte. Rushjo war das Werkzeug, um die Tat auszuführen. Es war die einzige Motivation, die ihn noch am Leben hielt.

Leben oder sterben. Es war ihm egal.

Montag, 4. Oktober, 7 Uhr 30
Washington, D.C.

Jay wartete schon, als Michaels im Büro erschien. Er grinste seinem Vorgesetzten entgegen.

»Gute Nachrichten?« fragte Michaels.

»Allerdings.«

»Kommen Sie herein.«

In Michaels Büro sagte Jay: »Sehen Sie sich das an. Darf ich?« Mit einer Handbewegung schaltete er Michaels Workstation ein.

»Fühlen Sie sich wie zu Hause.«

Nachdem das System hochgefahren war, rief Jay eine Datei auf. »Das ist der Bericht von unserer Außenstelle im Staat New York«, begann er. »Und das« - er drückte einige Tasten auf der Tastatur, bis ein Foto auf dem Bildschirm erschien - »ist der Not-The-Brothers-Zwinger. Er liegt an dem wunderschönen Ostufer des Great-Scandaga-Sees, inmitten der Weiler von North Braodalin und Fish House.«

Michaels sah Jay fragend an.

»Das ist nordwestlich von Amsterdam, was wiederum nordwestlich von Schenectady im Nordwesten von Albany liegt, das ...«

»Ich habe verstanden, Jay.«

»Gut. In diesem Zwinger wurde der kleine champagnerfarbene Pudel ausgebildet.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Es gibt nur wenige Hundeschulen dieser Art. Dort können Sie Ihren eigenen Hund ausbilden lassen oder einen gedrillten kaufen oder mieten. Letzteres ist bei Ihrem übrigens der Fall. Er wurde gemietet.« Jay lächelte.

»Selbstverständlich haben die Angestellten des Zwingers die Person nicht zu Gesicht bekommen, die ihn gemietet hat. Die Frau ist wirklich gewieft, Chef. Das Geld und die Anweisungen kamen per Kurier. Der Begleitzettel war ein Computerausdruck. Der FBI-Papier-Spezialist meint, daß Schriftart und Material auf eines der großen Druck- und Kopierunternehmen wie Kinkö s oder LazerZip hinweisen. Keine Chance, herauszufinden, aus welchem«, erklärte Jay.

Er fuhr fort: »Unsere Leute haben die Zustellung des Hundes bis zu einem weiteren Kurier und zu einem dritten Lieferservice verfolgt. Von diesem wurde der Hund jemandem übergeben, der in der Lobby des Holiday Inn im Norden von Schenectady wartete. Der Kurier erinnert sich daran, daß ein Mann die Lieferung quittierte und bezahlte. Es war ein Durchschnittstyp, der Kurier würde ihn nicht Wie dererkennen. «

»Das hört sich nicht besonders vielversprechend an, finde ich.«

»Einen Moment. Das Holiday Inn gehört zu den neuen, computerüberwachten Hotels. Im gesamten Gebäude und auf dem

Gelände sind überall Überwachungskameras versteckt. Sehen Sie sich das an.«

Jay betätigte einige Steuertasten.

»Hier ist der Typ, der den Hund abholte ...«

Auf dem Bild war ein Mann mit einem kleinen Transportkorb aus Kunststoff zu sehen. Er befand sich offensichtlich im Freien, vielleicht im Hof des Hotels. Im Hintergrund waren Grünpflanzen und Blumen zu sehen. Der Mann war mittelgroß, normal gebaut und hatte einen Allerweltschaarschnitt. Er trug ein T-Shirt, lange Hose und dunkle Schuhe. Herr Jedermann.

»Und hier ist die Frau, an die er den Hund übergab ... «

Ein anderes Bild erschien, eine fünfundsiebzigprozentige Frontalansicht einer Frau, die vor dem Mann mit dem Transportkorb stand. Sie war um die vierzig, hatte graubraunes, langes Haar und wirkte ein wenig pummelig. Neben einer sportlichen Sonnenbrille trug sie eine weite, langärmelige Hemdbluse, eine ausgebeulte Hose und Halbschuhe. Frau Jedermann.

»Die Sicherheitskameras im Hotel nehmen drei Bilder pro Sekunde auf. Wenn wir die Aufnahme laufen lassen, wirkt es daher ziemlich abgehackt, aber wir haben sechs oder acht wirklich gute Aufnahmen von der Frau.«

»Sie sieht nicht gerade aus wie eine alte Dame«, warf Michaels ein. »Und woher wissen wir, daß sie nicht ebenfalls verkleidet ist?«

»Unsere Jungs vom Erkennungsdienst meinen, daß sie tatsächlich verkleidet ist. Die Größe ihres Halses und der Handgelenke, ihr schmales Gesicht und die feingliedrigen Hände passen nicht zum Gewicht ihres Oberkörpers und der Hüften. Wahrscheinlich hat sie sich ausgepolstert.«

»Wie bringt uns das weiter?«

»Nun ja, die computerverstärkte Darstellung läßt darauf schließen, daß sie die Form ihrer Ohren oder Hände wahrscheinlich nicht verändert hat. Mit Hilfe der Gegenstände, deren Maße wir kennen - der Übertopf zum Beispiel oder die Dekosteine -, können wir Rückschlüsse auf ihre Schuhgröße und ihre Körpergröße ziehen. Außerdem läßt sich ihr tatsächliches Körpergewicht ziemlich genau errechnen, wenn man von den

Handgelenken und dem Halsumfang ausgeht. Zu den Haaren lassen sich keine genauen Angaben machen, da sie wahrscheinlich eine Perücke trägt. Aber die Bilder zeigen ihre Handgelenke und Hände deutlich, und unsere Fachleute vom FBI-Hautlabor meinen, daß sie dort kein Make-up aufgetragen hat. Vermutlich hat sie rote Haare, wenn man von ihrem Hauttyp ausgeht.«

»Das läßt sich daraus schließen?«

»Es ist zwar immer noch mehr Kunst als Wissenschaft dabei, aber es läßt sich mit fünfundachtzigprozentiger Sicherheit sagen.«

»Hm.«

»Wir haben noch etwas. Passen Sie auf.«

Jay ließ die Aufzeichnung laufen. Die Frau nahm den Transportkorb, drehte sich um und ging. Dann erschien ein anderes, aus einem anderen Blickwinkel aufgenommenes Bild. Vermutlich von einer zweiten Kamera, folgte Michaels. Die Aufnahme zeigte die Frau mehr aus der Vogelperspektive. Während er zusah, rutschte sie mit dem Transportkorb aus.

»Sehen Sie, wie naß der Fußboden ist? Er war kurz vorher gewischt worden«, erklärte Jay. »Man hatte das Hinweisschild noch nicht aufgestellt.«

Das nächste Bild zeigte die Frau, wie sie nach links taumelte, ihren Arm vorstreckte und sich mit der freien Hand an der Wand auf Schulterhöhe abstützte. Dann stieß sie sich von der Wand ab und ging weiter.

»Gut abgefangen, oder?« fragte Jay. »Ich an ihrer Stelle wäre wahrscheinlich auf dem Hintern gelandet, aber sie prallt nur gegen die Wand, stößt sich einfach wieder ab und läuft weiter. Und dabei hat sie die ganze Zeit den Korb in der Hand. Sie wurde nicht einmal langsamer.« Sein Grinsen zog sich jetzt von einem Ohr zum anderen.

Michaels begriff. Er richtete seinen Blick auf Jay. »Fingerabdrücke?«

»Jawohl. Was meinen Sie, wie viele -Leute in den letzten ein oder zwei Monaten an dieser Stelle ausgerutscht und gegen die Wand geknallt sind? Wir haben einen Abdruck ihres Handballens, einen deutlichen Abdruck des Zeige-, Mittel- und Ringfingers und einen verschmierten Daumenabdruck.«

Michaels nickte. Das war vielversprechendes Material. Vielleicht würde es seinen Hintern retten.

»Oh, und erwähnte ich schon, daß wir einige Zellen und einige brauchbare DNS-Rückstände sicherstellen konnten?«

»Verdammt, Jay ...«

Jay lachte. »Ich wollte nicht allzuviel Hoffnung schüren, Chef. Es ist nicht viel, nur ein paar Krümel, gerade genug, um sicher sein zu können, daß es sich tatsächlich um eine Frau handelt, und um die Blutgruppe zu ermitteln. Das war's auch schon.«

»Himmel noch mal! Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?«

»Dann wäre es ja nicht so spannend gewesen, Chef. Das Beste sollte man sich immer bis zum Schluß aufheben. Wie dem auch sei, wir haben noch keine Übereinstimmung mit den Daten von FBI, NCIC, UpolNet oder AsiaPol hinsichtlich der Fingerabdrücke oder DNS-Profile. Es dauert eine Weile, bis die Suchanfrage alle Systeme durchlaufen hat. Aber selbst wenn wir die Verdächtige dabei nicht finden, ist sie wahrscheinlich irgendwo anders registriert, zum Beispiel bei BioMed oder BankSeal. Wenn das der Fall ist, wird sie sicherlich irgendwann als Suchergebnis mit roter Fahne und kreischenden Sirenen auftauchen. Es ist nur noch eine Frage der Zeit.«

»Ausgezeichnete Arbeit«, lobte Michaels anerkennend. »Sie haben Ihre Sache gut gemacht, Jay.«

»*Nopro.*«

»Wie bitte?«

»Das sagt man so, Chef. Es bedeutet *no problem*, >kein Problem<. Man muß auf dem laufenden bleiben, wissen Sie. Ach, übrigens, erwähnte ich schon, daß sie den Hund bezahlt hat? Das Geld wurde wieder per Kurier geschickt. Diesmal konnten wir die Übergabe zwar nicht zurückverfolgen, aber das war doch ein netter Zug von ihr, nicht wahr?«

Michaels war hocherfreut, aber er versuchte, sich nicht von dem Gefühl überwältigen zu lassen. »Wie steht es mit der anderen Angelegenheit, der Sache mit dem Programmierer?«

»Wir sind ihm auf der Spur. Er ist ein Russe, wahrscheinlich aus der Ukraine. Ich habe Baby Huey - unseren

SuperCray-Großrechner - damit beschäftigt, sämtliche Möglichkeiten durchzugehen und die Profile zu überprüfen.«

»Hatten Sie nicht gesagt, er könne sein Profil tarnen?«

»O ja, das kann er durchaus, aber nur zum Teil. Sein Stil ist mir inzwischen hinreichend bekannt, so daß ich ihn erkenne, sobald ich ihn vor mir habe. Das ist wie bei einem Maler. Jeder erkennt ein Bild von Picasso, wenn er eines vor sich hat, und weiß, warum es kein Renoir sein kann. Sein Stil verrät ihn. Der Programmierer ist einfach zu gut, um sein Talent gänzlich zu verbergen. Etwas wird unter dem Scheffel hervorkommen, unter den er sein Licht zu stellen versucht.«

»Wirklich ausgezeichnete Arbeit, Jay. Ich danke Ihnen.«

»Na ja, Chef, das ist nun mal mein Job. Aber ich hätte, äh, nichts dagegen, wenn Sie es bei der nächsten Beurteilung und Gehaltserhöhung berücksichtigen würden.«

Beide Männer lachten.

»Jetzt mache ich mich besser wieder an die Arbeit«, sagte Jay schließlich. »Ich habe die Daten in Ihrem persönlichen Ordner abgelegt und werde mich melden, sobald ich etwas Neues habe.«

»Nochmals vielen Dank.«

Nachdem Jay gegangen war, rief Michaels das Material auf und ging es noch einmal durch, um es im Geiste zu ordnen. Als er sich mehr Klarheit verschafft hatte, griff er zu seiner Kommunikationseinheit, um eine Verbindung zu Walt Carver herzustellen. Der FBI-Direktor würde heute vormittag nicht mit leeren Händen zum Präsidenten gehen. Vielleicht würde es sogar ausreichen, damit Michaels den Job noch etwas länger behielt. Es überraschte ihn, wie erleichtert er sich fühlte. Offensichtlich hatte ihn das alles stärker belastet, als er angenommen hatte. Vielleicht war er doch noch nicht bereit hinzuwerfen, wie er es sich überlegt hatte.

»Büro Direktor Carver.«

»Hallo June, hier spricht Alex Michaels. Ist der Chef schon da?«

»Seit sechs Uhr, Commander. Einen Moment bitte, ich stelle durch.«

Während er auf die Verbindung wartete, blickte Michaels auf und sah Toni an seinem Fenster vorbeigehen. Er nickte ihr zu, aber

sie nahm keinen Blickkontakt auf, sondern steuerte schnurstracks auf ihr Büro zu. Merkwürdig. Vielleicht war sie müde, denn sie hatten alle seit geraumer Zeit pausenlos durchgearbeitet. Er würde sie hereinrufen und sie über Jays Ermittlungsergebnisse informieren, sobald er Carver davon Mitteilung gemacht hatte. Sie würde sich bestimmt über die Neuigkeiten freuen.

»Guten Morgen, Alex. Haben Sie gute Nachrichten für mich?«

»Jawohl, Sir, ich denke schon. Ausgesprochen gute Nachrichten sogar.«

Mittwoch, 6. Oktober, 9 Uhr 11
Long Island

Ein kleines, in teures Geschenkpapier gewickeltes Päckchen in der Hand, stand Selkie auf dem Treppenabsatz. Sie trug eine gebügelte, dunkelblaue Baumwollhose, ein passendes langärmeliges Hemd und eine Baseballmütze in der gleichen Farbe. Unter der Mütze lugten einige Strähnen ihrer blonden Perücke hervor. Mit dem Make-up, das sie aufgelegt hatte, sah sie um gut fünf Jahre älter aus. Das eingewickelte Päckchen besaß die Größe einer Schachtel, in die eine Diamantkette hineinpassen würde. Der Lieferwagen, der hinter ihr auf der Straße parkte, war ein Leihwagen, einfarbig weiß mit gestohlenen Nummernschildern. In die ser vornehmen Gegend sah sie wirklich aus wie eine Lieferantin.

Sie klingelte an der Tür.

Eine Minute verstrich. Noch einmal drückte Selkie auf die Klingel.

»Ja?« Die Stimme aus der Gegensprechanlage klang verschlafen.

»Ein Päckchen vom Juweliergeschäft Steinberg für Miß Brigitte Olsen.«

»Ein Päckchen?«

Meine Güte, Schätzchen, was gibt es denn daran nicht zu verstehen? Selkie warf einen Blick auf das Klemmbrett in ihrer Hand. »Von Mr. Genaloni.«

»Einen Augenblick.«

Die Tür öffnete sich wegen der vorgelegten Sicherheitskette nur einen Spaltbreit. Soweit Selkie durch den Spalt erkennen konnte, war Brigitte jung, blond und vollbusig. Man konnte sie durchaus als drall bezeichnen. Unter ihrem ausgebleichten blauen Bademantel trug sie einen schwarzen Seidenpyjama. Wenn Selkie

das Telefonat richtig belauscht hatte, würde Brigitte heute noch Besuch von Ray Genaloni bekommen. Selkie war bereit.

Brigitte streckte ihre Hand nach dem Päckchen aus. »Geben Sie her.«

»Sie müssen den Empfang bestätigen, Ma'am«, entgegnete Selkie und hob kurz das Klemmbrett. Dann warf sie einen Blick auf die Uhr, als stünde sie unter Zeitdruck.

Brigitte zögerte.

Selkie hätte einfach die Tür eintreten und die Sicherheitskette aus der Verankerung reißen können. Diese Ketten waren meistens nur mit kurzen, unbrauchbaren Schrauben befestigt. Aber sie wollte es nicht riskieren, gesehen zu werden. Am hellichten Tag die Haustür einer Gangsterbraut einzutreten war sicher nicht der intelligenteste Schachzug. Eine andere Möglichkeit wäre gewesen, die kleine 22er Pistole zu ziehen, die sie hinten rechts in das Holster an ihrem Hosenbund gesteckt hatte, und sie der Frau vor die Nase zu halten. *Mach auf, Schätzchen, oder du fängst dir eine Kugel ein.* Doch auch das war eher riskant. Tot nützte Brigitte ihr nichts, sie brauchte sie lebend.

Sie griff noch tiefer in ihre Trickkiste, damit beide Optionen hinfällig würden. »Ach, Entschuldigung, das hätte ich fast vergessen. Es ist eine Notiz dabei, die ich Ihnen vorlesen soll.« Sie nahm ein Stück Papier vom Klemmbrett und faltete es auseinander. »Hier steht: >Trag dies heute abend und sonst nichts. Ray.«<

Selkie blickte wie verlegen zu Boden. Brigitte lachte und löste die Sicherheitskette. »Typisch Ray.« Sie öffnete die Tür.

Die Menschen waren einfach zu leichtgläubig.

Mittwoch, 6. Oktober, 11 Uhr 46
Quantico

Alex Michaels war auf dem Weg in die Cafeteria, obwohl er eigentlich gar keinen Hunger hatte. Die Anhaltspunkte, die sich

zwei Tage zuvor herauskristallisiert hatten, hatten nichts ergeben. Jay Gridleys Suchanfrage hinsichtlich aller in Rußland lebenden Programmierer war ergebnislos geblieben. Für den genetischen Fingerabdruck sowie die sichergestellten Fingerabdrücke der Frau, die Scout in einem Hotel im Staat New York in Empfang genommen hatte, gab es in keinem der überprüften Systeme eine Übereinstimmung.

Gridley hatte die Suche nach dem Programmierer auf die umliegenden GUS-Staaten ausgeweitet. Außerdem vergrößerte er das Netz, das er für die Attentäterin ausgeworfen hatte. Bisher in beiden Fällen absolute Fehlanzeige.

Toni Fiorella schien ihm aus dem Weg zu gehen. Sie hatte eine Personalbesprechung versäumt und verließ das Büro früh. Außerdem sah sie ihn neuerdings an, als hätte er eine äußerst ansteckende Krankheit, die sie sich auf gar keinen Fall einfangen wollte.

Na, wenigstens gab es noch seine Arbeit. Als der Direktor des FBI dem Präsidenten mitgeteilt hatte, daß sie Fotos von Days Mörderin hätten und sie in absehbarer Zeit stellen würden, war letzterer beruhigt gewesen.

Ob das der Wahrheit entsprach oder nicht, war etwas anderes. Auf jeden Fall standen sie momentan besser da als vorher. Früher oder später würden sie sie fassen.

Vor ihm ging John Howard den Korridor entlang in Richtung Cafeteria. Howard bemerkte ihn, als er den Eingang erreichte, und nickte ihm zu. »Commander.« Das war höflich, mehr nicht.

Michaels verstand nicht, was der Colonel gegen ihn hatte, aber offensichtlich mochte ihn der Soldat nicht. »Colonel.«

Howard wandte sich ab, ohne seinem Chef anzubieten, sich mit ihm an einen Tisch zu setzen und zusammen zu essen.

Statt dessen kam Jay Gridley grinsend auf ihn zu, und Michaels verschob es auf einen späteren Zeitpunkt, sich über Howard Gedanken zu machen.

»Wenn Sie gute Nachrichten haben, ist Ihre Gehaltserhöhung sicher«, sagte Michaels.

»Na ja, wie gut sie sind, weiß ich nicht. Mal sehen, was sagen Sie zu: Ich habe den Programmierer gefunden?«

»Nein!«

»Ja, ja und nochmals ja. Ich hatte recht, er ist tatsächlich Russe. Da er vor einigen Jahren nach Tschetschenien ausgewandert ist, ging er uns bei den ersten Suchanfragen durch die Lappen.« Jay hielt seinen Flatscreen-PC hoch, so daß das Bild erkennbar wurde.

»Commander, darf ich vorstellen - Wladimir Plechanow.«

Mittwoch, 6. Oktober, 15 Uhr 30
New York City

Genaloni warf einen Blick auf die Uhr auf seinem Schreibtisch. Es reichte. Er mußte unbedingt hier weg. Stundenlang Unterlagen zu bearbeiten, egal, ob elektronisch oder auf Papier, das machte jeden verrückt. Mit einer Handbewegung schaltete er die Gegensprechanlage ein. »Roger, holen Sie den Wagen. Wir fahren zu Brigitte.«

»Jawohl, Sir.«

Nachdem er den ganzen Tag unter Druck gestanden hatte, brauchte er unbedingt einen Platz zum Abschalten und jemanden, der ihm das ermöglichte. Um zu entspannen, half nichts besser, als die Pfeife auszuklopfen. Wenn sie sofort losfuhr, würden sie dort sein, bevor der Pendlerverkehr einsetzte.

Reich zu sein, hatte durchaus Vorteile. Daran bestand kein Zweifel.

Mittwoch, 6. Oktober, 15 Uhr 40
Long Island

Brigitte hatte sich als äußerst kooperativ erwiesen. Nachdem sie ihre anfängliche Überraschung über die Pistole in der behandschuhten Hand der Lieferantin überwunden hatte, waren

ihre ersten Worte gewesen: »Oh, Mist.« Es hatte keine Angst in ihrem Tonfall gelegen, sondern eher Verärgerung. So, als hätte sie soeben festgestellt, daß es regnete, wo sie doch vorgehabt hatte, ein Sonnenbad zu nehmen.

Den Lieferwagen hatte Selkie inzwischen einen Block entfernt in der Einfahrt eines zum Verkauf stehenden Hauses abgestellt. Eine lästige Aufgabe, die sie erledigt hatte, während Brigitte mit Handschellen an den Küchenabfluß gefesselt war.

Wieder zurück, befreite sie Brigitte, damit sie sich anziehen konnte.

Während Brigitte in ihren schwarzen Seidenslip schlüpfte, sah sie Selkie mit ihren kornblumenblauen, unschuldigen Augen an. »Werden Sie mich auch töten?« fragte sie.

Offensichtlich war ihr der Grund für Selkies Besuch völlig klar. Ein hirnloses Püppchen war sie jedenfalls nicht.

»Nein, warum sollte ich? Sie tun, was ich Ihnen sage, dann stirbt nur Genaloni, und ich verschwinde wieder.«

»Er wird von Leibwächtern begleitet. Sie warten vor dem Haus auf ihn.«

»Wie viele?«

»Zwei.«

Das sah nach Kooperation aus, war aber gelogen. Genaloni wurde immer von mindestens vier Leibwächtern begleitet, fünf, wenn man den Fahrer mitzählte. Einer von ihnen würde hinter dem Haus Wache schieben. Brigitte versuchte offenbar, sich den Rücken freizuhalten - so wie der seidene Tangaslip ihren Hintern freihielt. Wenn ihr Geldonkel ins Gras biß, konnte sie darauf hoffen, daß seine Mörderin sie leben ließ, weil sie ihr geholfen hatte. Überlebte Genaloni den Anschlag, und die Lieferantin segnete das Zeitliche, dann konnte die unschuldige Brigitte ihm von ihren Lügen zu seinem Schutz erzählen.

»Es scheint Ihnen nicht besonders viel auszumachen, daß Ihr Herzallerliebster ausgeschaltet wird.«

Die Blonde zog eine naturfarbene Bluse aus Rohseide über, keinen BH darunter, und knöpfte sie zu. Sie fing den Blick der anderen Frau auf. »Er mag es, wenn meine Brustwarzen sich abzeichnen«, erklärte sie. Dann zuckte sie die Achseln. »Er gehört zur Mafia. Das ist nun mal ein gefährliches Geschäft. Ich habe

etwas auf die Seite gelegt, und einen neuen Liebhaber aufzutun, sollte mir nicht Schwerfallen. Wenn ich Genalonis Ansprüchen genügt habe, dann wird es auch andere Mafiabosse geben, die mal naschen wollen.«

Selkie grinste. Sentimentalität konnte man Brigitte wirklich nicht vorwerfen. Sie wußte, was sie war, und wollte das Beste daraus machen. Ihre offene und nichts beschönigende Art machte sie ihr fast sympathisch. »Vielleicht wird man Ihnen die Schuld geben.«

»Warum? Sie können mich an einen Lügendetektor anschließen, dann erzähle ich ihnen die Wahrheit. Nämlich, daß man mir eine Waffe vors Gesicht gehalten hat. Was blieb mir also anderes übrig?«

»Heißt das, daß Sie ihnen auch eine Beschreibung von mir geben werden?«

Einen Moment zögerte Brigitte, während sie über eine Möglichkeit nachdachte, sich herauszuwinden. Schließlich sagte sie: »Ja, ich werd's ihnen sagen. Aber Sie sind verkleidet, nicht wahr?«

»Was antworten Sie, wenn man Sie danach fragt?«

»Das kriege ich schon hin.«

Jetzt wurde es interessant. »Ach ja? Wie denn?«

Brigitte streifte einen superkurzen Minirock über ihre langen Beine, zog den Reißverschluß hoch und schob die Bluse in den Rock. »Das hängt von der Formulierung der Frage ab. Lautet sie: >Glauben Sie, daß Rays Mörderin verkleidet war?<, kann ich >nein< sagen, ohne daß es als Lüge registriert wird.«

»Tatsächlich?«

»Sicher. Weil ich nicht *glaube*, daß Sie verkleidet sind, sondern es *weiß*. Ich habe mich schon öfter herausreden müssen.«

Wieder grinste Selkie. »Warum wollen Sie das tun? Ich meine, mich decken?«

»Sie könnten wiederkommen, um mich umzubringen, wenn Sie glauben, daß ich Sie verraten habe.«

Ihre Logik war fehlerhaft, aber darauf ging Selkie nicht ein. Wenn ihr Gegenüber sie verriet, würde die Bande sie finden und töten. Damit würde sie keine Bedrohung mehr für Brigettes Seelenfrieden darstellen.

Konnte sie der anderen vertrauen? Schwer zu sagen. Es bestand kein Zweifel daran, daß die Geliebte ihrer Zielperson singen würde wie ein ganzer Chor, wenn die Mafiosi sie dazu aufforderten.

Brigette fand ein Paar Seidenstrümpfe. Sie rollte einen Strumpf auf, schlüpfte mit dem linken Fuß hinein und zog ihn das Bein hinauf. Fasziniert von ihrem fehlenden Anstand und ihrer Emotionslosigkeit hinsichtlich der bevorstehenden Ermordung, sah Selkie ihr zu.

Brigette fing den Blick auf. Sie lächelte. »Mögen Sie Frauen? Ich kann Ihnen die Wartezeit ein bißchen angenehmer gestalten, wenn Sie wollen.«

Selkie schüttelte den Kopf. »Vielen Dank. Nicht während der Arbeit.«

Rays Freundin war abgebrüht, soviel stand fest. Selkie würde nicht gern an einem Abhang hängen, wenn sie das andere Ende des Seils hielt - es sei denn, sie hätte ein dickes Bündel Bargeld in der Hand, um die Süße davon zu überzeugen, das lebensrettende Tau bestimmt nicht loszulassen.

Trotzdem würde Brigette von Nutzen sein. Die Walther TPH.22er, die Selkie in der Hand hielt, war eine Miniaturausgabe von James Bonds PPK. Sie war ein Meisterwerk der Waffenkunst: aus hochwertigem rostfreien Stahl, klein, kompakt und sehr präzise. Aber die winzige .22erPatrone hatte nur dann verlässliche Wirkung, wenn man das zentrale Nervensystem traf. Um den sicheren Tod herbeizuführen, war ein Schuß in den Rücken oder das Gehirn erforderlich. Falls Brigette anfang zu schreien, wenn Ray auf die Tür zukam, wäre ein Kopfschuß äußerst schwierig anzubringen. Zwar war ein solcher Treffer nicht unmöglich - mit dieser Waffe traf sie auch auf zwanzig Meter Entfernung zielsicher -, aber sie würde die Walther bis dahin mit einem Schalldämpfer versehen, um den Knall zu dämpfen. Neben der Tatsache, daß die Länge des Laufes nicht ausreichte, damit die Stinger-Munition Überschallgeschwindigkeit erreichte, würde der Schalldämpfer das Geschoß zusätzlich verlangsamen, da er mit dem Knall auch die entstehenden Gase absorbierte. Die Zielperson konnte überleben, es sei denn, man plazierte den Schuß direkt in ein Auge. Die Schädeldecke war zu hart, und es war schon vorgekommen, daß eine Kugel einfach abgeprallt war. Sich darauf zu verlassen, ein

Auge zu treffen, während der Schalldämpfer das Zielen erschwerte, war äußerst riskant.

Mit einer .22er-Faustfeuerwaffe hatte es sich als am besten erwiesen, die Mündung vier oder fünf Zentimeter vom Kopf des Opfers entfernt zu halten und drei oder vier schallgedämpfte Schüsse in den Hinterkopf zu jagen. Währenddessen würden Genalonis Leibwächter nichtsahnend draußen im Auto warten, und bevor sie Verdacht schöpften, wäre sie längst über alle Berge.

Sie brauchte Abgeschlossenheit, um diesen Job perfekt zu erledigen. Brigitte würde Genaloni ins Haus locken. Sobald sich die Tür hinter ihm schloß, würde Selkie sich um alles weitere kümmern.

Mittwoch, 6. Oktober, 18 Uhr
Quantico

Die für fünf Uhr angesetzte Besprechung begann eine Stunde später. Nur wenige Personen nahmen daran teil -Michaels, Toni, Jay, Colonel Howard und der neue Computerverbindungsmann vom FBI, Richardson, der allerdings nicht lange bleiben konnte. Von jetzt an würden nur noch wirklich notwendige Informationen über diesen Fall ausgetauscht werden.

»Fangen wir an«, begann Michaels. »Sie haben alle das von Jay zusammengestellte Infopakete bekommen, nehme ich an. Gibt es irgendwelche Fragen?«

»Ja«, sagte Richardson. »Wie ist die weitere Vorgehensweise, sobald Sie mit Sicherheit sagen können, daß es sich bei diesem, ähm, Plechanaw wirklich um den gesuchten Programmierer handelt?«

»Es ist nicht ganz einfach«, antwortete Michaels. »Idealerweise würden wir uns mit der tschetschenischen Regierung in Verbindung setzen und einen Auslieferungsantrag gemäß des Netzkriminalitätsabkommens von 2004 stellen. Das wäre aber hier

nicht unbedingt sinnvoll. Jay, darf ich Sie um einige Erläuterungen bitten?«

Jay antwortete mit einem Kopfnicken. »Plechanow hat wahrscheinlich ein Stand-by-Sicherheitsprogramm für seine wichtigsten Datenbestände. Wenn die örtliche Polizei sich Zugang zu seinem Büro oder Haus verschafft und anfängt, irgendwelche Tasten zu drücken oder Kabel herauszuziehen, wird sein System vermutlich sofort jeden Zugang sperren, noch bevor sie herausbekommen, wo sich der Netzstecker befindet. Sollte das nicht der Fall sein, ist anzunehmen, daß seine hochbrisanten Daten verschlüsselt sind, 128er oder sogar 256er. Er hat früher Verschlüsselungsprogramme für das russische Militär entwickelt. Ohne den Schlüssel würde unser SuperCray-Rechner bei voller Auslastung mindestens zehn Milliarden Jahre brauchen, um den Code zu knacken. So lange wollen wir natürlich nicht warten. Das heißt, ohne den Schlüssel kommen wir an seine Systemdateien nicht heran. Ohne diese Dateien haben wir aber keine Beweise dafür, daß er der gesuchte Programmierer ist. Wir haben nicht genug in der Hand, damit unsere Anwälte Anklage erheben könnten.«

»Wie wollen Sie also vorgehen?« fragte Howard interessiert.

»Am besten wäre es, ihm über die Schulter zu sehen, wenn sein System aktiviert ist. Entweder das, oder wir bringen den Schlüssel an uns.«

»Aber auch damit wäre das Problem noch nicht vollständig gelöst«, warf Michaels ein. »Entschuldigung, Jay, fahren Sie bitte fort.«

»Ich habe Hintergrundinformationen über den Gesuchten gesammelt. Er verfügt über ziemlich gute Verbindungen zu Regierungskreisen in der ganzen Welt. Als Sicherheitsberater war er bereits ganz legal für die Russen, Inder, Thailänder, Australier und einige andere tätig. Geld hat er auch - in den Büchern ist ziemlich viel ordnungsgemäß ausgewiesen. Wir sprechen von einem persönlichen Vermögen in Millionenhöhe. Zweifellos hat er darüber hinaus illegal verdientes Geld auf die Seite geschafft. Der Banküberfall in New Orleans war vermutlich nicht der erste dieser Art.«

»Also haben wir es mit einem immens reichen Kerl mit politischer Schlagkraft zu tun«, konstatierte Toni. »Selbst wenn die Tschetschenen mitzögen, ihn dann schnappten und für uns auslieferten, könnten wir ihn nicht festnageln, weil wir nicht an das Beweismaterial herankommen, richtig?«

»So kann man es in etwa zusammenfassen«, antwortete Michaels.

»Wenn der Mann Geld und Einfluß besitzt, wozu macht er dann das Ganze? Warum geht er ein solches Risiko ein?« fragte Howard.

Michaels nickte und freute sich, daß seine Mitarbeiter offensichtlich mitdachten. »Das ist die große Frage. Was will er erreichen?«

»Noch mehr Geld und noch mehr Macht«, antwortete Richardson. »Er kann den Hals nicht vollkriegen.«

»Möglich«, meinte Michaels. »Als ich die Informationen durchging, hatte ich allerdings den Eindruck, daß er ein bestimmtes Ziel verfolgt. Zwar konnten einige der Systemabstürze direkt mit ihm in Verbindung gebracht werden - Jay hat alle Einzelheiten darüber -, aber nicht alle. Auch wenn es zum Teil nur Ablenkungsmanöver sind, so ist anscheinend ein gewisses Muster erkennbar. Er hat es auf einen bestimmten Zielort abgesehen. Bevor wir versuchen, ihn zu schnappen, wäre es intelligenter herauszubekommen, um welchen Ort es sich handelt. Vielleicht hat er Komplizen, die wir ebenfalls dingfest machen sollten.«

Bevor er fortfahren konnte, öffnete sich die Tür zum Konferenzraum Michaels Sekretärin erschien im Türrahmen. Sie war angewiesen worden, nur im äußersten Notfall zu stören. Michaels erster Gedanke war, daß seiner Frau - vielmehr seiner Ex-Frau - oder seiner Tochter etwas passiert sein könnte. Noch ehe die aufsteigende Panik ihn vollständig ergriff, ließen ihn die Worte der Sekretärin aufatmen.

»Commander, eine wichtige Nachricht aus New York. Es geht um Ray Genaloni.«

*Mittwoch, 6. Oktober, 16 Uhr 40
Long Island, New York*

Es klingelte. »O mein Gott«, entfuhr es Brigitte.

»Öffnen Sie. Und denken Sie daran, ich kann Sie beide von hier aus sehen, Genaloni mich aber nicht. Irgendwelche plötzlichen Bewegungen, nur der kleinste Muckser, und Sie werden als erste daran glauben müssen.«

»Ich habe verstanden.«

Brigitte ging zur Tür.

Jetzt könnte es gefährlich werden. Selkie glaubte allerdings nicht, daß Brigitte Dummheiten machte - sie würde sogar darauf wetten. Für den Fall, daß etwas schiefging, bevor Genaloni das Haus betreten hatte, hielt sie vier geladene .22er-Magazine für die Walther plus vierundzwanzig Einzelschuß bereit und die sieben Patronen in der Waffe selbst. In ihrer Hosentasche befand sich außerdem die angebrochene Schachtel Stinger-Munition. Wären mehr als einunddreißig Schuß notwendig, würde sie allerdings arg in der Klemme sitzen.

»Hallo, Süßer. Komm 'rein. Mein Mann ist gerade gegangen.«

Lachend betrat Genaloni das Haus.

Selkie ging außer Sichtweite. Dabei hielt sie die Pistole mit zur Decke zeigender Mündung mit beiden Händen neben ihrem rechten Ohr. Inzwischen trug sie OP-Handschuhe. Weder die Pistole noch die Magazine hatte sie mit bloßen Händen berührt, seit sie die Teile am Abend zuvor gereinigt hatte. Sie holte tief Luft und atmete langsam wieder aus. Ein Adrenalinschub jagte den anderen.

»Ich bekomme den Draht nicht von der Champagnerflasche, Ray. Das kleine runde Ding ist locker.«

»Ich mache das schon. In der Küche?«

»Ja. Im Eiskübel.« Alle Achtung, sie war ausgesprochen cool. Ihre Stimme verriet keinerlei Nervosität.

Selkie schob sich rückwärts in den geöffneten Schrank, der hinter ihr stand. Der frische Duft neuer, ungetragener Kleider, an denen noch das Preisschild befestigt war, umfing sie. Sie zog die Schranktür bis auf einen Spalt zu. Genaloni und Brigitte gingen an ihrem Versteck vorbei, ohne auch nur einen Blick in ihre Richtung zu werfen.

Als sie die Küche betraten, verließ Selkie ihr Versteck und folgte ihnen.

»Keine Bewegung«, befahl sie.

Genaloni erfaßte die Situation sofort und wußte, welche Rolle Brigitte bei der Sache gespielt haben mußte. »Verdammt. Du miese, kleine Nutte.«

»Es tut mir leid, Ray, sie hat mich dazu gezwungen! Sie hat doch eine Waffe!« Zum erstenmal an diesem Tag klang Brigettes Stimme aufgeregt.

»Hände hoch und weit auseinander, Genaloni.«

Er gehorchte. »Darf ich mich umdrehen?«

»Sicher.«

Der Mafiaboß wandte sich um. Als sie in sein Blickfeld kam, nickte er. »Aha. Sie müssen Selkie sein, stimmt's? Wozu das Ganze?«

»Sie kennen den Grund. Ihre Leute haben versucht, mich aufzuspüren. Sie wußten von Anfang an, daß das nicht erlaubt ist.«

Er versuchte nicht, es abzustreiten. »Verdammt. Ich hatte angenommen, meine Leute wären gut.«

»Nicht gut genug.«

»Na, schön. Sie haben es bemerkt. Was wollen Sie? Geld? Oder eine Garantie, daß wir keinen weiteren Versuch unternehmen, Sie ausfindig zu machen?«

Die Pistole war bereits auf sein rechtes Auge gerichtet. Bei dieser Entfernung brauchte sie kein Visier. Sie könnte mühelos eine Murmel von der Tischplatte schießen, ohne daß die Politur auch nur einen Kratzer abbekäme. Um das Ziel anzuvisieren, reichten die Waffe und der Schalldämpfer vollkommen aus.

»An welche Summe hatten Sie gedacht?«

Der Mafiaboß grinste. Offensichtlich meinte er, er hätte sie durchschaut.

Das war ein Irrtum.

Der handpolierte Mechanismus der Pistole war für Einzelschuß auf eine Federspannung von drei Pfund eingestellt, nicht gerade ein Kriechen. Selkie drückte sorgfältig ab. Der Schuß löste sich unter ihrem Finger wie ein Eiszapfen. Es klang wie ein Luftgewehr, ein dumpfes Geräusch, das niemand außerhalb dieses Raumes hören würde.

Das winzige Geschoß traf Ray Genaloni in den rechten Augapfel. Er sackte in sich zusammen, sein Gehirn von der Bleikugel ausgeschaltet, die ihm in den Schädel'fuhr.

»O mein Gott!« stieß Brigitte hervor. »O mein Gott!«

Weil Brigitte ihr beinahe sympathisch war und sie nicht zu Grausamkeit neigte, sagte Selkie: »Beruhigen Sie sich. Ihnen geschieht nichts. Ich verschwinde jetzt, bleiben Sie ganz ruhig ... Wer ist da an der Tür?«

Brigitte wandte den Kopf zur Seite, um nachzusehen.

Selkie gab zwei Schüsse ab - plopp, plopp - und traf das blonde Mädchen zweimal in die rechte Schläfe. Sie ging zu Boden, ihr Körper zuckte unkontrolliert, während die gestörten Gehirnströme den Impuls für einen letzten verzweifelten Fluchtversuch auslösten. Es war aber nur noch ein Reflex, denn Brigettes Geist existierte schon nicht mehr. Ihr letzter Gedanke war gewesen, daß sie diesen Tag überleben würde.

Selkie hatte keine Zeit zu verlieren. Sie bückte sich und schoß Brigitte zwei weitere Kugeln in den Kopf. Dann feuerte sie noch zweimal auf Genalonis Schädel. Die Waffe funktionierte einwandfrei. Sie hatte die Ladevorrichtung mit Stahlwolle poliert, bis sie sich darin spiegeln konnte. Anschließend hatte sie sie mit TW-2513, einem Schmiermittel auf Fluorkohlenstoffbasis, das den Gütevorschriften des Militärs entsprach, eingefettet. Daher hatte es keine Ladehemmungen gegeben, nicht einmal bei den schwerer zu ladenden Stinger-Patronen.

Sie entriegelte die Pistole, entnahm das leere Magazin und schob eine neues ein. Das leere steckte sie sich in die Hosentasche. Danach spannte sie den Schlitten der Walther, entscherte die Waffe und schoß das Magazin leer. Dann legte sie ein neues, sechsschüssiges Magazin ein. Eine Kugel war in der Kammer, das Magazin voll. Sie konnte siebenmal schießen.

Sie sah sich um. Fingerabdrücke hatte sie nicht hinterlassen. Die Hülsen der .22er waren sauber, sie hatte sie nur mit Handschuhen angefaßt und direkt aus der Schachtel genommen. Die Extraktionsmarken auf den Hülsen könnten Rückschlüsse auf die Waffe zulassen, aber da sie sich der Pistole bei nächster Gelegenheit entledigen würde, stellte das kein Problem dar. Selbst wenn ein Taucher das gute Stück in zwanzig Jahren fände, könnte man es nicht mit ihr in Verbindung bringen, da sie die Waffe unbenutzt auf dem Schwarzmarkt erworben hatte. Schade eigentlich, sie hatte sich an die Walther gewöhnt. Aber eine Waffe sollte man nicht behalten, wenn sie nicht mehr unbenutzt, zur Mordwaffe geworden war. Die Gefängnisse waren voll von Scharfschützen, die sich nicht von ihren Lieblingswaffen trennen können und sie nach der Tat behalten hatten. Schön dumm.

Sie warf einen Blick auf die Leichen. Beide Opfer hatten geglaubt, mit heiler Haut davonzukommen, bevor sie sie niederstreckte. Und noch ehe sie ihren Irrtum bemerkt hatten, waren sie tot gewesen. Es gab schlimmere Arten zu sterben.

Jetzt mußte sie zum zweiten Teil des Planes übergehen.

Sie ging zur Hintertür und lugte durch einen Spalt der Jalousien, die vor dem Fenster neben der Tür hingen. Ein kräftiger Mann in einem blauen Trainingsanzug lehnte am Zaun auf dem Grundstück direkt neben dem Gartentor. Er rauchte eine Zigarette. Ein Beutel hing schwer vor seinem Unterleib. Darin war wahrscheinlich seine Waffe verborgen. Sehr gut. Eine Waffe aus einem Beutel zu ziehen kostete wesentlich mehr Zeit, als sie aus einem Holster zu nehmen.

Sie mußte ihn dazu bewegen, vom Tor wegzugehen und auf die Hintertür zuzukommen. Dadurch wäre er außer Sichtweite, falls ihn die anderen Leibwächter vor dem Haus im Auge hatten.

Sie hatte fast den ganzen Tag mit Brigitte verbracht. Daher konnte sie ihre Stimme gut genug nachahmen, um jemanden zu täuschen, der sie vielleicht nur ein paarmal gehört hatte.

Sie atmete tief ein und öffnete die Tür. »Entschuldigung. Könnten Sie einen Moment hereinkommen? Ray braucht kurz Ihre Hilfe.«

Der Leibwächter schlenderte auf die Hintertür zu. Sobald die Sicht durch das Haus versperrt war und er von der Vorderseite aus nicht mehr zu sehen war, trat Selkie in den Garten hinaus.

Der Mann im Trainingsanzug runzelte die Stirn. Eine Frau wie Selkie hatte er nicht erwartet.

Seine Reaktionszeit war zwar ziemlich gut, seine Taktik dafür aber um so schlechter.

Statt sich zu ducken und einen Satz zur Seite zu machen, um sich über den Zaun in Sicherheit zu bringen - was ihm wahrscheinlich mit einigen kleinkalibrigen Patronen im Rücken gelungen wäre -, griff er nach der Pistole in seinem Beutel.

Aber auch der schnellste Pistolenheld aller Zeiten konnte nicht flink genug ziehen, um einer bereits auf ihn gerichteten Waffe zuvorzukommen. Die Reaktionszeit plus die Zeit, die notwendig war, um die Waffe aus dem Holster zu nehmen - selbst wenn es ein Schnellziehholster war -, hätte ihn mindestens eine Drittelsekunde gekostet. Um die Waffe aus einem Beutel zu ziehen, würde ihr Gegenüber mindestens zwei Sekunden brauchen - zwei Sekunden, die er nicht hatte.

Selkie feuerte ihren ersten Schuß ab, noch bevor der Leibwächter über das Stadium des Stirnrunzelns hinausgekommen war. Der zweite und dritte Schuß folgte so kurz darauf, daß es sich wie ein einziger Feuerstoß anhörte. Alle drei Geschosse trafen den Mann in den Kopf. Sie sprintete zum Zaun am rückwärtigen Ende, bevor der Leibwächter auf dem Boden aufschlug. Ihr Lieferwagen parkte auf dieser Seite etwa zwei Häuser weiter nach links. Im Garten des Nachbarhauses gab es keine Hunde, das hatte sie überprüft.

Der Zaun bestand aus Zedernbrettern und war zwei Meter hoch, überaus geeignet, um eine gute Nachbarschaft zu pflegen. Sie nahm Anlauf, griff mit beiden Händen -und der Pistole - hinauf, zog sich hoch und schwang sich auf die andere Seite. Ein gekonnter Sprung.

Sie kam auf dem weichen Boden auf. Im Garten des Nachbarn war niemand zu sehen. Ein schöner Rasen, gerade frisch gemäht.

Sie rannte zu dem Tor neben dem Haus, öffnete es und schloß es sorgfältig hinter sich. Dann schraubte sie den Schalldämpfer vom Lauf der Walther und ließ ihn in ihrer Gesäßtasche

verschwinden. Die Waffe steckte sie in das Pferdelederholster an ihrem Hosenbund, zog das Hemd aus der Hose und ließ es herunterhängen.

Fünfundvierzig Sekunden später hatte sie den Lieferwagen erreicht. Auf der anderen Straßenseite spielten zwei kleine Mädchen Himmel und Hölle auf einem Feld, das sie mit Kreide auf dem Gehweg gezogen hatten. Selkie lächelte und winkte den beiden Kindern zu. Dann stieg sie in den Lieferwagen, startete und stieß rückwärts aus der Einfahrt. Sie schlug das Lenkrad ein und fuhr ohne sichtbare Eile die Straße hinunter. An einem Stoppschild hielt sie an und setzte den Blinker, um rechts abzubiegen. Eine vorbildliche Autofahrerin.

Wegen Ray Genaloni brauchte sie sich keine Sorgen mehr zu machen.

Jetzt mußte sie zurück nach Washington, um eine weitere Kleinigkeit zu Ende zu bringen...

*Donnerstag, 7. Oktober, 2 Uhr 45
Grosny*

Als er das System neu installierte, das bei seinem erzwungenen Notausstieg aus der virtuellen Realität beschädigt worden war, stieß Plechanow auf schlechte Nachrichten.

Jemand hatte einige seiner Stolperdrähte gekappt.

Es war schon spät, und er fühlte sich müde. Daher geriet er zuerst in Panik.

Doch dann zwang er sich, einige Male tief Luft zu holen. Ganz ruhig, Wladimir. Noch ist nicht aller Tage Abend.

Etwas gefaßter startete er erneut die Sicherheitsabtastung. Er fand keine weiteren Hinweise auf einen Eindringling. Wer immer es auch gewesen war, er mußte ein Experte sein. Denn an den Stolperfallen kam man nicht vorbei, sobald man erst einmal einen bestimmten Weg die elektronischen Korridore entlang eingeschlagen hatte. Wie feine Fäden eines Spinnennetzes waren die Fallen mit äußerster Sorgfalt angelegt worden, und zwar an Stellen, an denen die wenigsten sie vermuteten. Selbst jemand auf der Suche nach diesen Sicherheitsvorkehrungen würde sie normalerweise übersehen. In Kniehöhe gespannt, waren sie fast unsichtbar und boten einen so geringen Widerstand, daß man sie nicht bemerkte. Wenn man den einen Stolperdraht unbeschädigt überwand, konnte man sicher sein, den nächsten zu kappen. War das einmal geschehen, ließ sich der Draht nicht wieder neu spannen.

Es könnte ein Zufall sein, vielleicht ein Hacker, der das Netz erforschte. Aber Plechanow glaubte keine Sekunde ernsthaft an diese Möglichkeit. Statt dessen war er überzeugt davon, daß es ein Computerexperte der Net Force war, der die Informationen, die er während der Verfolgungsjagd gesammelt hatte, ausgewertet hatte. Wäre Plechanow an dessen Stelle und wollte jemanden in der virtuellen Realität aufspüren, könnte es ihm anhand der durch die

Verfolgung gelieferten Daten gelingen. Zwar ärgerte es Plechanow maßlos, das zugeben zu müssen, aber wenn er selbst es schaffte, konnte jemand anderes es auch.

Er hatte seine Gegner schon einmal unterschätzt. Diesen Fehler würde er nicht noch einmal begehen.

Also gut. Entweder kannten sie seine Identität bereits, oder sie standen kurz davor, sie zu ermitteln. Mit den Ressourcen der Net Force war das nur eine Frage der Zeit.

Und dann? Tja, dann würde die Sache erst richtig interessant werden. Sie hatten keine handfesten Beweise, dessen war er sicher. Um Belastungsmaterial zu beschaffen, müßten sie sehr viel tiefer in sein System eindringen, als es ihnen bislang gelungen war. Wie unmöglich das war, sollte ihnen klar sein, sofern seine Identität bereits bekannt war, denn dann müßten sie über seine Fähigkeiten Bescheid wissen. Der Dechiffrierschlüssel existierte nur in seinem Kopf, aufgeschrieben hatte er ihn nicht. Auf legalem Wege konnten sie ihn nicht zwingen, ihn preiszugeben. Doch ohne den Schlüssel waren seine chiffrierten Dateien wie Eisenblöcke - niemand könnte sie öffnen.

Plechanow lehnte sich im Stuhl zurück, legte die Fingerspitzen aneinander und dachte über das Problem nach. Seine Identität zu kennen und ihm seine Taten nachzuweisen war nicht dasselbe. Selbstverständlich hatte er Szenarien für den schlimmsten Fall erprobt - falls die Net Force oder eine andere Organisation zur Verbrechensbekämpfung seine Identität aufdeckte, bevor er seine Pläne verwirklicht hatte. Auch wenn ihm diese Möglichkeit unwahrscheinlich erschienen war, hatte er sie aufgrund seines Alters und seiner Erfahrung zumindest in Betracht gezogen.

Dabei war er vom schlimmsten Fall ausgegangen - daß sie seine Identität kannten und Beweise für die Manipulationen im Netz, für die Bestechungen, die Mordaufträge, einfach für alles hatten. Ab einem bestimmten Punkt wäre selbst das völlig unerheblich. Sobald seine Leute an die Macht kamen, war er praktisch unantastbar. Auslieferungsanträge würden zwar nicht unmittelbar abgelehnt werden, schließlich würde man nicht unhöflich erscheinen wollen. Aber eine Untersuchung der Vorwürfe gegen den geschätzten und verehrten Freund des Volkes, Wladimir Plechanow, würde schließlich zu dem Schluß kommen,

daß es nicht im besten Interesse des Landes wäre, ihn den Amerikanern zu übergeben. Was nicht hieß, daß seine Leute ihn nicht den Wölfen zum Fraß vorwerfen würden. Wenn sie glaubten, damit davonkommen zu können, würden sie es tun.

Glücklicherweise wären die neu gewählten Politiker ihm für ihre Positionen nicht nur zu Dank verpflichtet, sondern es existierten auch detaillierte Unterlagen darüber, wie sie zu ihren Posten gekommen waren. Ihn den Wölfen zu überlassen, würde bedeuten, daß die Verantwortlichen ebenfalls in die Fänge seiner Verfolger gerieten. Schon vor langer Zeit hatte er die Erfahrung gemacht, daß Eigeninteresse sehr viel zuverlässiger war als die größte Dankbarkeit.

Dieses Szenario war natürlich besorgniserregend. Ein Makel in einem im übrigen perfekten Plan, der aber in diesem fortgeschrittenen Stadium nicht mehr durchkreuzt werden konnte. Er würde die Augen offenhalten und mit äußerster Sorgfalt vorgehen, ansonsten weitermachen wie bisher. Rushjo war an Ort und Stelle. Eine plötzliche Aktivität der Net Force, und das Gewehr könnte in Aktion treten, um Verwirrung zu stiften. Ab einem bestimmten Punkt war alles, was sie gegen ihn unternahmen, unerheblich. Und dieser Punkt war fast erreicht.

Mittwoch, 6. Oktober, 19 Uhr 06
Quantico

Michaels war immer noch dabei, die Nachricht zu verdauen, daß Ray Genaloni zusammen mit seiner Geliebten und einem Leibwächter ermordet worden war, als er die Besprechung für beendet erklärte. Richardson war bereits gegangen. Abschließend hatte Alex seinen Leuten noch einige Aufgaben zu übertragen.

»Jay, spielen Sie Szenarien hinsichtlich des möglichen Ziels von Plechanow durch. Setzen Sie alle Teile, die Sie haben, zusammen. Gibt es eine Möglichkeit nachzuvollziehen, wo er gewesen ist und was er gesehen hat, und zwar sowohl in der virtuellen Realität als auch in Wirklichkeit?«

»Vielleicht. Seine Dateien wird er zwar für jeden unbefugten Zugriff gesperrt haben, aber wir haben seine Identität und könnten die Aktionen zum Teil zurückverfolgen.«

»Tun Sie das bitte.«

Jay nickte und verließ den Raum.

An Howard gewandt, sagte Michaels: »Ich möchte Sie um etwas bitten. Arbeiten Sie einen Plan für eine geheime Mission aus, Plechanow aus Tschetschenien herauszuholen.«

Howard sah ihn fragend an. »Sir?«

»Nehmen Sie einen Moment lang an, der Russe würde nicht legal ausgeliefert. Was wäre nötig, um ein Team hinschicken und ihn sich zu greifen? Wäre es machbar?«

Howards Antwort kam ohne Zögern. »Ja, Sir, machbar wäre es. Wie geheim soll es sein?«

»Unsere Truppen sollen nicht gerade die amerikanische Flagge schwenkend in voller Uniform die Hauptstraße hinuntermarschieren. Sollte etwas schiefgehen, würden wir sie allerdings nicht hängenlassen. Als Zivilisten getarnte Soldaten. Ein Ausweichplan, falls die Mission schief läuft. Das ist Ihr Spezialgebiet.«

»Ich verstehe. Ich werde einen Plan entwerfen, Sir, aber wie groß sind die Chancen, daß es soweit kommt, realistisch gesehen?«

»Ich würde sagen, gering bis gleich Null, Colonel, aber im Hinblick auf das Szenario befolgen wir den von der nationalen Aufklärungsbehörde propagierten Slogan über Waffen und Selbstverteidigung.«

»>Besser, einen Plan zu haben und ihn nicht zu brauchen, als umgekehrt?«

»Genau.«

»Jawohl, Sir. Ich werde ihn so schnell wie möglich erarbeiten.« Schwang in seiner Stimme neuer Respekt mit? Sogar etwas Wärme?

»Danke, Colonel.«

Michaels machte sich auf den Weg zurück in sein Büro. Toni begleitete ihn.

»Wenn Genaloni für Days Tod verantwortlich ist, können wir ihn jetzt nicht mehr dafür belangen«, sagte sie.

»Irgend jemand hat dem Staat ein langes und kostspieliges Gerichtsverfahren erspart, das stimmt. Ich frage mich nur: Wer hat es getan? Und warum?«

Toni zuckte die Achseln. »Er war ein Mafioso. In diesen Kreisen geht man aufeinander los wie auf Mücken beim Grillen im Sommer.«

Als sie sein Büro erreichten, ging Toni mit hinein.

Michaels zog die Stirn in Falten. »Das war kein spontaner Gegenschlag, sondern das Werk eines Profis, eines Experten. In einer ruhigen Wohngegend werden drei Leute erschossen, und niemandem fällt etwas auf. Erst knallt der Täter Genaloni und seine Geliebte im Haus ab, dann tötet er draußen hinter dem Haus einen Leibwächter, wohlwissend, daß vier weitere Schwerebewaffnete vorne Wache schießen. Das ist mehr als eiskalt, da hat jemand gefrorenes Blut in den Adern, würde ich sagen. Gibt es noch was, was ich nicht im Computer habe?« Mit einer wedelnden Handbewegung schaltete er den Bildschirm ein.

»Unser gerichtsmedizinisches Gutachten ist nur ein vorläufiger Bericht. Alles, was wir haben, ist ein Stiefelabdruck im Nachbargarten. Der Gesuchte ist jedenfalls nicht sehr groß.«

Michaels zog eine Augenbraue hoch.

Toni rief das vorläufige Gutachten auf. »Sehen Sie. Der Abdruck scheint Herrengröße vier oder fünf zu haben. Geht man von der Tiefe des Eindrucks im Boden aus, wiegt der Mann fünfundfünfzig bis sechzig Kilo. Er hat die Statur eines Fassadenkletterers.«

Michaels schüttelte den Kopf. Irgendwie klingelte es bei ihm ... »Mir gefällt das nicht«, sagte er, »es ist mir zu glatt.«

»Manche Sachen passieren einfach, Alex, und sie stehen nicht miteinander in Zusammenhang. Man kann sie nicht vorhersehen. Jemand erscheint zur rechten Zeit am rechten Ort, die Umstände sind günstig, und die Sache gerät außer Kontrolle.«

Er sah sie an. Was meinte sie? Es klang eher wie eine Entschuldigung denn als Erklärung.

Sie schien sich nicht wohl in ihrer Haut zu fühlen. »Ich meine, jemand hatte es schon länger auf Genaloni abgesehen, und der Zeitpunkt war vielleicht nur Zufall.«

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er gab einen Befehl über die Tastatur ein, um eine Datei aufzurufen.

»Was ist?«

Er schaute nicht auf. »Welche Größe, sagten Sie, hatte der Schuh des Killers?«

»Vier oder fünf. Das Labor kann das erst genauer sagen, wenn sie den Abdruck zurückbekommen und ihn direkt untersucht haben.«

»Eine Frage, Toni. Gibt es bei Schuhen einen Unterschied zwischen Damengröße und Herrengröße?«

»Das hängt vom Fabrikat und dem Hersteller ab, aber normalerweise sind die Angaben für Damenschuhe um einiges höher als die für Herrenschuhe der gleichen Größe. Warum wollen Sie das ...? Oh.«

»Genau. Die Computerextrapolation der Frau, die den Hund in New York mietete - und zurückkam, um den Verlust zu ersetzen, mit Hilfe von Kurieren wie beim erstenmal -, ergab, daß sie Schuhgröße sechs haben mußte und vermutlich zwischen fünfundfünfzig und fünfundsechzig Kilo wiegt.«

»Sie glauben, daß es sich um ein und dieselbe Person handelt?«

»Ich glaube, daß das alles kein Zufall mehr ist. Nach unserer Theorie arbeitet die Frau, die den Mordanschlag auf mich verübt hat und für die Ermordung von Steve Day verantwortlich sein könnte, für Genaloni. Wir wissen, daß sie sich in New York aufhält, um den abhandengekommenen Hund zu bezahlen, und nur wenige Tage später wird Genaloni von einem Profi getötet, der etwa die gleiche Größe hat. Was schließen Sie daraus?«

»Es könnte sich um dieselbe Person handeln. Aber wenn sie für Genaloni gearbeitet hat ...«

»Genau. Warum sollte sie ihn dann töten?«

»Vielleicht wollte er sie für den mißlungenen Anschlag auf Sie nicht bezahlen«, schlug Toni vor.

»Könnte sein. Aber irgend etwas stimmt nicht an der ganzen Sache.« Alex dachte einen Moment lang darüber nach. »Wenn wir nun falschliegen mit unserer Annahme hinsichtlich des Mörders von Steve Day? Wenn es nun jemand war, der Genaloni dafür die Schuld in die Schuhe schieben wollte? Vielleicht ist er

dahintergekommen und wurde deswegen von der Frau beseitigt. Vielleicht arbeitet sie für jemand anderes.«

»Etwas gewagt.«

»Ja, das stimmt, aber bedenken Sie: Das Attentat auf Day wurde von einem Team durchgeführt. Die Planung war gut, aber die Ausführung schlampig. Ein Haufen von mit Maschinengewehren Bewaffneter, die herumballern, und trotzdem gelingt es Day, einen zu töten. Das scheint mir nicht dem Stil der Killerin zu entsprechen. Sie macht einen kompetenteren Eindruck.«

»Ihr Anschlag auf Sie schlug fehl.«

»Nur, weil der Hund gebellt hat. Eine Sekunde früher oder später, und ich wäre Geschichte gewesen.«

»Worauf wollen Sie hinaus? Meinen Sie, es gibt zwei verschiedene Killerkommandos?«

»Ich bin mir nicht sicher, aber möglich wäre es. Wir gingen davon aus, daß Days Tod auf seinen langen Kampf gegen das Organisierte Verbrechen zurückzuführen sei. Die Art und Weise, wie der Anschlag ausgeführt wurde, seine Vergangenheit, alles hätte gepaßt. Aber wenn wir damit nun falschlügen? Wenn es jemand anderes war? Möglicherweise hat es gar nichts mit dem Organisierten Verbrechen zu tun.«

»Gut, nehmen wir einmal an, Sie hätten recht. Warum sollten Sie beseitigt werden? Wo liegt das Motiv?«

»Was haben Day und ich gemeinsam?«

»Die Net Force. Nach einem Tod haben Sie die Leitung übernommen.«

»Genau. Wenn die Anschläge nun nicht gegen uns persönlich gerichtet waren, sondern den Leitern der Net Force galten?«

»Von zwei verschiedenen Killerkommandos?«

»Ja.«

Beide dachten schweigend einen Moment über diese Möglichkeit nach.

Es klopfte an der Tür. Als sie aufschauten, sahen sie Jay Gridley im Türrahmen stehen.

»Was gibt es, Jay?«

»Ich will meine Gehaltserhöhung, Chef. Wir haben sie. Die Attentäterin, meine ich. Der Computer hat ihre Identität ausgespuckt.«

Donnerstag, 7. Oktober, 20 Uhr 48
Quantico

Toni saß in ihrem Büro und ging sorgfältig die Informationen durch, die Jay zusammengetragen hatte. Es war älteres Material, ohne Foto oder Hologramm, zudem nur sehr dürftig.

Die Fingerabdrücke der mutmaßlichen Attentäterin, die an der Wand des Holiday Inn in Schenectady, New York, sichergestellt wurden, waren identifiziert worden. Sie gehörten zu Mora Sullivan, einer Irin, deren Vater Angehöriger der IRA und durch britische Hand ums Leben gekommen war. Als die Fingerabdrücke abgenommen worden waren, war Mora acht Jahre alt gewesen. Danach war in keinem der mit der Net Force verbundenen Nachrichtensysteme - zu denen die meisten internationalen Polizeidatenbanken gehörten - etwas über das Mädchen oder die Frau gespeichert. Sie schien vom Erdboden verschwunden. Oder, wie Jay vermutet hatte, jemand wußte von ihren Aktivitäten und hatte ihre Daten geknackt und beiseite geschafft, ohne eine Spur zu hinterlassen. Daß sie diese Fingerabdrücke gefunden hatten, war reines Glück. Sie stammten aus der Kartei einer irischen Polizeistation und waren erst vor kurzem eingespeichert worden, nachdem man sie zusammen mit einigen Hunderten von Fingerabdrücken, die ebenfalls schon ein paar Jahre alt waren, entdeckt hatte.

Damit war der Net Force neben den Fingerabdrücken nun zwar Alter, Nationalität, Haar- und Augenfarbe der Killerin bekannt. Doch das reichte nicht, um sie zu erkennen, zumal sie eine Verwandlungskünstlerin zu sein schien. Mit Perücke oder gefärbten Haaren, Kontaktlinsen und Handschuhen konnte sie sich perfekt tarnen. Mit ein bißchen Make-up und wattierter Kleidung wäre ihr wahres Alter nicht zu erraten. Daß sie sowohl eine kräftige Vierzigjährige als auch eine gebrechliche Siebzigjährige mimen konnte, hatte sie bereits bewiesen. Obwohl sie nach den

Unterlagen erst zweiunddreißig war. Selbst wenn sie ein Foto von Mora - falls sie sich noch so nannte - als Kind hätten, würde das wenig nützen, denn sie sah heute wahrscheinlich völlig anders aus.

Doch über je mehr Informationen sie verfügten, desto besser. Nach ihrer Ergreifung könnte die Net Force eine eindeutige Identifizierung vornehmen.

Tonis Telefon kündigte einen eingehenden Anruf an. Der Name des Anrufers wurde auf dem Display angezeigt.

Ihr Magen verkrampfte sich. Es war Rusty. Sie hatte diesen Anruf zwar erwartet, da sie um Rückruf gebeten hatte, aber dennoch hätte sie am liebsten die Flucht ergriffen. Mit Rusty zu schlafen war ein Fehler gewesen, das war ihr inzwischen klar geworden, aber sie wußte noch nicht, wie sie ihm das beibringen sollte. Sie hatte ihn immer wieder getröstet, aber es war unfair, ihn im Ungewissen zu lassen. Doch am Telefon wollte sie ihm das auf keinen Fall sagen. »Hallo.«

»Guru Toni, wie geht's?«

Warum mußte er sich nur so fröhlich anhören? »Gut. Viel zu tun. Das übliche.«

»Was gibt's?«

»Ich schaffe es heute nicht zum Training im Kraftraum«, antwortete sie. »Zuviel los heute.«

»Kein Problem. Ich muß auch noch ein bißchen büffeln. Wie steht's mit morgen?«

»Wie wär's, wenn ich mich für ein paar Minuten in der Mittagspause loseise, falls du Lust hast auf einen schnellen Kaffee?«

»Damit wäre mein Tag gerettet.«

Die offensichtliche Freude in seiner Stimme ließ sie zusammenzucken. Sein Tag wäre gerettet, oje. Leider nur bis zur Mittagspause.

»Wie wäre es mit Heidis?« Das war ein Schnellimbisß in der Nähe des Gebäudekomplexes. Ein kleines und ruhiges Restaurant, in dem es schlechten Kaffee und noch schlechteres Essen gab. Deshalb würden sie allein sein, wenn sie es ihm beibrachte.

Wenn sie ihm den Laufpaß gab.

»Prima! Bis dann«, sagte er.

Beide beendeten die Verbindung.

Toni atmete hörbar aus und starrte vor sich hin. Na klasse.

Irgendwo hatte irgend jemand sicher ein Buch darüber geschrieben, wie man einem Mann, den man mochte, mit dem man aber nicht mehr schlafen wollte, beibrachte, daß man ihn mochte, aber nicht mehr mit ihm schlafen wollte. Sie wünschte, sie hätte es gelesen. Fängt man einfach an und platzt damit heraus? *Sieh mal, wir hatten viel Spaß im Bett, und ich mag dich auch nach wie vor, aber ich möchte nicht mehr mit dir schlafen, weil es bei mir aus dem Augenblick heraus geschah und ein Fehler war. Nichts gegen dich persönlich, aber ich liebe einen anderen. Auch wenn er diese Gefühle nicht zu erwidern scheint. Tut mir echt leid. Wie wäre es jetzt mit einem Donut, hm?*

Toni versuchte, sich vorzustellen, wie sie sich fühlen würde, wenn sie an seiner Stelle wäre. Es war hart, so abserviert zu werden. Besonders hart wäre es aber, wenn sie den Mann liebte, der ihr ins Gesicht sagte, daß er von nun an nur noch mit ihr befreundet sein wolle. Das kam der Beziehung zwischen ihr und Alex nahe genug, um weh zu tun. Wenn sie miteinander geschlafen hätten und er würde ihr so etwas sagen, wüßte sie nicht, wie sie das ertragen sollte.

War Rusty in sie verliebt? Gesagt hatte er es nicht direkt, aber er fühlte sich offenbar stark zu ihr hingezogen. Da sie sich im Bett gut verstanden hatten, könnte es ihm Schwerfallen, ihre Entscheidung zu akzeptieren. Das Problem war, daß er nichts Falsches gesagt oder getan hatte - es lag nicht an ihm. Aber wie sie es auch verpackte, wie behutsam sie es ihm auch beibrächte, es war und blieb eine Zurückweisung: *Ich will nichts mehr von dir wissen.*

Für ihn war es um so schlimmer, weil sein Standpunkt unwichtig war. Er hatte keine Wahl. Ihre Entscheidung stand fest, und sie würde sich nicht umstimmen lassen. Basta. Tut mir wirklich leid.

Daß ihr Entschluß bereits getroffen war, machte die Sache nicht einfacher. Sie wollte ihn nicht verletzen. Aber sie hatte nur die Wahl, ihn mit einem sauberen Schnitt loszuwerden oder ihn mit der Nadel zu piksen und langsam verbluten zu lassen. Das wäre sicher einfacher. Sie könnte zu beschäftigt sein, um sich mit ihm zu treffen oder zu trainieren, nicht dazu kommen, ihn

zurückzurufen. Seine Ausbildung beim FBI wäre bald beendet, und er würde als Junioragent in eine tausend Meilen entfernt liegende Außenstelle versetzt werden. Eine kleine, gehässige Stimme flüsterte ihr zu, daß sie, wenn sie, wollte, ihre Verbindungen spielen lassen könnte, um ein bißchen nachzuhelfen. Damit wäre die Beziehung beendet. Eine Quelle, die langsam austrocknete und schließlich versiegen würde. Und die ganze Zeit würde Rusty sich fragen, was er falsch gemacht hatte.

Aber es wäre feige, sich auf Distanz zu begeben und der Konfrontation aus dem Wege zu gehen. Sie war dazu erzogen, sich den Problemen zu stellen, sie anzugehen und alles Notwendige zu tun, um etwas zu Ende zu bringen. Das war zwar gefährlicher, aber dafür schneller und sauberer.

Schneller, sauberer und ungleich härter.

Aber vielleicht wollte er nur mit ihr ins Bett. Er war ein Mann, und sie war nicht so häßlich, daß die Leute auf die andere Straßenseite flohen, wenn sie vorbeiging. Vielleicht hatte er wirklich nur Sex im Sinn? Das würde die Sache ungemein erleichtern.

Sie wünschte sich, mit jemandem darüber sprechen zu können, einer Freundin, die sie um Rat fragen konnte. Aber hier in der Stadt wußte sie niemanden. Vielleicht sollte sie ihre Freundin Irena in der Bronx anrufen, aber das wäre unfair. Sie hatten seit Monaten nicht mehr telefoniert, und es erschien ihr nicht richtig, sie jetzt anzurufen, um sich an ihrer Schulter auszuweinen. Außerdem war Irena nicht mit vielen Männern zusammen gewesen, hatte vor ihrer Heirat nur zwei Freunde gehabt. Und mit ihrem Mann Todd war sie glücklich und zufrieden. Toni hatte ihr nichts von Alex erzählt und davon, was sie für ihn empfand. Das würde sie aber tun müssen, um die Geschichte mit Rusty in den richtigen Kontext zu bringen.

Doch warum sollte sie ihm eigentlich den Laufpaß geben? Er hatte seine Vorzüge.

Nein, mit diesem Problem mußte sie allein fertig werden.

Sie konnte nicht behaupten, daß sie sich darauf freute.

John Howard ging in seinem Büro auf und ab, während der Computer ein weiteres Szenario für die theoretische Entführung des russischen Programmierers auswertete. Bis jetzt hatte Howard fünf verschiedene Einsatzpläne durch den Computer gejagt. Der Rechner hatte Erfolgchancen zwischen achtundsechzig Prozent und mageren zwölf Prozent ausgespuckt. Diese Zahlen gefielen dem Colonel gar nicht. Von Einsatzplänen aus den strategischen und taktischen Standardmodulen wußte er, daß ohne eine mindestens achtzigprozentige Aussicht auf Erfolg Menschen zu Schaden kommen würden, vielleicht sogar den Tod fänden. Entweder der Feind müßte Verluste hinnehmen oder er. Zwar wäre die erste Möglichkeit der zweiten vorzuziehen, aber in dieser speziellen Kampfsituation wären beide nicht wünschenswert.

Manchmal mußte man einen Kampf austragen, auch wenn die Chancen noch so schlecht standen. Aber mit dem Bewußtsein in den Kampf zu ziehen, Soldaten zu verlieren, paßte Howard nicht.

Die Hauptfaktoren waren feste Größen, nur die kleinen Variablen stellten ein Problem dar. Je mehr Informationen er über diese Variablen besaß, um so besser konnte er den Strategie- und Taktikmodus für den Einsatzplan programmieren. Aber wie sollte er diese unbekannten Größen näher bestimmen? Ein offenes Feuergefecht auf einem Feld mitten in der Landschaft war einfach zu kalkulieren. Aber wie sollte man zum Beispiel den Verkehr auf den Straßen einer Großstadt für eine verdeckte Operation vorausberechnen? Ein Wagen, der unerwartet während der Stoßzeiten auf einer Hauptverkehrsader liegenblieb, könnte die gesamte Operation gefährden. Man müßte Ausweichstrecken parat haben, wobei zu bedenken war, daß andere im Stau Stehende diese ebenfalls benutzen würden. Aber selbst wenn man einen umgestürzten Lastwagen einplante, wie sollte man vorhersehen, wie und *wann* das passieren würde?

Man konnte es nicht, es sei denn, man plazierte ihn selbst.

Eliminierte man diese Unsicherheitsfaktoren durch einen Angriff außerhalb der Hauptverkehrszeiten, zum Beispiel am

frühen Morgen oder mitten in der Nacht, tauchten andere Probleme auf. Die örtliche Polizei würde Aktivitäten in der Nacht eher nachgehen als am Tage. Wenn man sie entdeckte, wäre es schwieriger, sich zu verstecken. Einer Verfolgung aus der Luft am Boden zu entkommen war auf jede Entfernung unmöglich. Denn mittlerweile verfügten auch Länder über Hubschrauber, in denen der Großteil der Bevölkerung noch in Grashütten hauste.

Die Entführung selbst war aber nur ein Element des Planes. Zu ihrer Durchführung genügte ein kleines Team, nicht mehr als drei oder vier Soldaten. Darüber hinaus bräuchte man einen Fluchtplan, und zwar möglichst für den Luftweg. Dazu wäre ein Flugzeug erforderlich, das zwar schnell genug war, um eine rasche Flucht zu ermöglichen, aber unterhalb des gegnerischen Radars bleiben konnte.

Angenommen, die Operation ginge schief. Wieviel Mann wären dann für einen Unterstützungseinsatz notwendig? Würde sich das Team der Net Force auf ein Feuergefecht mit einer offiziell freundlich gesinnten Nation einlassen wollen? Welches Nachspiel hätte das?

Howard schüttelte den Kopf. Es gab sehr viel zu bedenken, und ganz gleich, wie aufmerksam er alle Möglichkeiten durchspielte, irgendeine Kleinigkeit würde ihm entgehen. Vielleicht wäre sie unbedeutend genug, um unzerkaut durch das System zu gelangen. Doch sie konnte auch groß genug sein, um die Luftröhre zu blockieren, so daß er daran erstickte. Kein sehr angenehmer Gedanke.

Der Computer piepste. Der neue Einsatzplan war durchgelaufen. Diesmal lagen die Erfolgchancen bei vierundfünfzig Prozent.

Ebensogut könnte er eine Münze werfen.

»Computer, die vorherigen Parameter beibehalten, Operationsbeginn auf dreiundzwanzig Uhr verlegen und neuen Lauf starten.«

Der Computer piepste erneut und begann mit dem Durcharbeiten des Einsatzplanes.

Howard nahm seine Wanderung wieder auf. Vermutlich war das alles sowieso umsonst. Er glaubte nicht daran, daß Michaels den Befehl zu einem militärischen Eingriff erteilen würde. Zu viele

Leute standen über ihm, denen er Rechenschaft ablegen mußte. Und das waren ausnahmslos Zivilisten. Eine Aktion in einem fremden Land durchzuführen, dessen Regierung Bescheid wußte, aber wegsah und damit eine stillschweigende Duldung demonstrierte, war eine Sache. Truppen auf fremdem Gebiet abzusetzen unter unverhohlener Mißachtung der örtlichen Regierung dagegen war eine völlig andere Geschichte. Die Tschetschenen waren seit der Invasion der Russen vor Jahren in dieser Beziehung äußerst empfindlich. Eine amerikanische Einsatztruppe, die in ihrem Land herumrannte, würden sie nicht gerade willkommen heißen, auch wenn die Operation verdeckt wäre. Ginge sie schief, dann gäbe es erhebliches Aufsehen. Köpfe würden rollen, und seiner wäre der erste.

Aber er hatte seine Befehle. Er würde sein Bestes tun, um sie auszuführen. Schließlich war er Soldat. Es war sein Beruf.

*Donnerstag, 7. Oktober, 21 Uhr 02
Washington, D.C.*

Selkie erwartete nicht, daß die Sicherheitsteams, die die Zielperson bewachten, zweimal hintereinander den gleichen Weg zu deren Wohnung nahmen. Je näher sie allerdings herankamen, um so weniger Möglichkeiten hatten sie. Es gab nur zwei Zufahrtsstraßen, um in das Stadtviertel zu gelangen, und eine davon würden sie benutzen müssen. Wenn sie die Straße, an der Selkie Posten bezogen hatte, heute nicht nähmen, würden sie es höchstwahrscheinlich am folgenden Tag tun.

Sie hatte Glück. Heute hatten sie sich für diesen Weg entschieden.

Sie befand sich in einer öffentlichen Telefonzelle neben einem Neppladen, eine Meile von Michaels' Wohnung entfernt. Ihr neues Fahrrad stand auf seinem Ständer direkt neben ihr. Als Mann verkleidet, trug sie Stiefel, ausgebeulte Jeans, eine zu große Jacke und einen kurzen, gepflegten falschen Bart. Als sie in Sichtweite

der Leibwächter kam, drehte sie ihnen den Rücken zu, bis der Konvoi sie passiert hatte. In dem kleinen Rückspiegel, der an ihrem Fahrradhelm befestigt war, konnte sie die Prozession verfolgen. Die Leibwächter beachteten sie kaum.

Wie erwartet, waren die Sicherheitsvorkehrungen verstärkt worden. Zwei Begleitfahrzeuge befanden sich in unmittelbarer Nähe der gepanzerten Limousine, in der die Zielperson saß. Eines der Fahrzeuge fuhr vorneweg, das andere folgte. An Michaels' Wohnung vorbeizufahren hatte sie nicht riskieren wollen, aber sie ging davon aus, daß ein enges Sicherheitsnetz gespannt sein würde. Sie würde weder als alte Frau verkleidet an ihnen vorbeimarschieren können, noch dürfte es ihr gelingen, über den rückwärtigen Zaun zu klettern, um sich unbemerkt ins Haus zu schleichen. Außerdem wären die Typen schneller mit der Waffe zur Hand als die Leibwächter eines Mafiabosses. Sie würden auf sie schießen, sobald sie sie entdeckt hatten.

Sie blieb noch eine ganze Minute an der Telefonzelle stehen. Ihre Geduld wurde dafür reichlich belohnt. Ein weiteres, mit zwei Leibwächtern besetztes Fahrzeug rollte die Straße entlang. Vielleicht gab es sogar ein viertes, das dem Konvoi vorausgefahren war. Darauf hatte sie aber nicht geachtet.

Wegen der örtlichen Gegebenheiten kam das Haus der Zielperson für Selkie als Tatort nicht in Frage. Zwar könnte sie einen Gewehrschuß plazieren, wenn sie sich auf dem Weg zwischen Haus und Limousine befand, aber das wäre zu riskant. Die Leibwächter hatten diese Möglichkeit wahrscheinlich bedacht und könnten alle geeigneten Aussichtspunkte unter Beschuß nehmen. Es würde ihr nicht gelingen, außerhalb dieses Schußfeldes Stellung zu beziehen, denn es gab keine hohen Gebäude in der Nähe und keine guten Positionswinkel. Würde sie es dennoch schaffen, stünde sie vor dem noch größeren Problem, ihnen zu entkommen. Flucht war ein primäres Ziel, weitaus wichtiger als die Eliminierung des Opfers.

Nein, das Haus kam als Tatort nicht in Frage.

Sie hängte den Telefonhörer auf die Gabel, stieg auf ihr Fahrrad und fuhr in Richtung des Motels, in dem sie ein Zimmer gemietet hatte. Es war einige Meilen entfernt. Sie hatte sich dort

als Mann verkleidet eingetragen, nur für den Fall, daß nach einer alleinreisenden Frau gesucht wurde.

Ein Anschlag auf den Konvoi war ebenfalls riskant. Er ließe sich praktisch nur mit Sprengstoff bewerkstelligen. Ein Stinger-Flugkörper, eventuell eine Panzerabwehrrakete, oder eine Bombe. Um eine Rakete oder einen Flugkörper abzufeuern, müßte sie ihre Deckung aufgeben und würde in die Schußlinie der Leibwächter geraten. Sobald die eine Person mit einem Raketenabschußgerät am Straßenrand stehen oder sich aus dem Fenster lehnen sähen, würden sie mit ziemlicher Sicherheit erst schießen und hinterher nach ihrer Identität fragen. Raketen waren außerdem unsicher. Sie hatte schon von Fällen gehört, in denen Flugkörper in einem bestimmten Winkel auf einfach verglaste Windschutzscheiben trafen und abprallten, ohne zu explodieren. Bei Gewehrkugeln kam so etwas bestimmt nicht vor.

Und eine Bombe?

Sie könnte wetten, daß das FBI oder die für den Schutz der Zielperson zuständigen Teams der Net Force jeden Kanalschacht und jeden Mülleimer nach verdächtigen Paketen absuchten, sobald sie nur noch zwei Alternativen auf dem Weg zur Wohnung hatten. Außerdem bestand die Möglichkeit, daß eine ferngezündete Bombe bei einer gut gepanzerten Limousine nicht die gewünschte tödliche Wirkung brächte. Um ganz sicherzugehen, müßte die Sprengladung entsprechend groß sein, aber dann könnte sie sowohl von elektronischen Detektoren als auch von Bombenspürhunden entdeckt werden.

Würde es sich bestätigen, daß die Zielperson weiterhin in Gefahr war, brächte man sie an einen sicheren Ort, wo sie Wochen oder Monate hausen würde. Solange wollte Selkie nicht warten. Früher hätte sie die nötige Geduld aufgebracht, aber jetzt, da ihr Entschluß, sich aus dem Geschäft zurückzuziehen, feststand, wollte sie diese Sache endlich abschließen und einen neuen Anfang machen. Ein paar Tage, maximal eine Woche, würde sie noch investieren. Da der erste Anschlag mißlungen war, wollte sie diesmal möglichst dicht herankommen und es persönlich erledigen. Der Stock kam als Mordwaffe nicht mehr in Betracht, dafür übte der Gedanke an ein Messer oder ihre bloßen Hände eine gewisse Faszination aus.

Hinter ihrem Fahrrad setzte ein Auto hupend zu einem Überholmanöver an. Sie winkte, so als ob es ihr leid täte, den Verkehr behindert zu haben. Das Auto überholte. Der Fahrer brüllte ihr eine unverständliche Schimpftirade zu, die mit >Vollidiot!< endete. Dabei verlangsamte er nicht einmal das Tempo.

Selkie grinste. Der Fahrer des Wagens hatte keine Ahnung, wie gefährlich es für ihn hätte sein können anzuhalten, um dem schwächigen Fahrradfahrer, der ihn über Gebühr aufgehalten hatte, eins überzubraten. Die Pistole in ihrer Gürteltasche wollte sie zwar nicht auf irgendeinen wütenden Autofahrer richten müssen, aber die Option hätte sie allemal besessen, falls sie ihm trotz aller Kampftechnik nicht den Schädel hätte einschlagen können.

Nein, die einzige in Frage kommende Alternative für ein Attentat war ein Ort, an dem die Zielperson nicht ständig von Leibwächtern umgeben war. Außerdem müßte sie so vorgehen, daß die Tat erst bemerkt wurde, wenn sie längst über alle Berge wäre.

Ein Ort, der als sicher galt.

Sie mußte ihn in der Zentrale der Net Force erledigen.

Freitag, 8. Oktober, 9 Uhr 05
Quantico

Sich selbst - oder einen unerlaubten Gegenstand - in einen Sicherheitsbereich einzuschmuggeln, in dem man nichts verloren hatte, war einfacher, als so mancher glaubte. Selkie hätte mindestens vier Methoden aus dem Ärmel schütteln können, wie man eine Feuerwaffe unbemerkt an Bord eines Flugzeuges brachte. Sie mußte noch nicht einmal aus Keramik sein, wie die kleine Pistole, die jetzt im Bund ihrer Strumpfhose steckte. Es war eine dreischüssige Handfeuerwaffe mit drei 2-Zoll-Läufen. Sie war in Brasilien illegal hergestellt worden, für die Mitarbeiter des Auslandsgeheimdienstes, und zwar aus der gleichen Hartkeramik, wie die Japaner sie für ihre immerscharfen Küchenmesser entwickelt hatten. Die Munition für die 9mm-Kaliber-Waffe bestand aus hülsenlosem Bor-Expoxydharz, keinen Patronen, und wurde von einem rotierenden, piezoelektrischen Zünder abgefeuert. Das Treibmittel war eine etwas beständigere Variante als Feststoff. Die Pistole verfügte sogar über ein primitives Zielfernrohr im Inneren der drei stumpfnasigen Läufe. Allerdings waren die Geschosse relativ leicht, so daß die Treffsicherheit auf große Entfernung nicht gewährleistet war. Die Reichweite betrug lediglich zwanzig Meter. Außerhalb dieses Bereiches konnte man nur feuern und auf göttliche Fügung hoffen, wenn man es auf ein bestimmtes Ziel abgesehen hatte.

Aus der Nähe abgefeuert, würde die nichtmetallische Waffe einen Mann so sicher töten, wie der größte sechsschüssige Cowboyrevolver aus Stahl.

Die Waffe war aus zwei Teilen gegossen: Lauf und Griff. Schlagbolzen, Schlagbolzenfeder, Sicherung, Abzug und Zündvorrichtung bestanden ebenfalls aus Keramik. Theoretisch konnte die Pistole neu geladen und nochmals abgefeuert werden, aber praktisch war sie eine Einwegwaffe. Sobald man sie einmal

benutzt hatte, wurden die Keramikteile im Inneren geringfügig instabil. Daher war es wesentlich sinnvoller, die Waffe auszutauschen, als ein Versagen in einem entscheidenden Moment zu riskieren. Das dreiwertige Halbmetall Bor in den drei zusammengefügt Geschossen enthielt weniger Metall als eine Zahnfüllung. Einem Scanner für harte Objekte würde die Pistole zwar nicht standhalten, aber auf den Kopf gestellt, fiel sie beim Durchleuchten nicht auf, da sie aus diesem Blickwinkel nicht wie eine Waffe aussah. Absolut ohne Schwierigkeiten würde die Pistole hingegen an jedem Standardmetalldetektor dieser Erde vorbeikommen. Wenn sie irgendwo auf dem Tisch lag, sah sie aus, als wäre sie aus einem Stück Seife geschnitzt.

Auf der Innenseite ihres rechten Oberschenkels, fast in der Leistengegend, hatte Selkie ein Messer befestigt. Es bestand ebenfalls aus Keramik, war gut geschärft und besaß einen Plastikgriff. Die Klinge war leicht gebogen, kurz und sehr dick. Keramik war fragil, und um zu verhindern, daß die Klinge abbrach - wenn man nicht nur die Kehle durchschneiden, sondern sein Opfer erstechen wollte -, mußte sie sehr dick ausgeführt sein.

Zu den Sicherheitsstandards in Regierungsgebäuden, bei denen nur ein begrenztes Budget für diesen Posten zur Verfügung stand, zählten Ausweise mit Foto oder Fingerabdruck, Metalldetektoren und bewaffnete Wächter. Hatte man in einem solchen Gebäude etwas zu erledigen und gehörte nicht zu den Angestellten, oblag die Anzahl der Sicherheitschecks dem Ermessen der Sicherheitskräfte. Sie konnten eine Computerüberprüfung des Ausweises vomehmen, die mitgebrachten Gegenstände auseinandernehmen und den Besucher selbst durchsuchen oder jemanden dazu abstellen, ihn im gesamten Gebäude zu begleiten. Das gehörte zu den Standardsicherheitsvorkehrungen der Stufe drei. Im Gebäude der Net Force waren Sicherheitsvorkehrungen der Stufen drei bis eins zu finden.

Um sich Zugang zu dem Gebäude zu verschaffen, genügte es, die Sicherheitsmaßnahmen der Stufe drei zu überwinden. Bestimmte Bereiche waren zusätzlich abgeschirmt durch Handballen- oder Netzhautscanner, Fingerknöchelabtaster, Stimmcodes und ähnlichem. Selkie hatte nicht vor, sich an diesen vorbeizumogeln, um an die Tür ihrer Zielperson zu klopfen,

jedenfalls nicht ohne längere Vorbereitung. Aber das mußte sie auch gar nicht.

Sich zu einer schwer erreichbaren Zielperson vorzukämpfen war unnötig, wenn das Opfer es seiner Mörderin leicht machte und zu ihr herauskam.

Auch mit äußerst geringen Computerkenntnissen war es einfach, niedrigere Angestellte - Sekretärinnen, Telefonistinnen, Wartungspersonal - ausfindig zu machen, die erst seit kurzem bei der Net Force beschäftigt waren. Jemanden auszuwählen, der unverheiratet war, allein lebte und in dessen Rolle sie schlüpfen konnte, war sogar noch einfacher. Selkie war schließlich eine Verwandlungskünstlerin ...

So kam es, daß Christine Wesson, eine passable Brünette mit braunen Augen, ihr kurzes und vermutlich wenig erfülltes Leben mit neunundzwanzig Jahren aushauchte. Statt ihrer kam eine Frau an den südwestlichen Eingang -den belebtesten - der Zentrale der Net Force, die ihr genug ähnelte, um jeden, der Christine nicht besonders gut gekannt hatte, zu täuschen. Es war Freitag, bald Wochenende, und ein Strom von Angestellten der Tagesschicht, die zur Arbeit antraten, stand vor dem Lesegerät Schlange. Sie warteten, bis sie an die Reihe kamen, um ihre Codekarten durch den Schlitz des Lesegerätes zu schieben. Es ging schnell. Einmal durchschieben, dann ein grünes Licht, und schon war man drin.

Selkie wußte, daß die Codekarte gültig war, da sie damit schon auf das Parkplatzgelände gelangt war - in dem acht Jahre alten, klapprigen Ford der verschiedenen Christine Wesson.

Die Autobesitzerin selbst lag, in Plastiktüten eingepackt, in ihrer Badewanne, begraben unter fünfzig Kilo schmelzendem, zerstoßenem Eis. Es sollte verhindern, daß die Nachbarn sich über den Geruch beschweren würden -zumindest solange, bis Selkie ihre Arbeit beendet und sich aus dem Staub gemacht hatte.

Sobald Selkie sich im Inneren des Gebäudes befand, inspizierte sie es. Es gab mehrere Orte, an denen sie sich aufhalten konnte, um sich nicht in den Fluren herumdrücken zu müssen.

Vor zwei Jahren war herausgekommen, daß Sicherheitsleute im Pentagon sich an Videos erfreut hatten, die heimlich von Frauen - und Männern - in den Toilettenräumen des Gebäudes aufgenommen worden waren. Die Öffentlichkeit hatte äußerst

entrüstet reagiert, aber das Militär war darin geschult, Wünsche der unwissenden zivilen Bevölkerung zu ignorieren. Allerdings hatte der Gedanke, daß jemand einem Vier-Sterne-General beim Pinkeln über die Schulter sehen könnte, die Militärs erheblich gestört. Und wer weiß? Vielleicht waren ähnliche Kameratele in den Toilettenschüsseln der Kongreßmitglieder und Senatoren versteckt? Erstaunlich, wie schnell manche Gesetze verfaßt und verabschiedet werden können, wenn sie nur wichtig genug sind. Die Überwachungseinrichtungen in Regierungsgebäuden waren daher eingeschränkt worden. Zumindest durften keine Kameras mehr in den Toilettenräumen installiert werden.

Die falsche Christine Wesson hätte sich also mit einem Buch aufs Klo zurückziehen können, um ein paar Stunden zu überbrücken. Sie hätte in der Cafeteria beim Mittagessen trödeln oder in die außenliegende Raucherzone gehen können, um unter allgemeiner Mißbilligung eine immer noch legale Zigarette mit niedrigem Teer- und Nikotingehalt zu inhalieren. Sie hatte eine Schachtel in Wessons Handtasche gefunden. Mit dem Namensschild an ihrer Bluse wäre sie anonym. Niemand kannte sie, und die Mühlen der Bürokratie mahlten langsam.

Die Zielperson in der Hochsicherheitszone würde sicher einmal in einen weniger bewachten Bereich kommen, wenn sie ihr einen plausiblen Grund dafür lieferte.

Einen solchen Grund mußte sie sich innerhalb der nächsten Stunden aus den Fingern saugen.

Früher oder später würde man in der Abteilung, in der Wesson arbeitete, vermutlich bemerken, daß sie nicht zur Arbeit erschienen war. Vielleicht riefen sie bei ihr zu Hause an, wo sie allerdings nur ihren Anrufbeantworter erreichen würden. Es war alles kein Problem, solange man nicht aus irgendeinem Grund darauf kam, die Sicherheitscomputer des Gebäudes zu Rate zu ziehen. In diesem Fall würde man feststellen, daß Christine Wesson wie immer heute morgen zur Arbeit gekommen war - was einige Verwunderung auslösen dürfte. Denn wenn sie sich im Gebäude aufhielt, wo steckte sie dann?

Um das zu verhindern, hatte Selkie Christine mehr oder weniger höflich um einen Gefallen gebeten. Ihr Opfer war überaus bereit gewesen zu kooperieren. Christine Wesson hatte ihren

Vorgesetzten in der Beschaffungsabteilung für Büromaterial, wo sie arbeitete, angerufen und ihm mitgeteilt, daß sie wegen eines wichtigen Arzttermins einige Stunden später komme. Ihr Chef hatte nichts dagegen gehabt, und ein paar Stunden konnten sich durchaus bis mittags hinziehen. Dann würde eine zeitgesteuerte E-Mail von Wesson auf dem Bildschirm des Vorgesetzten erscheinen, mit der sie ihm bedauernd erklärte, daß ihr Termin länger dauere als angenommen. Sehr viel länger, wie Selkie wußte. Die E-Mail würde ihr zumindest für den Rest des Tages den Rücken freihalten. Das sollte genügen.

Freitag, 8. Oktober, 12 Uhr 18
Quantico

Toni trainierte ihre *Djurus*, wobei sie nach jedem Muster eine Pause für den entsprechenden Sambut einlegte. Sie war die einzige Frau im Kraftraum. Sonst befanden sich heute nur einige männliche Kollegen hier, aber Rusty gehörte nicht dazu.

Als sie ihm mitgeteilt hatte, daß sie nicht mehr mit ihm schlafen wolle, schien er es ganz gelassen hinzunehmen. Er zeigte keine Wut, keine Tränen, nur eine Art überraschtes Akzeptieren: >Oh?< Es war wesentlich besser gelaufen, als sie gehofft oder erwartet hatte.

Allerdings hatte sie seitdem nichts mehr von ihm gehört. Sie hatte ihm noch gesagt, daß sie heute trainieren werde. Eigentlich hatte sie erwartet, daß er auch kam - bisher hatte er noch keine Unterrichtsstunde versäumt.

Das überraschte sie. Aber vielleicht hatte er es doch nicht so einfach weggesteckt, wie sie gedacht hatte:

Sie kam aus der Hocke des dritten *Djuru*, holte zum Aufwärtshaken mit dem Unterarm aus und schlug zu. Während sie sich aufrichtete, wechselte sie die beiden nächsten Schläge ab.

Hoffentlich würde Rusty den Unterricht nicht gänzlich sausenlassen. Einen Schüler zu haben hatte ihr Spaß gemacht, denn als Lehrerin hatte sie viel gelernt.

Aber das mußte selbstverständlich er entscheiden.

Woran lag es nur, daß Männer mit ihr befreundet sein konnten, dann mit ihr ins Bett gingen, aber danach nicht mehr einfach nur Freunde sein wollten, wenn eine Liebesbeziehung nicht funktionierte?

Sie beendete die Kampfsequenz und schüttelte ihre Hände aus. Sie war immer noch verkrampft.

Eine Brünnette in Bürokleidung nickte Toni auf dem Weg zum Wasserspender freundlich zu. Toni kannte die Frau nicht, nickte aber geistesabwesend zurück. Das Problem mit Rusty zu lösen half ihr nicht bei ihrem Problem mit Alex. Wie konnte sie seine Aufmerksamkeit gewinnen?

Die Brünnette ging in den Umkleideraum. Toni beachtete sie nicht weiter, bis sie einen Augenblick später völlig aufgelöst wieder herauskam.

»Entschuldigen Sie«, sprudelte sie heraus. »Einer Frau im Umkleideraum geht es nicht gut. Offensichtlich hat sie irgendeinen Anfall! Ich hab' den Medizinischen Dienst gerufen, aber ich fürchte, sie könnte sich verletzen! Könnten Sie mir helfen?«

Toni nickte. »Sicher.«

Sie folgte der brünetten Frau in den Umkleideraum.

Freitag, 8. Oktober, 12 Uhr 18
Quantico

Alex Michaels hatte Jay Gridley und John Howard in den kleinen Konferenzraum gebeten. Laut Vorschrift hätte Michaels sich mit beiden getrennt zusammensetzen müssen, denn jeder sollte nur noch die Informationen bekommen, die für ihn unbedingt notwendig waren. Das war ihnen von den Ausbildern eingebleut worden. Aber der Kommandeur hielt es für angebracht,

daß seine Spitzenleute über die Tätigkeit der jeweils anderen aufgeklärt waren. Außerdem konnte Jay Gridley, wenn er wollte, nahezu jede Information aus dem Computersystem herausholen. Schließlich war er an der Entwicklung und der Installation beteiligt gewesen.

»Jay?«

»Okay, Chef, die Sache stellt sich wie folgt dar.« Mit einer wedelnden Handbewegung schaltete Gridley den Präsentationscomputer ein. »Wir haben es geschafft, uns einige von Plechanows Aktivitäten der letzten Monate zusammenzureimen. Ich kann Ihnen Einzelheiten nennen und unsere Genialität beweisen, mit der wir bestimmte Verbindungen geknüpft haben, wenn Sie möchten.«

»Ihre Genialität setze ich voraus«, gab Michaels zurück. »Informieren Sie uns nur über das Ergebnis.«

»Also gut. Es ist selbstverständlich nur eine Vermutung, aber es sieht aus, als würde er versuchen, die eine oder andere Regierung zu kaufen.«

Michaels nickte. Lobbyisten taten so etwas ständig, und solange sie sich dabei im gesetzlichen Rahmen bewegten, war es auch in Ordnung.

»Einige Leute, mit denen er in Verbindung steht, sind nicht so vorsichtig wie Plechanow. Wir vermuten, daß es in seiner Hand liegen könnte, wer in zwei, vielleicht drei GUS-Staaten, einschließlich seiner Wahlheimat Tschetschenien, bei der nächsten Wahl zum Präsidenten und Premierminister gewählt wird. Eindeutige Beweise haben wir natürlich nicht. Dazu bräuchten wir seine Dateien.«

»Welche Chancen haben wir auf eine legale Auslieferung, wenn der Regierungschef, den wir darum bitten, Plechanow einen großen Gefallen schuldet?« fragte Howard.

Die Frage war rhetorisch. Michaels beantwortete sie nicht. »Mir gefällt das nicht besonders, Jay.«

»Nun, dann wird Ihnen der nächste Teil der Geschichte noch weniger gefallen. Sie erinnern sich, daß wir einige Leute in Plechanows unmittelbarer Umgebung plazieren konnten. Er hat einige Generäle um sich versammelt.«

Howard sah zu Jay hinüber. »Toll.«

»Glauben Sie, er plant einen Staatsstreich?« fragte Michaels.

Jay zuckte die Achseln. »Das kann man nicht mit Bestimmtheit sagen. Aber legt man die Vorgehensweise dieses Kerls zugrunde, würde ich sagen, die Möglichkeit ist durchaus gegeben.«

»Colonel?«

»Das ergibt einen Sinn, Sir. Sich selbst in eine Machtposition wählen zu lassen wäre einfacher, aber wenn ich an seiner Stelle wäre und Diebstahl und Sabotage, vielleicht noch Schlimmeres, über den Computer inszenieren wollte, würde ich mir einen Unterstützungsplan wünschen. Bringt eine Wahl nicht den gewünschten Erfolg, hilft nur Waffengewalt. Ein wichtiger militärischer Befehlshaber an der Seite, die Medien in der Hand, und niemand weiß, was gespielt wird, bis es zu spät ist. Es wäre eine gute Absicherung.«

Michaels blickte abwechselnd von einem zum anderen: »Das heißt, selbst wenn wir beweisen könnten, daß der Russe sich einen Wahlsieg erkaufen wollte, und wir jemanden in einer Machtposition davon überzeugen könnten ...«

»... würde er wahrscheinlich die ,Wahl sausenlassen und statt dessen einen Bürgerkrieg anzetteln«, beendete Howard den Satz. »Bis jemand von außerhalb eingreift, wäre die Sache schon gelaufen und nicht mehr rückgängig zu machen.«

»Mist.«

»Ja, Sir«, pflichtete Howard bei. »Ich glaube, damit läßt sich die Lage ganz gut zusammenfassen.«

Michaels stieß einen tiefen Seufzer aus. Meine Güte. In was für ein Wespennest hatten sie da gestochen!

»Okay, Colonel. Haben Sie bessere Nachrichten für mich?«

»Das ist relativ, Sir. Mein Szenario für den günstigsten Fall einer Operation zur, äh, *Abholung* von Mr. Plechanow liegt bei achtungsiebzig Prozent.«

»Das ist gut, öder?«

»Es wäre mir lieber, das Strategie- und Taktikprogramm hätte eine höhere Erfolgsaussicht errechnet, aber alles, was über siebzig Prozent liegt, ist, militärisch betrachtet, akzeptabel. Allerdings hält kein Schlachtplan einer Feindberührung stand.«

»Lassen Sie mich sehen«, bat Michaels.

»Sir. Hier bitte.«

Michaels' Sekretärin betrat den Raum. »Commander? Toni Fiorella auf der Privatleitung.«

Mit einer Handbewegung bedeutete Michaels ihr, daß sie wieder gehen konnte. »Meine Herren, lassen Sie mich kurz telefonieren.«

Der Colonel und Gridley nickten und lehnten sich zurück, um ihre Präsentationsunterlagen durchzusehen.

»Hallo?«

»Commander Michaels? Hier ist Christine Wesson von der Abteilung Beschaffung. Ich bin beim Training im Kraftraum, und Subcommander Toni Fiorella bat mich, sie anzurufen. Ich benutze ihr Virgil. Sie hatte einen Unfall. Der Medizinische Dienst ist verständigt. Ich glaube, sie hat sich das Bein gebrochen.«

Toni verletzt? »Das Bein gebrochen?«

»Eines der Trainingsgeräte ist auf sie gestürzt. Sie behauptet, sie sei in Ordnung, ich solle Ihnen nur Bescheid sagen, daß sie zu spät ins Meeting komme. Aber unter uns gesagt, sie hat starke Schmerzen.«

»Ich komme«, sagte Michaels.

Die beiden anderen Männer sahen auf. Sie hatten das Ende des Gesprächs mitbekommen, auch wenn sie vorgegeben hatten, beschäftigt zu sein.

»Ist mit Toni alles in Ordnung?« fragte Jay.

»Anscheinend ja. Irgendein Trainingsgerät hat versagt. Der Medizinische Dienst schickt jemanden, aber ich will selbst nach dem Rechten sehen. Stecken Sie inzwischen Ihre Köpfe zusammen, und versuchen Sie, mehr Licht ins Dunkel zu bringen. Ich bin in ein paar Minuten zurück.«

»Wird gemacht, Chef.«

»Sir.«

Michaels trat in den Korridor hinaus.

Halb in der Duschkabine stehend, hielt Selkie die Waffe auf die Frau gerichtet, die im Schneidersitz auf dem gekachelten Boden der Dusche saß. Für jeden Hereinkommenden war weder Fiorella noch die Pistole zu sehen. Selkie war versucht, ihre Geisel zu erschießen, aber sie wollte weder den lauten Knall riskieren, noch wertvolle Munition verschwenden. Wenn etwas schiefginge, würde sie sich mit der Waffe den Fluchtweg freischießen müssen. Außerdem brauchte sie die Frau, um die Zielperson hereinzulocken; danach würde Fiorella genauso wie Michaels ohnehin sterben. Mit ihrem handlichen Keramikmesser, das unter dem Rock an ihrem Oberschenkel verborgen war, würde sie mit beiden kurzen Prozeß machen. Dann würde sie die Leichen in einer der Duschkabinen verstauen und die Blutlachen fortspülen. Bevor man die beiden Toten entdeckte, wäre sie bereits über alle Berge. Ein Doppelmord in der Zentrale der Net Force - darüber würde man noch lange sprechen.

Fiorella bewegte sich.

»Lassen Sie die Hände hinter dem Kopf«, befahl Selkie.

»Sie haben keine Chance.«

»Sie können sich drehen und winden, soviel Sie wollen, Sie werden es trotzdem nicht mehr erleben.«

»Wir kennen Ihre Identität.«

»Aha.«

»Sie sind längst nicht so gut, wie Sie glauben ... Mora Sullivan.«

Das überraschte sie. Wie, zum Teufel, hatten sie das herausgefunden? Ein Gefühl der Panik stieg in ihr auf, aber sie kämpfte dagegen an. Sullivan war nur noch irgendein Name, eine weitere Identität, die sie ablegen würde. Und dennoch ... »Ich glaube, wir müssen uns ein wenig unterhalten, bevor ich gehe«, sagte Selkie.

Die andere hatte Angst - zu Recht - dennoch entgegnete sie:
»Das glaube ich nicht.«

Schon wieder eine mutige Frau. Verdammt. Schade, daß sie sie töten mußte.

»Toni?« Die Stimme drang durch die Tür des Umkleideraums.

»Hier drinnen!« antwortete Selkie. »Schnell!«

Sie hörte den Klang rascher Schritte. Ihr Gesicht verzog sich zu einem Lächeln.

Freitag, 8. Oktober, 20 Uhr 37
Grosny

Plechanow brauchte nicht in die virtuelle Realität einzusteigen, um festzustellen, daß seine Pfade überall beschädigte Stolperdrähte aufwiesen. Sie kannten seine Identität und erkundeten jeden greifbaren Aspekt seines Lebens. Viel würden sie vermutlich nicht finden, aber dennoch wuchs seine Beunruhigung immer mehr. Dieses gräßliche *Kind*, das anscheinend für die Net Force arbeitete, übertraf seine Cleverneß zwar nur an Schnelligkeit, aber ein intelligenterer Mensch könnte durchaus bestimmte Muster erkennen und eine Schlußfolgerung daraus ziehen, die niemand ziehen sollte. Vielleicht gaben sie auch alle Informationsbröckchen in einen KI-Analogrechner ein, der sicher eine Verbindung herstellen konnte, für die ein Mensch nicht die nötige Intelligenz besaß. Das gefiel Plechanow absolut nicht.

Dabei stand er kurz vor dem Ziel; in wenigen Tagen fanden die vorgezogenen Wahlen statt. Er mußte seine Verfolger nur noch ein wenig länger hinhalten, dann würde ihr Wissen keine Rolle mehr spielen. Schon jetzt war es vermutlich zu spät, als daß ihm jemand noch einen Strich durch die Rechnung machen konnte. Aber er war ein vorsichtiger Mann. Ihm war oft gesagt worden, er sei übervorsichtig, halte sich noch mit Überprüfungen auf, während er eigentlich schon zur Tat schreiten sollte. Aber diese Leute hatten sich geirrt. Wo waren diejenigen jetzt, die solchen Blödsinn von sich gegeben hatten? Jedenfalls nicht in der Machtposition, in der er sich befand. Sie standen nicht wie er kurz davor, über das Schicksal von Millionen Menschen zu bestimmen.

Nein, er würde sich noch einmal zusätzlich absichern, seinen Verfolgern etwas liefern, was sie beschäftigte. Ein weiteres Hindernis, um sicherzugehen, daß sie darüber fallen und sich nicht rechtzeitig wieder aufrappeln konnten, um ihn zu fassen.

Er griff zum Telefon und tippte die Nummer des Ge wehrs ein.

Alle Achtung, dachte Selkie. Sobald der Mann die Waffe sah, war ihm klar, was gespielt wurde. Sie wies mit der Pistole kurz nach hinten, wo die Frau in der Dusche saß. »Keine Bewegung, oder sie stirbt.«

Die Zielperson nickte. »Ich verstehe. Ich bin unbewaffnet.« Er spreizte seine Finger, um ihr zu zeigen, daß seine Hände leer waren.

Selkie schüttelte den Kopf. Wie dumm von ihm, keine Waffe zu tragen.

»Okay. Hier herüber, aber langsam und keine falsche Bewegung.«

Michaels fühlte die Furcht in seinen Eingeweiden rumoren wie kalte Glasscherben. Dennoch war ihm klar, daß er die Attentäterin angreifen mußte. Er mußte verhindern, daß sie Toni erschöß. Wenn es sein Ende bedeutete, dann würde er aufrecht sterben, der Gefahr ins Auge sehen und nicht vor ihr weglaufen.

Er holte langsam und tief Luft. Dann hielt er den Atem an ...

Völlig regungslos dasitzend, beobachtete Toni das Geschehen. Ihr blieb nicht mehr viel Zeit für ihren Angriff. Sie versuchte, ruhig und gleichmäßig zu atmen, aber es fiel ihr schwer. Vor ihr stand die Mörderin, die Frau, die nicht nur Ray Genaloni auf dem Gewissen hatte, sondern Alex umbringen wollte und vielleicht auch Steve Day getötet hatte. Soviel stand fest: Wenn Toni nichts unternahm, würde die Frau sowohl mit ihr als auch mit Alex kurzen Prozeß machen. Ihre Waffe war zwar aus Keramik, aber das machte sie nicht weniger tödlich.

Aus dem Schneidersitz hochzuschneiden hatte sie schon tausendmal geübt. Ein Silat-Kämpfer mußte in der Lage sein, vom Boden aus zu kämpfen. Wenn die Frau nur fünfzehn Zentimeter näher bei ihr stünde, könnte sie sie mit einem gezielten Fußtritt erreichen.

Wenn ...

»Toni? Sind Sie in Ordnung?« fragte Alex.

»Ja«, antwortete sie.

Alex kam langsam näher, während die Attentäterin die Waffe weiterhin auf sie gerichtet hielt. Toni war sich darüber im klaren, daß sie erschossen werden würde, wenn sie sich bewegte, aber Alex hätte dadurch eine oder zwei Sekunden Zeit gewonnen. Sie mußte es tun.

Sie sog die Luft langsam und tief ein. Dann hielt sie den Atem an. Konzentrierte sich ...

Da brüllte jemand: »Keine Bewegung! FBI!«

Toni Fiorella richtete ihren Blick auf die schemenhafte Gestalt, die durch die Tür der Duschkabine zu erkennen war.

Rusty ...?!

Selkie reagierte, ohne zu überlegen, fast reflexartig. Als der Mann an der Tür in den Umkleideraum sprintete, einen waffenähnlichen Gegenstand auf sie gerichtet, riß sie ihre Pistole blitzartig herum und drückte ab. Trotz ihres geringen Gewichts bäumte sich die kleine Waffe in ihrer Hand auf. An der Reaktion des Mannes sah sie, daß sie ihn in die Brust getroffen hatte. Er ging zu Boden. Keine kugelsichere Weste ...

Unverständliche Worte brüllend, stürzte sich in diesem Moment die Zielperson auf sie.

Ihr blieb nicht mehr genug Zeit, um ihr Messer zu zücken. Sie richtete die Pistole auf den Angreifer und drückte ab ...

»Nein ...!« schrie die Geisel in der Dusche. Sie schnellte hoch und rammte Selkie, so daß beide in hohem Bogen zu Boden stürzten. Sie verlor die Pistole und schlug hart neben einer Bank auf. Mit einer Schulterrolle kam sie wieder auf die Füße, gerade als Fiorella sich ebenfalls aufgerappelt hatte.

Selkie schleuderte die Schuhe von den Füßen und zerrte sich den Rock vom Leib. Sie griff nach dem Messer und riß es sich vom Oberschenkel. Die Waffe lag so in ihrer Hand, daß sie ihr Gegenüber sowohl aufschlitzen als auch darauf einstechen konnte. Sie warf einen Seitenblick auf die Zielperson: Der Mann lag auf dem Boden, offensichtlich ins Bein getroffen - keine Gefahr mehr für sie. Das Problem bestand in Fiorella. Sie war noch nicht außer Gefecht gesetzt, trainiert und auf einen Kampf gefaßt.

Selkie drehte sich zu ihr um, das Messer in der Hand. Eile war geboten, denn die Schüsse hatten sicher Aufmerksamkeit erregt.

Die Techniken des Straßenkampfes hatte sie zuerst von ihrem Vater gelernt, der einige Kämpfe Mann gegen Mann ausgetragen und überlebt hatte. Seither hatte sie mit einem halben Dutzend Kämpfern trainiert, einschließlich ein paar Philippinos, die Meister im Stock- und Messerkampf waren. Sie würde die Frau niederstechen, der Zielperson den Todesstoß versetzen und verschwinden. Wenn sie sich beeilte, könnte sie in der allgemeinen Verwirrung entkommen.

Langsam ging sie auf Fiorella zu ...

Michaels spürte, wie die Kugel ihn traf. Es war, als würde ein Schlosserhammer dumpf gegen die Vorderseite seines rechten Oberschenkels schlagen. Er stürzte zu Boden. Und obwohl die Schmerzen noch erträglich waren; gelang es ihm nicht, wieder hochzukommen. Das angeschossene Bein verweigerte seinen Dienst.

Vor ihm stand Toni der Killerin gegenüber, die ihren Rock zerrissen und ein Messer mit weißer Klinge gezogen hatte. Die Attentäterin schob sich langsam auf Toni zu. Noch war nicht alles verloren. Er mußte etwas tun ... Die Waffe! Die hatte sie fallen gelassen. Wo war das Ding ...?

Zum erstenmal, seit die Mörderin die Pistole auf sie gerichtete hatte, fühlte Toni sich wieder etwas ruhiger. Ein Angreifer mit einem Messer - mit dieser Situation hatte sie sich beim Training oft genug beschäftigt. Oben, unten, wiederholte sie im Geiste. Das Wichtigste war, die Stichwaffe unter Kontrolle zu bekommen, ein Fausthieb konnte gegen ein zustechendes Messer nichts ausrichten. Man mußte einmal oben und einmal unten angreifen. Der Arm mit dem Messer mußte an zwei Punkten gestoppt werden, oben und unten, um die Waffe unter Kontrolle zu bringen ...

Selkie ging zum Angriff über, ihr Gleichgewicht haltend. Fiorella stand ihr gegenüber und beobachtete sie abwartend. Die andere schien zu wissen, was sie tat. Das spielte im Moment keine Rolle. Sie mußte die Sache beenden und verschwinden.

Selkie täuschte einen Tritt an und machte einen Satz nach vorn...

Mit dem Armrücken abwehren, mit dem Armrücken, wo es weniger verletzbare Blutgefäße gibt! Die Anweisungen ihres Gurus fielen Toni ein, kristallklar und so scharf wie die sich nähernde Klinge: *Gegen einen Experten hast du keine Chance. Biete ihm möglichst wenig Angriffsfläche.*

Der Tritt war nur eine Scheinattacke, aber der Angriff mit dem Messer auch. Denn als Toni ihren linken Arm nach oben riß, um den Angriff abzublocken, zog die Attentäterin das Messer zur Seite. Die Klinge schnitt tief in ihren Unterarm knapp unterhalb des Ellenbogens ein.

Es spielte keine Rolle. Daran würde sie nicht verbluten. Ihre Hand konnte sie noch bewegen. Sie korrigierte die Stellung ihrer Füße und wartete ...

Fiorella reagierte nicht auf den Schnitt, sah ihn sich nicht einmal an, sondern behielt ihre Angreiferin weiter im Auge. Selkie lächelte. Die andere war gut, aber die Zeit wurde knapp.

Sie kannte eine todsichere Angriffssequenz: Zwei Scheinattacken, das Messer in die andere Hand, dann den Todesstoß zwischen die Rippen direkt ins Herz und zum Schluß die Kehle durchschneiden. Beim Training hatte es immer funktioniert, und in einem echten Kampf hatte sie mit dieser Methode bereits einen Mann getötet.

Die Party war vorüber. Es wurde Zeit, daß sie das tat, was sie am besten konnte, und sich aus dem Staub machte.

Selkie ging zum Angriff über ...

Die Angreiferin kam auf sie zu, täuschte eine Attacke an, duckte sich, dann schnellte ihr Arm nach vorn. Doch statt zuzustechen, warf sie das Messer blitzschnell in die andere Hand, während Toni in Abwehrposition ging. Hätte sie das als Außenstehende beobachtet, wäre Toni beeindruckt gewesen, aber dazu war jetzt keine Zeit. All die Jahre harten Trainings mußten sich jetzt bewähren, zum Denken kam sie nicht mehr ...!

Toni veränderte ihre Stellung und wehrte den vorgetäuschten Angriff ab. Dann ging sie in Position, bereit, der Angreiferin den Arm zu brechen. Mit der rechten Hand stoppte sie den zustechenden Arm der Gegnerin am Handgelenk - unten. Das Blut spritzte aus ihrer Wunde am Unterarm, als sie mit dem linken Handrücken unter den Ellenbogen der Gegnerin schlug - oben.

Der Knochen krachte, und das Messer fiel zu Boden. Toni schob sich näher heran, drückte den außer Gefecht gesetzten Arm zur Seite und rammte der Frau ihren Ellenbogen ins Gesicht. Als diese zurücktaumelte und hart gegen die Spinde knallte, folgte sie ihr. Mit dem Knie hieb sie ihrer Gegnerin in den Bauch, wandte dann den *Sapu luar* an und ließ sie zu Boden gehen. Die andere schlug hart mit dem Gesicht auf, rollte sich aber blitzartig zur Seite. Sie schob sich zum Messer und ergriff es mit der gesunden Hand. Dann richtete sie sich auf und zielte, um das Messer zu werfen.

Aus ihrer gebrochenen Nase strömte das Blut, und quer über ihrer Augenbraue klaffte eine Platzwunde ...

Inzwischen war Selkie klar, daß Fiorella ihr im Nahkampf überlegen war, auch wenn ihr Arm nicht gebrochen gewesen wäre. Eine Chance hatte sie noch. Das Messer eignete sich als Wurfwaffe zwar nicht besonders gut, aber es würde ihre Gegnerin zurückdrängen, unabhängig davon, ob sie sie mit der Spitze oder dem Griff traf. Sie hatte verloren, doch es gab noch ein Entkommen ...

Die Waffe neben ihrem Ohr an der Klinge haltend, zielte Selkie mit dem Ellenbogen auf ihr Opfer.

Michaels entdeckte die weiß schimmernde Pistole, rollte -über das verletzte Bein - au, jetzt tat es verdammt weh -und gab ihr einen Schubs, bis sie vor ihm lag. Er brüllte, um die Frau davon abzulenken, das Messer zu werfen. »He!«

Sie ließ sich nicht beirren und holte zum Wurf aus ...

Er drückte den Abzug.

Durch den Rückstoß wurde ihm die Waffe aus der Hand geschleudert. Der Knall war so laut, daß es sich anhörte, als würde neben ihm eine Bombe hochgehen.

Einen Moment lang geschah nichts. Eine Ewigkeit verstrich. Niemand rührte sich.

Das Messer flog durch die Luft - schepperte aber knapp zwei Meter vor dem Ziel zu Boden.

Er hatte sie getroffen. Mitten in den Rücken. Die Frau fiel auf die Knie, versuchte mit der Hand die Wunde zu erreichen, schaffte es aber nicht. Sie drehte sich zu ihm um. In ihrem Gesicht lag Verwunderung, sonst nichts. Dann kippte sie zur Seite weg.

Toni rannte zu Alex hinüber. »Alex!?!«

»Mir geht's gut, sie hat nur mein Bein erwischt.«

Aufgeregte Stimmen näherten sich. Der Klang überrollte sie.

»Sie sind verletzt«, sagte er.

»Nur ein oberflächlicher Schnitt. Sieht schlimmer aus, als es ist«, antwortete sie. »Bleiben Sie liegen, ich hole ein paar Handtücher.«

»Ich geh' nirgendwohin.«

Sie stand auf. Dann fiel ihr Rusty ein. Sie eilte zu der Stelle, an der er zu Boden gegangen war. Seine Augen waren weit geöffnet, er blinzelte nicht. In seiner Brust klaffte eine blutige Wunde. Seine Atmung hatte ausgesetzt, und an seinem Hals war kein Pulsschlag zu fühlen.

Zwei der Männer, die im Kraftraum gewesen waren, stürzten herein. »Er braucht Hilfe!« rief sie und zeigte auf Rusty. Sie fiel neben ihm auf die Knie.

Ein dritter Mann kam hinzu. »Wir machen das schon, Toni«, sagte einer von ihnen. »Versorgen Sie zunächst mal Ihre Wunde.«

Alex war inzwischen zu der Frau hinübergerobbt. Er drehte sie auf den Rücken. Die Mörderin stöhnte leise. Sie sah ihn an. Toni kam wieder zu Alex und der Attentäterin hinüber. Sie entdeckte ein Handtuch, das sie nun auf Alex' Wunde am Bein preßte.

»Au.« Sein Blick fand den ihren. »Danke.« Dann richtete er seinen Blick wieder auf die Attentäterin.

»Scheiß ...kerl«, stieß die Frau hervor. Ihre Stimme wurde von gurgelnden Lauten begleitet. Wahrscheinlich hatte sie innere Blutungen in der Lunge.

»Wer hat Sie dafür bezahlt, Steve Day zu töten?« fragte Michaels.

Obwohl die Frau schon im Sterben lag, lachte sie. Es war ein gurgelndes, nach Flüssigkeit klingendes Geräusch. »Wen?«

»Day, Steve Day.«

»Kenn' ich nicht«, sagte sie. »Ich vergesse ... nie ... eine Zielperson. Er gehört nicht zu ... meinen Opfern.«

»Sie haben Steve Day nicht getötet?« hakte Alex nach.

»Wohl taub?! Ich wurde angeheuert ... um Sie zu erledigen. Ich... Genaloni ... geht auch auf mein Konto. Und einige andere. Ich weiß nicht...«

Ihre Augen brachen. Völlig unvermittelt. Was immer sie hatte sagen wollen, wurde mitten im Satz gekappt. Ein letztes Mal preßte die Lunge die Luft gurgelnd heraus, dann war Selkie tot.

Alex und Toni sahen sich an. Jemand vom Medizinischen Dienst kam hereingeeilt. Plötzlich schien der Raum voller Leute. Toni verspürte einen unwiderstehlichen Drang, Alex in die Arme zu schließen. Sie gab dem Gefühl nach.

Er ließ es zu. Und erwiderte ihre Umarmung.

Freitag, 8. Oktober, 13 Uhr 02
Quantico

Zum Medizinischen Dienst im Hauptgebäude gehörten ein Arzt und mehrere Krankenschwestern. Falls sie einen Patienten nicht ambulant behandeln konnten, stand ihnen ein Rettungswagen zur Verfügung. Der Betriebsarzt nähte Lonis Schnittwunde am Arm mit achtzehn Stichen. Dann sprühte er einen Trockenverband auf die Wunde und gab ihr eine Tetanusspritze. In fünf Tagen mußte sie die Fäden ziehen lassen.

Röntgenaufnahmen von Michaels' Bein zeigten, daß es sich um einen glatten Durchschuß handelte. Die Kugel war an der Außenseite in den rechten Oberschenkel eingedrungen, vom Oberschenkelknochen abgeprallt, ohne einen Bruch zu verursachen, und unterhalb des Gesäßes wieder ausgetreten. Der Durchschuß hatte keinen größeren Schaden angerichtet - mit Ausnahme von zwei kleinen Löchern, die etwa so groß waren wie die Spitze von Michaels' kleinem Finger. Der Arzt säuberte und verband die Wunden, sie zu nähen hielt er nicht für erforderlich. Michaels bekam ebenfalls eine Tetanusspritze sowie ein Paar Krücken verabreicht. Der Mediziner gab ihm noch den guten Rat mit auf den Weg, sich in den nächsten Wochen das Fußballspielen zu verkneifen. Dann ließ er beiden von der Krankenschwester einige Schmerztabletten geben. Denn am nächsten Tag würden sie, so seine Prophezeiung, stärkere Schmerzen verspüren als im Moment. Außerdem bliebe es ihnen überlassen, ob sie in die Notaufnahme fahren wollten, um dort einige Stunden auf eine zweite Diagnose zu warten.

Sowohl Toni als auch Michaels lehnten eine Fahrt in die Notaufnahme ab.

Statt dessen kehrten sie in Michaels Büro zurück. Alex setzte sich auf die Couch, das Gewicht auf die gesunde Hüfte verlagert, während Toni sich an die Tür lehnte.

»Beunruhigt Sie etwas, Alex?«

»Sie meinen, außer der Tatsache, daß ich mir eine Kugel eingefangen habe?«

»Ja.«

»Ich kam mir nicht gerade sehr heldenhaft vor bei der Sache im Umkleideraum«, gab er zu.

»Wie bitte?«

»Ich hätte wesentlich mehr tun müssen.«

»Sie kamen mir zu Hilfe. Sie haben eine Mörderin mit einer Waffe angegriffen, obwohl Sie unbewaffnet waren. Dann haben Sie es geschafft, sie zu erschießen, obwohl Sie selbst verwundet waren. Was verstehen Sie unter heldenhaft? Wenn Sie ohne Anlauf über ein Hochhaus springen?«

Ein kleines Lächeln zeigte sich auf seinen Lippen. »Na ja, Sie haben wohl recht. Trotzdem hat es mich eher an Larry und Curly auf Mörderjagd erinnert«, entgegnete Michaels.

Sie sah ihn fragend an.

»Zwei der >Three Stooges<«, erklärte er. »He, Larry! He, Moe! Da ist der Killer, na wo, wo, wo!«

»Ach, richtig. Meine Brüder haben sich die alten Videos immer angeschaut. Männer scheinen sich dafür eher begeistern zu können. Ich fand sie nie besonders witzig. Zu brutal.« Sie lächelte über diese Ironie.

»Es tut mir wirklich sehr leid wegen Ihres Freundes, dem FBI-Rekruten.«

»Ja, mir auch.«

Beide schwiegen eine Weile. Dann fragte Alex: »Meinen Sie, sie hat die Wahrheit gesagt? Über Steve Day?«

Toni zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Sie hat den Mord an Genaloni und >einigen anderen< zugegeben. Warum sollte sie wegen Day lügen?«

»Vielleicht, um uns an der Nase herumzuführen«, vermutete Michaels.

»Diese Möglichkeit sollten wir nicht außer acht lassen. Haben Sie ihr denn geglaubt?«

Er nickte. »Ja, allerdings. Ich hatte schon vorher den Eindruck, das Attentat auf Day war nicht ihr Stil. Ihre Aussage bestätigt diesen Verdacht.«

»Wenigstens ist sie nicht mehr hinter Ihnen her.«

»Nein. Aber das bedeutet, daß jemand anderes hinter Days Ermordung steckt.«

»Jemand, der offensichtlich wollte, daß wir die Mafia für verantwortlich halten«, sagte Toni.

Wieder nickte er. »Erinnern Sie sich an die Sache mit Genaloni bestem Mann, der spurlos verschwand? Die Mafia vermutete, das FBI hätte ihn sich geschnappt.«

»Ja.«

»Ich bin sicher, daß die Drahtzieher Genaloni durch den Tod seiner rechten Hand verärgern wollten. Dabei wußten sie ganz genau, wie sie den Verdacht auf uns lenken konnten.«

»Sieht aus, als hätte es funktioniert. Wenn Genaloni dachte, die Net Force wäre hinter ihm her, könnte er jemanden angeheuert haben, um zum Gegenschlag auszuholen. In seinen Kreisen löst man Probleme am besten' mit Geld oder mit Gewalt.«

Michaels verlagerte sein Gewicht etwas. Das Bein hatte mittlerweile stark zu pochen begonnen. Er überlegte, ob er eine Schmerztablette nehmen sollte, verwarf den Gedanken aber. Ein klarer Kopf war jetzt wichtiger, als sich zu betäuben und schmerzfrei zu sein.

»Also sind wir im Fall Day wieder da, wo wir angefangen haben«, sagte Toni.

»Nein. Ich weiß, wer es war.«

Sie sah ihn an. »Wer?«

»Der Russe. Plechanow.«

Sie dachte kurz darüber nach. »Wie kommen Sie darauf?«

»Es gehörte die ganze Zeit zu seinem Plan, die Net Force zu beschäftigen, während er an der Machtübernahme bastelte. Der Anschlag auf Day, die Zerstörung unserer Abhöreinrichtungen, die Terroristen, die er uns weltweit prä sentierte. Er wollte, daß wir so beschäftigt waren, daß wir seine Aktivitäten nicht bemerkten. Auf eine etwas verdrehte Weise ergibt alles einen Sinn.«

»Ich weiß nicht recht, Alex. Möglich wäre es, aber ...«

»Er war es. Da bin ich mir ganz sicher. Er war bereit, Systemabstürze herbeizuführen, die Todesopfer im Straßenverkehr und in der Industrie gefordert haben. Von dort ist der Sprung, einen Killer anzuheuern, nicht mehr groß. Wir haben in der

falschen Richtung gesucht, genau dort, wo Plechanow es wollte. Ein schlauer Fuchs.«

Toni sah ihn an. »Angenommen, Sie hätten recht. Wie können wir das beweisen? Wenn er sich wirklich so gut mit Computern auskennt, wie Jay meint, können wir nicht an seine Dateien herankommen. Doch 'ohne entsprechende Daten haben wir nur ein paar Indizienbeweise, die nicht ausreichen.«

»Plechanow könnte uns die Dateien öffnen. Er hat den Schlüssel.«

»Er hätte doch keinen Grund dazu. Selbst wenn wir ihn gefaßt hätten, was nicht der Fall ist.«

»Wir müssen uns nur die richtige Fragestellung ausdenken. Nachdem wir ihn kassiert haben.«

Toni schüttelte den Kopf. »Die obere Etage wird da nicht mitmachen, Alex. Walt Carver ist in der Politik ein viel zu hohes Tier, um das zu riskieren. Und selbst wenn er es wollte, könnte er weder das Foreign Covert Operations Committee noch die CIA dazu bewegen mitzuziehen. Das FCOC hat sich bei dieser Art von Operationen schon zu oft die Finger verbrannt. In den letzten zwei Jahren haben sie keine militärische Aktion genehmigt, wenn nicht mit der Unterstützung der einheimischen Bevölkerung oder zumindest ihrer stillschweigenden Duldung der Aktion zu rechnen war - wie bei der Sache in der Ukraine.«

»Dieser Mann hat Steve Day ermorden lassen. Und er ist verantwortlich für den Tod weiterer Menschen. Er steht kurz davor, eine Wahl zu manipulieren, mit der er strafrechtlich unantastbar wird. Und wir können ihm nicht das Handwerk legen wegen diesem Bürokratie mist?«

»Ich weiß, wie es Ihnen geht, aber nur zu fragen wäre schon Zeitverschwendung«, entgegnete Toni.

»Gut. Dann fragen wir eben nicht«, antwortete Michaels.

Sie starrte ihn prüfend an. »Alex ...«

»Es gibt einen Unterschied zwischen Recht und Ge rechtigkeit. Der Kerl kommt nur über meine Leiche davon. Dieses Gespräch hat nie stattgefunden, Toni. Sie wissen von nichts.«

Wieder schüttelte sie den Kopf. »O nein, so einfach werden Sie mich nicht los. Wenn Sie etwas Dummes vorhaben, werde ich dafür sorgen, daß Sie es richtig machen. Ich bin dabei.«

»Das müssen Sie nicht.«

»Steve Day war auch mein Vorgesetzter. Ich möchte, daß der Mörder seine gerechte Strafe erhält.«

Beide schwiegen eine Weile. Dann schlug Michaels vor: »Wir sollten John Howard herbitten.«

»Glauben Sie, daß er mitspielt?«

»Wir werden es ihm nicht erzählen. Er arbeitet für mich. Wenn etwas schief läuft, wird es nur meinen Kopf kosten. Was er nicht weiß, kann ihm nicht schaden.«

»Halten Sie das für fair?«

»Es ist nur zu seinem eigenen Schutz. Er bekommt einen seiner Meinung nach ordnungsgemäßen Befehl und ist gedeckt.«

»Ihre Entscheidung, Alex.«

»Allerdings. Und es wird jetzt langsam Zeit, daß ich einige Entscheidungen treffe, die die ganze Sache voranbringen.«

*Samstag, 9. Oktober, 5 Uhr
Luftraum über der Hudson Bay*

»Also gut, Sergeant Superhirn, lassen Sie hören.«

Howard kannte den Plan - er hatte ihn entworfen -, aber es würde nicht schaden, ihn sich ins Langzeitgedächtnis einzuhammern. Eine weitere Gelegenheit, mögliche Fehlerquellen zu entdecken.

Julio Fernandez grinste und ahmte den typischen Tonfall eines Rekruten nach. »Sir, Colonel Howard, Sir!« Etwas weniger übertrieben fuhr er fort: »Tschetschenien ist ein Binnenstaat. Im Westen grenzt er an Inguschien, im Norden liegt Rußland, im Osten Dagestan, im Süden Georgien. Die Landesgrenze im Westen befindet sich etwa dreihundert Kilometer östlich des Schwarzen Meeres, grob geschätzt. Hauptstadt und gleichzeitig größte Stadt ist Grosny. Der Colonel findet detaillierte CIA-Karten des Straßennetzes in seiner Laptopdatei, wenn und falls der Colonel geruht, einen Blick darauf zu werfen. Die Bevölkerung setzt sich

hauptsächlich aus Tschetschenen und Russen zusammen, das heißt...«

»Lassen Sie die geopolitische Landesgeschichte weg, Sergeant. Kommen Sie zu strategischen und taktischen Einzelheiten«, unterbrach ihn der Colonel.

»Wie der Colonel wünschen.« Fernandez grinste und entspannte sich. »Unsere beiden alten UH-1H-Hueys werden um neunzehnhundert vom Militärtransporter in Wladikawkas in Nord-Ossetien abgeladen. Ein Entgegenkommen der Einheimischen, für das sie entsprechende Gegenleistungen von den Vereinigten Staaten erwarten. Da wir Verbündete in der Gegend haben wollen, werden diese Leistungen mit Sicherheit erbracht werden.

Sobald wir auf dem Boden und einsatzbereit sind, werden wir den Luftraum Inguschiens über eine Strecke von etwa fünfzehn Kilometern verletzen müssen, um Tschetschenien zu erreichen. Unser Kommandoposten wird außerhalb von Urus-Martan in Tschetschenien aufgeschlagen, etwa fünfundzwanzig Kilometer von der Landesgrenze entfernt. Insgesamt fliegen wir vierzig Kilometer über wenig freundlich gesinntes Gebiet.

Beide Länder verfügen selbstverständlich über Radar und Luftstreitkräfte. Allerdings ist es unwahrscheinlich, daß unsere Hubschrauber, die im Dunkeln und auf Baumhöhe fliegen, außer von ein paar Ziegen überhaupt bemerkt werden. Der Flug sollte reibungslos über die Bühne gehen, wenn es auch etwas eng wird.

In Grosny erwartet uns ein Lastwagen, den unser Vier-Mann-Abholteam von Urus-Martan aus auf den beiden russischen Motorrollern erreichen wird, die wir in unseren abgedunkelten Hubschraubern mit uns führen. Vespa-Verschnitte, glaube ich. Besonders schnell sind sie nicht, aber von Urus-Martan bis Grosny sind es nur etwa zwölf Kilometer, und der Rückweg erfolgt per Lastwagen. Ein ziemlich guter Tausch eigentlich, zwei Motorroller gegen einen russischen Mörder. Die Einheimischen gewinnen damit enorm.«

Howard bedeutete ihm fortzufahren.

»Wenn alles gut geht, kommen wir um zwoundzwanzighundert an, richten unsere taktische Basis in einem alten Bauernhof ein, der unseren Freunden, den Geheimagenten, gehört. Davon wissen

sie allerdings nichts, das gehört zu unserem VNDU-Prinzip bei dieser Mission.«

Howard legte die Stirn in Falten. Ein neues Akronym. »VNDU?«

»>Verrate nie deinen Unterschlupf«<, erklärte Fernandez. »Vor allem nicht der CIA.« Er grinste von einem Ohr zum anderen.

»Das haben Sie gerade erfunden, oder?«

»Ich bin gekränkt, daß der Colonel so etwas von mir glaubt.«

»Sergeant Fernandez, ich glaube sogar, Sie würden einen Eisbären wie einen Pudel trimmen und ihn >Fiffi< taufen.«

Fernandez lachte. »Sir. Zurück zu diesem Bauernhof. Es gibt keine Nachbarn in Rufweite. Wenn alles läuft wie geplant, tuckert unser Abholteam in die Stadt, holt den Lkw, schnappt sich den Russen und kommt wieder zurück. Kurz nach Mitternacht sind wir alle wieder in der Luft und auf dem Weg zu unserer äußerst komfortablen 747, die uns vollgetankt auf dem Flughafen von Wladikawkas erwartet. Als Zeichen unseres guten Willens lassen wir die Transporthubschrauber für unsere neuen Freunde in Nord-Ossetien zurück, besteigen das Flugzeug, und dann geht's ab nach Hause. Alles nach Plan.«

»Falls alles nach Plan verläuft«, gab Howard zu bedenken.

»Sie machen sich zu viele Gedanken, Sir. Unsere Leute sprechen fließend russisch und ein paar Brocken des örtlichen Dialekts. Sie haben einwandfreie Reisepapiere und Ausweise und können einer Mücke auf eine Entfernung von zehn Schritt die Eier abschießen. Sie werden ihn schnappen. Und wenn es ein Problem gibt, mit dem sie nicht fertigwerden, sind wir ja auch noch da. Deshalb sitzen vierundzwanzig Mann auf dem Bauernhof und putzen ihre Waffen, oder?«

Howard nickte. Daß die Mission genehmigt wurde, hatte ihn insofern überrascht, als die politische Situation in Washington zur Zeit etwas nebulös war. Er wollte keinen Krieg mit den Tschetschenen anzetteln. Unabhängig davon, wer den ersten Schuß abfeuerte, trüge er die Verantwortung und müßte für die Folgen geradestehen. Nein, diesmal wollte er keinen Krieg. Nur hinfliegen, den Mann herausholen und, wie Fernandez sagte, wieder ab nach Hause. Diese Mission war zu heikel, als daß etwas schiefgehen durfte.

*Samstag, 9. Oktober, 10 Uhr
Springheld, Virginia*

Rushjo und Gregori die Schlange befanden sich an einer Tankstelle an der I-95, ganz in der Nähe des Springfield-Einkaufszentrums. Rushjos Landkarte zufolge lag das alte Fort-Belvoir-Versuchsfeld ein paar Meilen von hier entfernt auf dem Weg nach Quantico. Er fragte sich, wie ein amerikanisches Versuchsfeld aussehen mochte. Sicher hing es davon ab, was getestet wurde, eine Waffe oder ein Fahrzeug.

Winters, der Texaner, war nach Hause gefahren, nach Dallas oder Fort Worth oder was immer er als seinen Heimatort angegeben hatte. Falls sie ihn in den nächsten Tagen dringend brauchten, hatte er gesagt, könnten sie ihm unter der Geheimnummer eine kurze Nachricht hinterlassen.

Sie hatten an der Tankstelle angehalten, weil Gregori ein dringendes menschliches Bedürfnis verspürt hatte. Aus den unterdrückten Schmerzenslauten, die aus der Toilette drangen, schloß Rushjo, daß die ... kleine Schlange der großen Schlange sich irgend etwas eingefangen hatte. Einen Tripper vermutlich, da sich diese Geschlechtskrankheit meistens durch Schmerzen beim Pinkeln äußerte. Als Soldat hatte Rushjo schon viele Männer stöhnen hören, während sie vor sich hintröpfelten. Normalerweise geschah das ein bis drei Tage, nachdem sie von einer Prostituierten zurückkamen, deren Liebesdienste sie während eines Urlaubs in Anspruch genommen hatten.

Das war die Quittung für die Abenteuer der Schlange in Las Vegas.

Gregori kam mit hochrotem Gesicht aus der Herrentoilette. »Ich brauche Penicillin, Michail.«

»War sie es wert?«

»Zu dem Zeitpunkt ja, jetzt nicht mehr«, stöhnte Gregori die Schlange.

»Ich glaube nicht, daß man hier ohne ein Rezept vom Arzt Penicillin bekommt«, sagte Rushjo. Seine Miene blieb ausdruckslos, obwohl ihm nach einem schadenfrohen Grinsen zumute war. Das geschah dem Idioten recht.

»In der Nähe ist ein Zoofachgeschäft«, sagte Gregori. »Da kann man es kaufen.«

»In einem Zoofachgeschäft?«

»Da. Die Amerikaner haben zwar Vorschriften, nach denen Antibiotika nicht an Menschen abgegeben werden dürfen, aber für Tiere gilt das nicht. Man kann Penicillin, Tetracyclin, Streptomycin und sogar Chloramphenicol für seine Zierfische kaufen. Man öffnet einfach die Kapseln und streut das Zeug ins Wasser. Die Zusammensetzung ist nicht so konzentriert wie für Menschen, und teuer sind die Dinger auch, aber sie helfen genauso.«

Rushjo schüttelte erstaunt den Kopf. Nicht nur, daß in Amerika so etwas möglich war - die Amerikaner konnten ihn mit ihrer Dummheit nicht mehr überraschen -, aber daß die Schlange so etwas wußte ... Das war wirklich interessant. Woher hatte er diese Informationen?

Rushjo fragte ihn danach.

»Ich hatte schon ein paarmal Pech in Liebesdingen«, gab Gregori zu.

Rushjo starrte die Schlange ungläubig an. Ein Mann, der es nicht besser wußte, war nur unwissend, wogegen man Abhilfe schaffen konnte. Aber jemand, der es durchaus besser wußte und dennoch den gleichen Fehler immer wie der beging? Das war reine Dummheit, und dagegen half kaum etwas. »Also gut. Wir gehen in das Zoofachgeschäft, damit Sie die Fischmedizin für Ihre kranke *smeja* kaufen können. Dann müssen wir sehen, wie wir an die Zentrale der Net Force herankommen. Am besten gehen wir als Marines. Gibt es eine bessere Verkleidung an einem Ort wie Quantico?«

»Alles, was Sie wollen, Michail, aber zuerst das Penicillin.«

*Samstag, 9. Oktober, 22 Uhr 48
Urus-Martan, Tschetschenien*

Howard warf einen Blick auf seine Uhr, dann sah er zum Fenster des verfallenen Bauernhauses hinaus. Den Soldaten war es gelungen, beide Helikopter in die riesige, wenn auch baufällige Scheune zu manövrieren. Früher hatte es hier Einstellplätze zum Melken der Kühe gegeben, aber man hatte die Scheune soweit ausgeräumt, daß zwei zerbeulte Hueys darin versteckt werden konnten. Die Hubschrauber sahen nicht besonders anziehend aus, aber sie waren in technisch einwandfreiem Zustand. Ihr Anstrich war dunkel, militärisch grün, nicht schwarz - für geheime Missionen waren sie überaus geeignet. Mit Waffen waren sie nicht bestückt, nicht einmal Maschinengewehre fanden sich an Bord. Es handelte sich um reine Transporthubschrauber. Sehr schnell folgen sie zwar auch nicht - ein vollbeladener Huey kam maximal auf hundertzwanzig Knoten -, aber sie waren robust und zuverlässig. Einem Luft-Luft-Flugkörper oder einer Boden-Luft-Rakete konnte man ohnehin nicht mit einem Luftfahrzeug entkommen, das einen Rotor auf dem Dach hatte. Einerseits konnten sie zwar nicht kämpfen oder sich rasch aus dem Staub machen, andererseits würde niemand sie abschießen können, da sie nicht zu sehen wären. Sich zu verstecken war in diesem Szenario einer Auseinandersetzung vorzuziehen.

»Status, Sergeant?«

Er wandte sich um. Julio stand hinter drei Spezialisten der taktischen Computereinheit TacComp, die auf Hokkern vor einer Bank mit fünf Feldcomputern saßen. Diese ruhten auf eigenen Teleskopbeinen. Geöffnet erinnerten sie an sperrige Koffer, wobei die Bildschirme im Kofferdeckel eingelassen waren. Die Systeme waren zudem ziemlich häßlich - einfach, schmucklos, GI-grün -, aber bei Hardware dieser Art kam es nicht auf das Aussehen, sondern auf die Leistung an. Es handelte sich um hochmoderne 900-MHz-Geräte, ausgestattet mit den neuen FireEye bioneurochemischen Chips, jeder Menge faseroptischem Lichtspeicherplatz und vierzehn Stunden Batterieleistung für den Fall, daß die Steckdosen vor Ort nicht funktionierten.

»Sir, laut GPS-Signal befindet sich unsere Kommandotruppe genau hier.« Fernandez wies auf eine Landkarte auf einem Bildschirm, wo etwa in der Mitte ein kleiner roter Fleck stetig blinkte. »Zwei Kilometer von ihrem Zielort entfernt.«

»Meldungen?«

»Ihr durchkodierte Puls-Signal, das wir vor drei Minuten auffangen konnten, war konstant ASG - Alle Systeme Grün.«

»Gut.«

Einer der TacComp-Spezialisten sagte: »Wir haben eine Online-Bildübertragung vom Big-Bird-Spionagesatelliten, der das Gebiet ausleuchtet. Sehen Sie selbst.«

Auf einem der Bildschirme erschien ein gespenstisch phosphorgrüner Lastwagen in Luftaufnahme, der über die dunkle Straße rollte. Jetzt bog der Lkw nach rechts ab. Als er eine Straßenlampe passierte, waren einige Sekunden lang Umrisse auf dem Dach des Fahrzeugs auszumachen. Der TacComp-Spezialist lachte.

»Was ist so lustig?« fragte Howard.

Der Angesprochene gab einige Steuerbefehle ein. Die Sequenz wurde angehalten und das Standbild langsam vergrößert. »Eine kleine, unscharfe Zeichnung ... hier«, erklärte er. »Sehen Sie selbst. Eine Botschaft vom Kommandotrupp.«

Die grobe, handgemalte Zeichnung auf dem Fahrzeugdach gewann zunehmend an Schärfe, bis Howard sie erkennen konnte. Es war eine Hand, deren Zeige- und Mittelfinger zu einem >V< hochgereckt waren.

>V< für victory, Sieg. Howard lächelte.

»Sie schulden mir fünf Dollar, Sarge«, sagte der Computerspezialist.

Frägend zog Howard eine Augenbraue hoch.

»Wir hatten eine kleine Wette abgeschlossen, was die Jungs auf das Fahrzeugdach malen würden, Sir«, erklärte Fernandez. »Ich vermute, unser Computerfreund Jeter hat sie bestochen.«

»Worauf haben Sie getippt?« fragte Howard.

»Auf, äh, eine Zeichnung so ähnlich, äh, wie diese, Sir. Fast gleich.«

»Bei der Zeichnung wäre es nur ein Finger gewesen, Sir«, warf der TacComp-Experte ein. Er verzog keine Miene.

Howard mußte wieder grinsen. Ganz egal, wo sie waren und welches Ziel sie vor sich hatten, Soldaten fanden doch immer eine Möglichkeit, die Monotonie - oder die Spannung - abzumildern.

»Machen Sie weiter«, befahl Howard. Dann kehrte er zum Fenster zurück.

Samstag, 9. Oktober, 23 Uhr 23
Grosny

Plechanow wollte ins Bett gehen und putzte sich gerade die Zähne, als es an der Tür klingelte. Sein kleines, aber gut eingerichtetes Haus befand sich in einer netten Wohngegend. Bald würde er eine Villa in einer sehr viel vornehmeren Gegend bewohnen, dachte er. Wenn die Zeit dafür gekommen war.

Wieder wurde die Türklingel betätigt. Diesmal mit Nachdruck.

Es war eigentlich viel zu spät für Besuch. Das konnte nichts Gutes bedeuten.

Er spülte sich den Mund aus, trocknete das Gesicht ab und zog sich einen Bademantel über den Pyjama. Bei dem kleinen Beistelltischchen in der Nähe der Haustür blieb er stehen, öffnete die Schublade und entnahm ihr die Luger, die sein Großvater 1943 von der Front in Deutschland mitgebracht hatte.

Die Pistole in der Hand, lugte er durch den Türspion nach draußen.

Auf der Treppe vor dem Haus stand eine sehr attraktive junge Frau. Ihre Haare waren zerzaust und der Lippenstift verschmiert. Die dunkle Bluse hing aus der Hose heraus. Sie war nicht zugeknöpft, sondern weit geöffnet, so daß man ihre Brüste sehen konnte, die von keinem BH verdeckt wurden. Ihre Hose - sie trug eine Jeans - stand offen, sie hielt sie mit einer Hand fest, während sie in der anderen ihren BH zusammenknüllte. Anscheinend weinte sie. Noch während er sie betrachtete, klingelte die junge Frau erneut an der Tür. Er konnte sehen, daß sie schluchzte.

Mein Gott. War sie das Opfer einer Vergewaltigung geworden?

Plechanow ließ die Waffe sinken und öffnete die Tür. »Ja? Kann ich Ihnen helfen?«

Wie aus dem Nichts tauchte plötzlich ein Mann auf. Er trug ebenfalls Jeans, dazu ein dunkles T-Shirt und eine blaue Windjacke. Der Mann hielt Plechanow eine Waffe vor das Gesicht. »Ja, Sir, das können Sie durchaus.« Das Russisch, das er sprach, verriet keinen hiesigen Akzent.

Der Bewaffnete streckte die Hand aus und nahm Plechanow vorsichtig die Luger ab. »Schöne Waffe«, sagte er. »Wahrscheinlich einiges wert.«

Einen Augenblick später traten zwei weitere Männer hinzu. Sie schienen aus den Büschen und der Dunkelheit aufzutauchen. Die beiden Neuankömmlinge waren aus dem gleichen Holz geschnitzt wie die Frau und der Bewaffnete: jung, fit und leger gekleidet.

Was ging hier vor? Wollte man ihn ausrauben? In jüngster Zeit hatten sich kriminelle Vorfälle dieser Art gehäuft. Was wollten sie von ihm?

Die Frau zog den Reißverschluß ihrer Hose hoch und schloß den Knopf. Sie streifte die Bluse ab, zog den BH an -einer dieser einteiligen Sportbustiers - und rückte ihn zurecht. Dann schlüpfte sie wieder in die Bluse, knöpfte sie zu und steckte die Enden in die Hose. Einer der Männer reichte ihr eine dunkelblaue Windjacke.

»Für uns brauchst du diese Show nicht abziehen, Bekky«, sagte der Mann mit der Waffe.

»Das hättest du wohl gern, Marcus«, konterte die Frau.

»Darf ich Sie bitten, wieder hineinzugehen, Dr. Plechanow?« bat der Bewaffnete höflich.

Er drückte sich korrekt aus, aber Plechanow war sich immer noch nicht über den Akzent im klaren. »Sie sind weder Russe noch Tschetschene«, stellte er fest.

»Ja, Sir«, erwiderte sein Gegenüber. Diesmal hatte er englisch gesprochen.

Plechanows Magen verkrampfte sich. Es waren *Amerikaner!*

Mit der Waffe bedeutete, der Mann ihm hineinzugehen. »Ins Haus, Professor. Sie möchten sich sicher etwas Geeigneteres für die Reise anziehen. Wir werden gemeinsam einen größeren Ausflug machen.«

Samstag, 9. Oktober, 23 Uhr 28
Urus-Martan

»Sie haben ihn!« rief Fernandez. »Sie sind unterwegs, geschätzte Ankunftszeit in zwanzig Minuten.«

Die Männer brachen in Jubelrufe aus. Howard ließ sie einen Moment gewähren, dann unterbrach er den Freudentaumel. »Genug. Wir wollen uns nicht zu früh freuen. Hubschrauber startklar machen. Wir feiern erst, wenn wir wieder auf amerikanischem Boden sind.«

Zehn Minuten später war Howard draußen in der Dunkelheit und sah zu, wie die Piloten die Helikopter Warmlaufen ließen, als Fernandez im Eilschritt aus dem Bauernhaus kam.

»Sir, wir haben ein geringfügiges Problem.«

Howard stockte der Atem, während sich sein Bauch mit einigen hundert Schmetterlingen zu füllen schien, die alle sofort hinaus wollten. »Welches?«

»Das Fahrzeug des Kommandotrupps ist soeben liegengeblieben. Der Staffelführer, Captain Marcus meint, die Zylinderkopfdichtung sei kaputt.«

Howard starrte sein Gegenüber an. Der *Lastwagen* hatte eine Panne? Diese Möglichkeit hatte er in seinem Szenario überhaupt nicht berücksichtigt! Herrjeh!

*Sonntag, 10. Oktober, 0 Uhr 04
Urus-Martan*

»Wo sind sie?« fragte Howard.

TacComp-Experte Jeter klang jetzt völlig sachlich, der lustige Unterton war verschwunden. »Sir, laut GPS-Signal sind sie innerhalb der Stadt, südlich der ehemaligen Kominternzentrale, im neuen Wisoki-Stal-Mineralöllager an der Sunsha.«

»Wie weit ist das von hier?«

»Ein langer Marsch mit einem sich sträubenden Gefangenen im Schlepptau, Sir. Ich würde sagen, etwa achtzehn Kilometer.«

»Na, wunderbar.«

»Genau. Jetzt kommt eine Sprachübertragung herein. Ich dechiffriere.« Jeters Finger flogen über die Tasten.

Wenn der Staffelführer bereit war, die Funkstille zu durchbrechen, selbst mit einer verschlüsselten Nachricht, bedeutete das, daß der Einsatz soeben oder wenigstens demnächst zu scheitern drohte.

»Wolfsrudel, hier ist Wolfsjunges Omega Eins, können Sie mich hören?«

»Hier Alpha Wolf, Wolfsjunges. Sprechen Sie.«

»Sir, wir sind mitten in einem riesigen Mineralöltanklager lieengeblieben. Zwei Sicherheitskräfte in einer Entfernung von hundert Metern nähern sich uns auf Fahrrädern.«

Polizisten auf dem Fahrrad. Toll. »Gehen Sie nach Plan vor, Omega Eins. Lächeln Sie höflich und zeigen Sie Ihre Papiere vor. Sie halten einer Überprüfung stand.«

»ja, Sir ... oh, verdammter Mist ...!«

»Bitte wiederholen, Wolfsjunges Omega Eins.«

Die Stimme des Captain war erneut zu hören, aber sie war nicht an Howard gerichtet. »Stopft ihm das Maul, verdammt!«

»Omega Eins, bitte melden!«

Es herrschte Totenstille, die sich endlos hinzog.

»Wolfsjunges Omega Eins, antworten Sie.«

»Äh, Alpha, wir haben hier ein äh ... Problem. Unser Fahrgast fing plötzlich an, »Mörder« zu brüllen, und diese einfältigen Bullen haben sofort das Feuer eröffnet!«

Fernandez, der direkt neben Howard stand, sagte: »Mein Gott, was für schießwütige Kerle. Sie können doch gar nicht wissen, mit wem sie es zu tun haben.«

»Alpha, wir haben das Feuer erwidert, ich wiederhole, wir haben das Feuer erwidert. Omega Wolfsjungen sind alle unverletzt, ich wiederhole, keine Verletzten auf unserer Seite, aber einer der Einheimischen ist getroffen, und der andere hat ... hat« - er suchte offenbar nach einer militärisch korrekten Ausdrucksweise - »hat seinen Hintern hinter einem Öltank in Sicherheit gebracht, Sir. Bleiben Sie dran. Barnes und Powell, rechts umgehen, Jessel, nach links, zack, zack!«

Mehrere tausend Jahre schienen zu vergehen, während Howard wartete. Er und Fernandez tauschten Blicke aus.

Captain Marcus kam wieder online. »Sir, der niedergeschossene Einheimische ist verstorben. Er hatte ein Handy am Gürtel, und wir müssen davon ausgehen, daß der andere ebenfalls Kommunikationsausrüstung bei sich trägt. Aber wir haben ihn verloren. Ich schätze, wir werden in Kürze unangenehme Gesellschaft bekommen, Alpha. Ich bitte um Anweisungen.«

Howard warf Fernandez einen Blick zu. Sie hatten keine Wahl. Niemand würde hier zurückgelassen werden. »Packt ein, Leute! Wir heben in drei Minuten ab!«

Zu dem Staffelführer am anderen Ende der codierten Funkverbindung sagte Howard: »Bleiben Sie, wo Sie sind, Omega. Das Wolfsrudel ist unterwegs.«

»Verstanden, Alpha. Vielen Dank, Sir.«

»Los geht's, Julio.«

»Jawohl, Sir.«

Howard und Fernandez rannten zu den Helikoptern hinüber.

Michaels und Toni saßen im kleinen Konferenzraum bei ihrem zweiten Becher Kaffee. Wie der Arzt orakelt hatte, machte Michaels die Wunde jetzt mehr zu schaffen als unmittelbar nach dem Attentat. Es tat weh, wenn er sich bewegte, ruhig zu stehen brachte auch keine Linderung, und das Sitzen war ebenfalls schmerzhaft. Zu Hause hatte er zum Schlafen Tabletten genommen, aber jetzt, solange Howards Operation in vollem Gang war, wollte er klar im Kopf sein. Schließlich hatte er doch einige Schmerztabletten aus der Verpackung gedrückt und sie vor etwa einer Stunde mit dem fünften oder sechsten Kaffee hinuntergespült. Aus dem scharfen, stechenden Schmerz war jetzt ein etwas erträglicherer, dumpfer, stechender Schmerz geworden. Trotz des Kaffees, den er intus hatte, fühlte er sich relativ ruhig.

»Wie geht's Ihrem Arm?« fragte er Toni.

» Es war ein glatter Schnitt. Tut nicht besonders weh«, antwortete sie, »aber es juckt.«

Michaels hatte sich gleich nach dem Anschlag bei ihr bedankt, aber seitdem viel Zeit gehabt nachzudenken. »Sie haben mir da unten in dem Umkleideraum das Leben gerettet«, sagte er. »Wenn Sie sich nicht auf die Frau gestürzt hätten, hätte sie mich umgebracht.«

» Rusty hat uns beide gerettet. Wenn er nicht hereingekommen wäre und mit dem Gebrüll angefangen hätte, hätte ich auch nichts ausrichten können. Einen Kugelschreiber in der Hand, so als wäre es eine Waffe.« Sie schüttelte den Kopf.

»Es tut mir wirklich leid um Agent Russell«, sagte Michaels. »Ich weiß, daß Sie ihm Unterricht in Ihrer Kampfkunst gegeben haben. Kannten Sie sich, äh, näher?«

Toni zögerte einen Moment. »Nein, eigentlich nicht.« Sie starrte in ihren Kaffeebecher. »Seine Eltern lassen den Sarg nach Jackson, Mississippi, überstellen, wo die Trauerfeier und die Beerdigung stattfinden. Es ist sein Heimatort. Seine Eltern scheinen sehr nett zu sein. Ich würde gern zur Beerdigung hinfliegen, wenn es möglich ist. Sie ist in ein paar Tagen.«

»Kein Problem. Ich frage mich, ob ich Sie wohl dazu bewegen kann, mir, wenn wir das hier hinter uns gebracht haben und falls wir es überstehen, ein paar Kniffe Ihrer Kampfkunst, Silat, zu zeigen.«

Toni sah von ihrem Kaffeebecher auf.

»In jüngster Zeit habe ich aus unerfindlichen Gründen das Bedürfnis, mich etwas mehr über Selbstverteidigung zu informieren.«

Er lächelte, und sie erwiderte das Lächeln.

»Das mach' ich gern.«

»Allerdings wird es einige Wochen dauern, bis ich nicht mehr herumhumpel.« Er wies auf sein verbundenes Bein.

»Ich warte solange.«

Er nahm einen Schluck Kaffee. Würde er noch mehr trinken, wäre langsam eine Blasentransplantation fällig. Er stellte den Becher wieder ab. »Ich würde gern wissen, wie es läuft. Die Sache müßte eigentlich schon über die Bühne sein.«

»Ich bin sicher, daß sie sich melden werden, sobald sie können.«

»Ja. Und ich bin zuversichtlich, daß Colonel Howard seine Mission erfolgreich beendet.«

Wieder lag ein Lächeln auf ihrem Gesicht.

»Was ist?« fragte Alex.

»Nichts. Mir ist nur gerade etwas eingefallen, was schon Ewigkeiten zurückliegt.«

»Ja?«

»Nach der Zwischenprüfung an der John-Jay-Universität bin ich mit zwei anderen Studentinnen zusammengezogen. Mein Bruder Tony hatte seinen Job verloren und brachte seine Frau und seine zwei Kinder bei meinen Eltern unter, während er auf Arbeitsuche nach Maine ging. Daher wurde es zu Hause ein wenig eng. Wir hatten Glück und fanden ein günstiges Apartment, das sowohl Heizung als auch Fenster hatte, die sich öffnen ließen. Das Gebäude ist inzwischen vermutlich einem Parkplatz gewichen, aber für drei Mädchen, die gerade von zu Hause ausgezogen waren, war es einfach perfekt.

Eine meiner Mitbewohnerinnen war Italienerin wie ich. Sie hieß Mary Louise Bergamo und stammte aus Philadelphia. Die

andere war eine große, schlaksige Farbige aus Texas. Sie spielte Volleyball, ihr Name war Dirisha Mae Jones. Sie war die witzigste Frau, die ich je getroffen habe. Ständig erzählte sie irgendwelche Lebensweisheiten, die sie irgendwo aufgeschnappt hatte. Bei einem Glas Wein und in ausgelassener Stimmung definierte sie eines Abends das Wort >zuversichtlich< für uns.

>Na schön, Mädels, hört zu. Da ist dieser Farbige, er hört auf den Namen Ernest, ist mit Loretta verheiratet, einer wunder-wunderhübschen Frau. Aber Loretta ist entschlossen, ihn zu verlassen, weil Ernest gefeuert wurde - obwohl es nicht seine Schuld war.<<

Michaels grinste. Den texanischen Akzent ihrer Freundin ahmte sie sehr gut nach.

Toni fuhr fort: »>Also, Ernest steht eines Morgens auf, bindet sich seinen besten Schlips um, zieht das einzige weiße Hemd an, das er besitzt, und steigt in seine Sonntagshose. Dann geht er aus dem Haus, weil er einen Termin für ein Vorstellungsgespräch hat. Ernest ist klar, daß seine Frau ihn verlassen wird, wenn er den Job nicht bekommt. Er weiß auch, daß der gute alte Junge, der für Einstellungen zuständig ist, sich nichts Besonderes aus Farbigen macht, also muß er überzeugend sein.

Inzwischen ist es Mittag geworden. Auf dem Weg zum Vorstellungsgespräch kehrt Ernest bei Rick's Pit Barbecue ein, wo er eine doppelte Portion Schweinerippchen und ein Bier zum Hinunterspülen bestellt. Während Ernest wartet, bis Rick's Kellner James die Rippchen bringt - die etwa in einem Liter scharfer, fettiger Barbecuesoße schwimmen, übrigens bei weitem die besten Rippchen in Osttexas und wahrscheinlich auch in Mittel- und Westtexas, was viel heißen will -, während er also wartet, geht er 'rüber zum Telefon und ruft Loretta an. Er sagt zu ihr: >Schatz, nimm dein blaues Kleid aus dem Schrank - heute abend gehen wir tanzen und feiern meinen neuen Job.<

Also, ein Mann, der in einem weißen Hemd Rippchen ißt und dem klar ist, daß sein Hemd unbedingt sauber bleiben muß, der ist ausgesprochen *zuversichtlich*, Mädels.<<

Michaels lachte.

»Ich mag es, wenn Sie lachen, Alex. Sie lachen viel zu selten.<<

Michaels fühlte einen kleinen Stich trotz der Schmerzmitteldröhnung. Sie mochte ihn. Das erfüllte ihn mit Unbehagen, aber nur ein klitzekleines bißchen. »Es gab Zeiten, da war mir mehr danach zumute. Und was ist aus Ihren Mitbewohnerinnen geworden?«

»Mary Louise hat Jura studiert - in Harvard - und ist dann bei ihrem Vater in die Kanzlei eingestiegen. Sie gehörte zu den Anwälten, die den Fall der Staat gegen Pennco Housing vor das oberste Bundesgericht gebracht haben und den Prozeß gewannen.«

»Und die Frau aus Texas?«

»Dirisha wurde Volleyballprofi, nachdem sie ihren Abschluß in der Tasche hatte. Drei Jahre war sie aktiv und gehörte zum Nike-Team, das die Four Woman Outdoor Championships ein paarmal gewann. Dann zog sie sich von dem Profisport zurück, schrieb ein Buch über ihre Erlebnisse und bekam einen Job als Sportkolumnistin bei der *New York Times*. Vor ein paar Jahren heiratete sie, mittlerweile hat sie ein Kind, einen Jungen. Raten Sie mal, wie er heißt.«

»Sagen Sie's mir.«

»Ernest.«

»Das haben Sie sich gerade ausgedacht, oder?«

Toni hob die Hand wie zum Pfadfinderschwur. »Nicht die Spur, großes Ehrenwort.«

Wieder mußte er schmunzeln. Sie hatte recht. Er sollte öfter lachen.

Aber im Moment wurde er langsam nervös. Was war mit Howard? Er hätte sich längst melden müssen. Michaels warf einen Blick auf die Uhr.

Selbst wenn alles glatt gegangen war, mußte er sich schnell etwas einfallen lassen, damit Carver ihm nicht an die Kehle ging, sobald er seinen Alleingang beichten würde. Doch wenn sie Plechanow trotz des ausgeklügelten Planes nicht zu fassen bekämen, dann saß er bis über beide Ohren in der Tinte.

Sollte die Operation schief laufen, hätte er viel Zeit, das Lachen zu üben, und zwar weit, weit weg von allem, was auch nur im entferntesten mit der Net Force zu tun hatte. Allerdings glaubte er kaum, daß ihm dann unbedingt zum Lachen zumute sein würde.

Sonntag, 10. Oktober, 0 Uhr 12
Grosny

»Wir fliegen jetzt mit Höchstgeschwindigkeit, Sir«, brüllte der Pilot, um das Rotorgeräusch des Huey und den Wind zu übertönen. Sämtliche Action-Videos waren bloße Fantasie, in denen sich Leute in Helikoptern bei geöffneten Türen in normaler Lautstärke unterhielten, als wären sie Aristokraten, die gemeinsam ihren Tee in einem klimatisierten Rolls Royce nahmen. Wahrscheinlich hatte der Regisseur noch nie einen Hubschrauber auch nur aus der Nähe gesehen. Selbst die Worte über das Funksystem in den Kopfhörern waren schwer zu verstehen.

»Wie lange noch?« rief Howard.

»Zwei, drei Minuten?« brüllte der Pilot zurück. »Rechts vor uns ist der Rand des Mineralöllagers. Und dort der Fluß. Ich fliege direkt über die Hauptstraße.«

Die zehn Mann, die diesem Hubschrauber zugeteilt worden waren, trugen H & K-Maschinenpistolen und 9mm-Brownings am Gürtel. An der anderen Seite staken Messer mit Stahlklingen. Über ihren einfachen Overalls trugen sie kugelsichere Westen sowie Helme und Stiefel aus Kevlar. Die Ausrüstung war handelsübliches Gerät -die Maschinenpistolen stammten aus Deutschland, die Pistolen aus Belgien, die Westen waren israelischer Herkunft und die Messer japanisch. Da der Einsatz nicht nur auf eine Prügelei hinauslief, würde für den Fall, daß ein Teil der Ausrüstung zurückgelassen werden mußte, nichts auf die Vereinigten Staaten hinweisen.

Dennoch trugen die Soldaten ihre Erkennungsmarken, aber das spielte keine Rolle - keiner seiner Leute würde zurückgelassen werden. Entweder sie kämen geschlossen davon oder würden alle dort bleiben.

»Da ist der Lastwagen!« schrie Fernandez.

»Und da kommt ein Problem«, sagte Howard.

Ein Konvoi, bestehend aus drei militärisch aussehenden Fahrzeugen, näherte sich aus der anderen Richtung rasch dem bewegungsunfähigen Lkw. Das Fahrzeug an der Spitze war eine Art Jeep, auf dem in der Wagenmitte ein leichtes

Maschinengewehr montiert war. Dem Jeep folgte ein Polizeiwagen mit blinkendem Blaulicht. Bei dem dritten Fahrzeug handelte es sich um einen Transporter, der ebenfalls ein Blaulicht auf dem Dach hatte. Trotz des ohrenbetäubenden Lärms im Hubschrauber konnten sie die Sirenen hören.

»Verdammter Mist«, entfuhr es Fernandez.

Howard brüllte dem Piloten zu: »Erreiche ich mit dem Funkgerät im Kopfhörer Chopper zwei?«

»Ja, Sir, das müßte klappen.«

Howard schaltete seine Kommunikationseinheit auf einen anderen Kanal. Zum Kommandanten des anderen Hubschraubers sagte er: »Chopper zwei, hier spricht Alpha Wolf, können Sie mich hören?«

»Alpha Wolf, laut und deutlich.«

»Chopper zwei, drehen Sie ab, ich wiederhole, drehen Sie ab. Fliegen Sie zurück, wir rufen Sie, wenn wir Sie brauchen. Unnötig, ihnen zwei Zielscheiben zu liefern.«

»Jawohl, Sir.«

Dann erteilte Howard dem Piloten seines Hubschraubers Anweisungen. »Gehen Sie runter, Loot. Zwischen unserem Lastwagen und dem Konvoi.«

»Jawohl, Sir.«

Howards Magen krampfte sich zusammen, als der Helikopter sich der Straße näherte. Er spürte, wie sich seine Haut spannte. »Niemand eröffnet das Feuer, es sei denn, der Gegner feuert zuerst. Versetzt in Gitterformation aufstellen und bereithalten.«

Howard warf einen Blick auf die schnurgerade verlaufende Straße. Keine Deckung weit und breit, aber er würde nicht mitten in einem Mineralöllager anfangen herumzuballern, wenn ihm das Gelände gehören würde. Er baute auf das Überraschungsmoment und das Verantwortungsgefühl des Konvoi-Kommandanten. Wenn er für einen abgelegenen Posten verantwortlich wäre und den Befehl erhielte, einen nächtlichen Schußwechsel zu untersuchen, und ein Hubschrauber ohne Kennzeichen landete, aus dem bewaffnete, nicht identifizierbare Soldaten heraussprangen, dann würde er zögern, das Feuer zu eröffnen - es sei denn, der Gegner feuerte zuerst. Er würde zunächst ein paar wichtige Fragen beantwortet haben wollen: Wer waren sie? Was taten sie hier?

Könnten es seine eigenen Leute in geheimer Mission sein? Bevor man losballerte, brauchte man zumindest ein paar Informationen. Auf Verbrecher in einem Lastwagen zu schießen, die eine Geisel zu haben schienen, war eine Sache, aber die eigenen Leute zu erlegen, war eine andere und der eigenen Karriere nicht förderlich. Einen Haufen Öltanks mit Kugeln zu durchsieben und für kniehohes Öllachen zu sorgen, würde auch nicht gut ankommen. Wäre er an der Stelle des Tschetschenen, würde Howard einige rasche Anrufe tätigen, um herauszufinden, was hier zum Teufel vorginge.

Der Huey setzte auf dem Boden auf. »Laden und entschleunigen!« kommandierte Howard.

Er überprüfte seine Waffe auf ihre Feuerbereitschaft und machte sich auf den Weg, seine Truppe und ihren Fang einzusammeln.

*Sonntag, 10. Oktober, 0 Uhr 18
Grosny*

Die drei tschetschenischen Fahrzeuge kamen abrupt zum Stehen, als Howard und seine Leute, die Waffen im Anschlag, wenn auch nicht auf das Ziel gerichtet, aus dem Huey sprangen und ausschwärmten. Die Tschetschenen waren im Vorteil, als sie ihre Fahrzeuge verließen - sie konnten dahinter in Deckung gehen. Fünfzehn, maximal achtzehn Tschetschenen in Militärmontur bezogen hinter dem Jeep, dem Transporter und dem Polizeiwagen mit ihren Waffen Stellung.

Währenddessen befanden sich Howards Männer auf offenem Gelände und waren damit einem großen Risiko ausgesetzt. Eine Fahrzeugkarosserie konnte einiges an Kleinkaliberfeuer abfangen - bei Luft verhielt sich das anders.

»Marcus!« rief Howard gedämpft, damit die Tschetschenen ihn nicht hören konnten. »Bringen Sie die Lieferung in den Hubschrauber, und dann nichts wie weg.«

Hinter ihm verfrachtete der Kommandotrupp Plechanow rasch in den Huey. Da Marcus der Sprachenexperte der Truppe war, sprang er wieder aus dem Hubschrauber, sobald sie den Russen an Bord geschafft hatten, und bezog neben Howard Stellung.

Sechzig Meter entfernt brüllte nun einer der tschetschenischen Soldaten einige Worte auf russisch. Howard verstand ein paar Brocken. Es reichte, um die Frage >Wer, zum Teufel, sind Sie?< herauszuhören, wenn sie gestellt wurde.

»Wie heißt die tschetschenische Geheimpolizei?« fragte Howard Marcus mit gedämpfter Stimme.

»*Sälit Kuläk*, Sir.«

»Sagen Sie ihnen, wir wären von dieser Geheimpolizei. Unterwegs in einer geheimen Mission. Sie sollen abhauen, oder wir machen sie platt.« Howard glaubte zwar nicht, daß die Gegner ihnen das abkauften, aber zumindest würde es ihnen zu denken

geben: Wenn es nun die Wahrheit war? Durften sie das Risiko eingehen?

»Sir.« Marcus drehte sich um und ratterte rasch einen Wortschwall auf russisch herunter.

Howard sprach weiter mit leiser Stimme, aber dennoch laut genug, damit seine Leute ihn trotz des Lärms des zweimotorigen Huey verstanden. »Zu zweit in den Hubschrauber zurückziehen. Die letzten zuerst.«

Als die ersten beiden Soldaten in den Huey kletterten, brüllte der tschetschenische Kommandant einen Befehl, der seine Männer dazu veranlaßte, die Waffen präzise auf das Ziel auszurichten.

»Ich glaube, sie wollen nicht, daß wir verschwinden«, sagte Fernandez.

Howards Bauch schien plötzlich mit Trockeneis und flüssigem Stickstoff gefüllt. Er nickte. Doch je länger sie blieben, um so gefährlicher wurde die Situation. Jemand könnte nervös werden, ein Finger abrutschen, und die erste abgefeuerte Kugel würde eine Salve von beiden Seiten auslösen.

Langsam und vorsichtig schaltete er seine Kommunikationseinheit um, um eine Verbindung mit dem zweiten Huey herzustellen. Hoffentlich waren sie noch nicht zu weit entfernt, um ihn über die mobile Einheit empfangen zu können. »Chopper zwei, hier spricht Alpha Wolf.«

Einen Moment lang war nichts zu hören außer Rauschen. »Chopper zwei, antworten Sie!«

»Wir empfangen Sie, Alpha, hier Chopper zwei.«

Der Colonel unterdrückte den unwiderstehlichen Drang, einen Stoßseufzer gen Himmel zu schicken. »Wir brauchen ein Ablenkungsmanöver. Etwa sechzig Meter nördlich unserer Position bei Chopper eins steht ein großer Transporter mit blinkendem Blaulicht. Nähern Sie sich aus nördlicher Richtung. Lassen Sie einen ihrer Leute aus dem Hubschrauber heraus ein paar Magazine mit Bleikugeln in das Dach dieses Fahrzeugs jagen.«

»Wird erledigt, Alpha. Wir sind schon unterwegs.«

»Geschätzte Ankunftszeit?«

»In fünfundvierzig Sekunden, Sir.«

Sie hatten sich also nicht allzuweit entfernt, wofür Howard den Piloten des zweiten Huey am liebsten umarmt hätte.

»Wir verschwinden, Leute«, sagte Howard so laut, daß seine Truppe ihn verstehen konnte. Es war ihm relativ egal, ob der Gegner ihn auch hörte. »Auf meinen Befehl, zu zweit, zack, zack, einsteigen.«

Einige der Tschetschenen wandten sich um und spähten in den Nachthimmel hinauf. Sie mußten die Motoren des sich nähernden Huey bereits hören, dachte Howard - die großen Pratt & Whitneys leisteten, wenn nötig, fast zwölfhundert PS -, und unter Vollast waren sie nicht gerade geräuscharm.

»Bereithalten«, sagte er.

Im reflektierenden Licht der tschetschenischen Fahrzeuge und des gelben Natriumfeuers rings um die Öltanks sah Howard, wie der Huey herandonnerte und in einer Höhe von fünfundzwanzig Metern breitseits schwenkte. Den Bruchteil einer Sekunde später blitzten gelb-orangefarbene Feuerstöße aus zwei oder drei Maschinengewehren in der offenen Tür auf.

Seine Truppe war äußerst treffsicher. Auf das Dach des Transporters ging ein prasselnder Kugelhagel nieder.

Die Tschetschenen wandten sich der neuen und unmittelbaren Gefahr zu.

»Los, jetzt, marsch!«

Howards Truppe sprintete zu dem Hubschrauber ...

Im selben Moment eröffneten die Tschetschenen das Feuer auf den über ihnen kreisenden Huey ...

Der letzte seiner Soldaten erreichte den startbereiten Helikopter und stieg ein. Nur Howard und Fernandez befanden sich noch auf offener Straße.

»Steigen Sie ein, Julio!«

»Alter geht vor Schönheit, Sir.«

Howard grinste und sprintete zum Huey hinüber. Fernandez gab ihm einen Schubs von hinten, als er die Tür hinter sich zuzog.

»Hoch, hoch!« brüllte Howard.

Der Pilot gab volle Kraft, und der Huey schoß in den Himmel hinauf.

Als die Tschetschenen erkannten, daß der Angriff aus der Luft nur als Ablenkungsmanöver diente, feuerten sie in beide

Richtungen. Mantelgeschosse bohrten sich in die Außenhaut des Huey.

»Sorgt dafür, daß sie ihre Köpfe einziehen müssen!« brüllte Howard.

Fernandez, der direkt an der Tür saß, öffnete diese und schwenkte sein H & K-Maschinengewehr wie einen Gartenschlauch. Die Tschetschenen gingen in Deckung. Kugeln hämmerten auf ihre Fahrzeuge ein.

Der kommandoführende Huey neigte sich und drehte in einem spitzen Winkel zur Seite ab. Langsam gewann er in einer Aufwärtsspirale an Höhe. Einige Treffer schlugen blechern auf die Außenhaut auf, aber kurz darauf waren sie außer Reichweite.

»Chopper zwei?« bellte Howard in sein Mikrofon.

»Genau hinter Ihnen, Alpha.«

»Verletzte bei Ihnen?«

»Negativ, Sir.«

»Sergeant?«

»Jemand verletzt?« brüllte Fernandez.

Anscheinend fühlte sich niemand angesprochen.

Howard atmete erleichtert auf und grinste. Sie hatten es geschafft! Gott sei Dank ...!

»Das ist glatte Entführung! Das können Sie nicht machen!«

Howard richtete einen abschätzenden Blick auf den erbosten Russen. Kälter Haß stieg in ihm auf, während er ihn durchdringend ansah.

»Damit schafft ihr Idioten einen internationalen Zwischenfall! Ich habe einflußreiche Freunde! Sie werden damit nicht davonkommen!«

Mit seinem Blick durchbohrte Howard den Mann. »Wir sind bereits davongekommen.«

Der Russe verlegte sich darauf, in seiner Muttersprache zu fluchen. Howard verstand einige der Worte. Doch er war nicht bereit, sich das anzuhören. Mit einer Handbewegung gebot er dem Russen zu schweigen. Dieser verstummte und sah ihn wütend an.

»Mister, Sie haben einen Mann getötet, den ich mochte und respektierte. Wenn Sie nicht auf der Stelle die Schnauze halten, könnte es sein, daß Sie aus Versehen aus dem Hubschrauber

fallen. Bei dieser Geschwindigkeit und Höhe werden Sie auf dem Boden aufprallen wie ein Gummiball.«

Auf einmal schien der Russe nichts mehr zu sagen zu haben.

Samstag, 9. Oktober, 18 Uhr 54
Quantico, Virginia

Das Telefon im Konferenzraum summt. Da Michaels allein war, nahm er den Hörer ab. »Ja?«

»Sir, Colonel Howard für Sie«, sagte eine Stimme am anderen Ende.

»Commander?«

»Am Apparat, Colonel.«

»Auftrag erledigt, Sir. Wir sind in der Luft und auf dem Weg nach Hause.«

Eine Welle der Erleichterung erfaßte Michaels. »Gut gemacht! Meinen Glückwunsch, Colonel. Irgendwelche Probleme?«

»Nichts von Bedeutung, Sir. Ein Kinderspiel.«

Toni kam wieder in den Raum. Michaels warf ihr einen Blick zu, deutete auf den Telefonhörer und gab mit der Hand das O.K.-Zeichen.

»Wir sehen uns in etwa sechzehn Stunden, Commander. «

»Freut mich. Nochmals meinen Glückwunsch, Colonel. Ausgezeichnete Arbeit.«

Michaels beendete die Verbindung und sah Toni grinsend an. »Sie haben ihn. Sind auf dem Heimweg. Müßten morgen hier sein.«

»Ich rufe Jay Gridley an«, sagte sie. »Er wollte wissen, wie es ausgeht.«

»Tun Sie das.«

»Und was nun, Alex? Wenn Sie richtig liegen, haben wir den Mann geschnappt, der Steve Day getötet hat, auch wenn wir ihm die Tat nicht nachweisen können. Und die Frau, die für Verwirrung sorgte, ist tot.«

»Zurück zum Tagesgeschäft, schätze ich«, antwortete er. »Falls ich das Treffen mit Carver überlebe, nachdem ich gebeichtet habe.«

»Das werden Sie schon. Dem FBI-Direktor kommt es auf das Ergebnis an. Das ist wie bei dem Noriega-Deal von Bush oder dem Iraker, der in den letzten Tagen der Regierung Clinton aus Bagdad geholt wurde. Unser gegenwärtiger Präsident wollte, daß der Kerl geschnappt wird, und das ist geschehen. Jetzt muß sich das Justizministerium um ihn kümmern.«

»Aber erst, nachdem wir ein kleines Gespräch mit ihm geführt haben.«

»Natürlich. Aber im großen und ganzen ist die Sache vorbei.«

»Ja«, stimmte er ihr zu. »Es ist vorbei. Und alles in allem haben wir gar nicht schlecht abgeschnitten, oder?«

»Nein. Wir haben nicht schlecht abgeschnitten.«

Sie lächelten einander an.

Epilog

Sonntag, 10. Oktober, 11 Uhr 30
Quantico

In der Arbeitsuniform eines Sergeants der US-Marine stand Rushjo diesseits des Maschendrahtzaunes, der das Gebäude der Net-Force-Zentrale umgab. Bis zum Haupteingang waren es noch dreihundert Meter, aber das Jagdgewehr im Seesack zu seinen Füßen war präzise genug, um ein manngroßes Ziel auf diese Entfernung zu treffen. Das Gewehr war diesmal keine Winchester, sondern eine Remington Kaliber 30-06 mit Schlagbolzen, genau wie die Waffe, mit der er in Oregon den Manager der Computerfirma erschossen hatte. Nur daß dieses Gewehr nicht mit einem holografischen, sondern einem optischen Sichtgerät mit zehnfacher Vergrößerung ausgestattet war. Es war bereits auf eine Entfernung von dreihundert Metern justiert, denn er hatte sich diesen Platz ausgesucht, bevor er das Gewehr zusammengesetzt hatte.

An der Straße befand sich eine Bushaltestelle. Sie mußte erst kürzlich eingerichtet worden sein, wie die fehlenden Graffiti-Schmierereien vermuten ließen. Hier konnte er sich ein paar Minuten herumdrücken, ohne daß er auffiele. Für einen Sonntag kamen und gingen genügend Menschen vorbei, so daß sich niemand über einen Marine Gedanken machen würde, der auf den Bus wartete.

Sollte der Kommandeur der Net Force nicht zum Mittagessen herauskommen, würde Rushjo zunächst wieder verschwinden, um später zurückzukehren. Vielleicht hatte er ja mehr Glück, wenn es auf den Feierabend zuing. Sollte er ihn dann erneut nicht entdecken, würde er vielleicht entlang seines Heimweges Stellung beziehen. Irgendwo fände sich schon eine Möglichkeit.

Ein einfarbiger weißer Dodge-Lieferwagen mit Regierungsnummernschild fuhr am Eingang vor. Rushjo hatte ein kleines Bushnell-Sichtgerät in der Tasche. Es war so winzig, daß es sich problemlos in der hohlen Hand verbergen ließ. Er lehnte

sich seitwärts gegen den Zaun und hielt das Sichtgerät vor das Auge.

In der geöffneten Eingangstür erschien eine attraktive Brünnette und stellte sich neben dem Lieferwagen auf. Unmittelbar hinter ihr kamen Alexander Michaels und zwei Männer an seiner Seite, die Leibwächter zu sein schienen, aus dem Gebäude.

Das Glück war Rushjo hold. Jetzt mußte alles sehr schnell gehen. Ein Mann, der mit dem Gewehr im Anschlag am Zaun stand, würde Aufmerksamkeit erregen, Marine hin oder her. Er bückte sich und öffnete den Seesack. Das Gewehr war schußbereit. Er mußte es nur noch herausnehmen, den Lauf durch den Zaun schieben - der ihm eine ausgezeichnete Auflagefläche bescheren würde -, das Fadenkreuz ausrichten und abdrücken. Eine Sache von fünf Sekunden, wenn er sich beeilte, zehn, wenn er sich Zeit ließe.

Auf gleichmäßige Bewegungen kam es an. Keine ruckartigen Handgriffe, einfach die Waffe hochnehmen und sie durch den Maschendraht schieben. Dann einmal tief Luft holen, den Atem anhalten und das Ziel anvisieren. Er machte sich ans Werk.

Das Teleskop, ein Leupold-Sichtgerät, hatte eine ausgezeichnete Optik, das Bild war klar und deutlich.

Jetzt kam sein Ziel ins Visier.

Rushjo richtete das unruhige Fadenkreuz auf den Oberkörper des Mannes aus ...

Bei dieser Distanz wurde das runde Sichtfenster des Teleskops nicht von Michaels ausgefüllt. Rushjo hatte außerdem die Frau im Blickfeld, einen der Leibwächter und einen Militärangehörigen in Uniform, der gerade aus dem Lieferwagen stieg.

Er ließ die Hälfte der gerade eingeatmeten Luft wieder ausströmen. Dann drückte er langsam ab ...

Mist! Rushjo nahm den Finger vom Abzug. Der Uniformierte, ein Farbiger, führte einen Mann am Arm.

Dieser Mann war Wladimir Plechanow!

Rushjo wußte, daß er sich rasch entscheiden mußte, ob er schießen sollte oder nicht. Er konnte nicht viel länger am Zaun stehen.

Trotz seiner Geschicklichkeit waren sie Plechanow also auf die Schliche gekommen, und nicht nur das, sie hatten ihn auch geschnappt.

Plechanow festgenommen. Rushjo hatte erst vor zwei Tagen mit ihm gesprochen. Erstaunlich.

Die Zeit schien stillzustehen.

Sollte er Michaels erschießen? Oder lieber Plechanow? Der Russe könnte ihn im Verhör verraten. Rushjo wußte von Drogen, die auch den verschlossensten Lippen Geheimnisse entlockten. Die Amerikaner setzten solche Mittel nicht allzu häufig ein, aber vielleicht würden sie es in diesem Fall tun.

Sollte er schießen?

Nein. Er würde Wladimir nicht töten. Wenn die Tschetscherien ihn an die Amerikaner ausgeliefert hatten, dann akzeptierte er diese Entscheidung.

Und wie stand es mit dem Kommandeur der Net Force?

Es hatte keinen Sinn, ihn jetzt noch zu erschießen. Das würde Plechanow nichts mehr nützen. Er würde damit nichts erreichen. Er war zwar ein Mörder, aber von sinnlosem Blutvergießen hielt er nichts.

Rushjo zog das Gewehr aus dem Maschendraht, bückte sich und verstaute es wieder in seinem Seesack. Dann sah er sich um. Schätzungsweise fünfzehn Sekunden waren vergangen, seit er die Waffe aus ihrem Versteck genommen hatte. Er schloß den Seesack und blieb daneben stehen.

Ein Bus näherte sich. Den würde er nehmen, in der nächsten Stadt ein anderes Auto mieten und sich einen Ort suchen, an dem er in Ruhe überlegen konnte. Natürlich hatte er noch den Mietwagen, aber mit dem wollte er nicht mehr herumfahren. Da es ein für Oktober recht warmer Tag war, würde aus dem Kofferraum des Autos wahrscheinlich bereits ein penetranter Gestank dringen.

Mit einem Schnauben kam der Bus zum Stehen. Die Tür öffnete sich. Der Fahrer lächelte ihn an, und Rushjo grinste verhalten zurück. Allerdings bestand der Anlaß zu seiner Freude hauptsächlich in dem Gedanken, der ihm gerade gekommen war.

Wenigstens würde er nie wieder zuhören müssen, wenn Gregori die Schlange mit der Tapferkeitsmedaille für seine Verdienste in Tschetschenien prahlte. Und bis jemand den

Kofferraum öffnete und feststellte, was sich darin befand, war Rushjo längst weit fort.

In der Wüste vielleicht.

- ENDE -